

II. Jahrgang.
No. 27

2. Juli 1914.
Einzelpreis 10 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

Die Mordtat in Sarajewo.



Der in seinem Wagen ermordete Erzherzog Franz Ferdinand.

Phot. Schröder Gasse, Berlin.

Gluck-Erinnerungen.

Zum 200. Geburtstag
des Meisters.
(2. Juli 1914.)

Jedes Genie besitzt seine menschlichen Schwächen und Vorzüge. Glucks Gesichtszüge waren die eines Mannes von Energie, Redlichkeit und Geist, obgleich eine Blatternkrankheit erhebliche Spuren zurückgelassen hatte. Die Augen waren klein und tief liegend, das Gesicht stark gerötet, darüber sah die damals übliche Perücke. Sein ganzes Sein lebte nur in seiner Kunst. Musik war sein Lebenselement. Aus einer Försterfamilie hervorgegangen, wurde ihm das Leben als junger Mann nicht leicht gemacht. Der später so berühmte Künstler zog durch Prag und dessen Umgebung, zum Tanz aufspielend, gleich jedem böhmischen Vettelmusikanten. Erst durch fürstliche Günst konnte das Künstlerleben in ihm vollends ausreifen. So wurde aus dem einstigen Wandersmann im vierzigsten Jahre seines Lebens der Hofkapellmeister der Wiener Hofoper.

Auf den Proben war er kein Güter. Da hieß er zwanzig- bis dreißigmal ein und dieselbe Stelle probieren, bis man's ihm endlich recht gemacht hatte. Ein Freund höflicher Formen war er kein Lebtag nie. Gerade heraus redete er, wie's ihm ums Herz war, denn die Wahrheit ging ihm über alles. So sagte er jedem Musiker bei den Orchesterproben gründlich die Meinung, und wenn es dann noch nicht klappte, so konnte er in helle Wut geraten. Dann war mit ihm allerdings kaum auszukommen. Mancher Musiker wollte dann einfach nicht mehr bei ihm bleiben, und es kam in der Oper erst zu einer Verständigung, als die Musiker, sobald Gluck dirigierte, das doppelte Honorar erhielten. Als einmal während der Aufführung einer seiner Opern ein Bassist vor sich hinträumte, schlich sich Gluck unter den Pulten unbemerkt hindurch und kniff den Musiker so heftig in die Wade, daß er laut aufschrie und die Vahgeige mit Donnergepolter zur Erde fiel. Aber selbst wenn der Hof zugegen war, nahm er keine Rücksicht. Sobald etwas



GLUCK

Char. des Editeurs, pour Volume N. 21.

Gluck. (Nach einer zeitgenössischen Lithographie.)

wirbelte ihn in der Luft herum und piffte ihm dabei seine Ballettmusik vor. Immer toller wurde der Tanz. Vestris verging fast der Atem. Aber erst mußte Gluck seinen Bohn fühlen. Endlich ließ er den gänzlich ermatteten Tänzer in einen Sessel fallen und meinte zu ihm in aller Seelenruhe: „Sehen Sie, so haben Sie nun das Tanzen nach meiner Musik gelernt.“

Alfred Mello.



DIE GEMEINDE HAMMER
IHREM EINSTIGEN BÜRGER
CHRISTOPH WILHELM GLUCK
DEM SCHÖPFER DES DEUTSCHEN
DRAMAS, DEM TONSETZER DER
1744 IN VEREHRUNG GEWINNET 1914

Das Gluckdenkmal in Hammer in Böhmen
das am 2. Juli enthüllt wird.
Bildhauer Anton Groth jun. (Wien).

THEATRE DE LA REPUBLIQUE ET DES ARTS.

Le 10 Brumaire an sixième.

ALCESTE,

Opéra en trois actes, paroles de DUROLLET, musique de GLUCK.

CHANT: les Citoyens Lainez, Dufresne, Bertin, Lefevre, Villoteau, Villiers, Moreau, Lhoite, Delboy, Cholet, le Roux l'aîné, Tacuffet; les Cit. Maillard, Guenet, Josephine, Dubois, Stiglet, Gambais.

DANSE: les Citoyens Vestris, Huard, Goyon, Milon, St-Amand, Branchu, Moreau, Simonet, Deschamps, Anatole; les Cit. Clotilde, Gardel, Perignon, Chevigny, Hutin, Chameroi, Delisle, Milliere, Cholat-Lancuville, Louise, Elise, Jenny.

Le 2 Frimaire prochain, la deuxième Représentation d'HORATIUS COCLÈS.

Le Billet une fois pris, on n'en rendra plus la valeur.

L'Entrée du Bureau de la location des Loges est par la rue de la Loi, au Théâtre de la République et des Arts, au second étage à droite.

Le Bureau est ouvert depuis 10 heures jusqu'à deux.

De l'Imprimerie de la Veuve D'ELORMEL, rue du Poin St. Jacques.

Der Theaterzettel von einer Aufführung der „Alceste“ in Paris während der großen französischen Revolution am 30. Brumaire VI (21. Nov. 1797).

Die Lithographie aus der Theaterzettel kammen aus dem J. Nicolas Mansel'schen Musikverlegerischen Bureau, Besitzer Weinbändler Nicolas Mansel, Frankfurt a. M.

Sport



Reisezeit



Phot. Zander. Berlin-Zürich.

Der Höhenweltrekord mit 3 Passagieren
4100 Meter, aufgestellt von Oberleutnant Bier in Wien.



Phot. W. Boerner. Berlin SW.

Lt. Dr. G. Pachatz auf „Turandot“
siegte im Augusta-Victoriarennen in
Hamburg.



Berliner Kultur-Gesellschaft.

Der Dauerweltrekord des deutschen Fliegers Basser in Johannistal;
18 Stunden, 12 Min.; Basser erhält 10 000 Mk. aus der National-
flugipende.



Die selige Ferienzeit. Abfahrt in die Ferienkolonie.

Phot. H. Zennaro. Berlin



Bertha v. Suttners Beisehung.

Im Krematorium zu Gotha wurde Bertha v. Suttner vor wenigen Tagen beigesetzt. Vor einer Reihe von Jahren ist dort auch ihr Gatte bestattet worden.



Phot. G. Jansen, Köln.

Der Kiosk der „Frankfurter Zeitung“, der „Kleinen Presse“ und des „Illustrierten Blattes“ auf der Kölner Werkbundaussstellung.



Phot. A. Gerlach, Berlin.

Der Streik der Pariser Postbeamten.

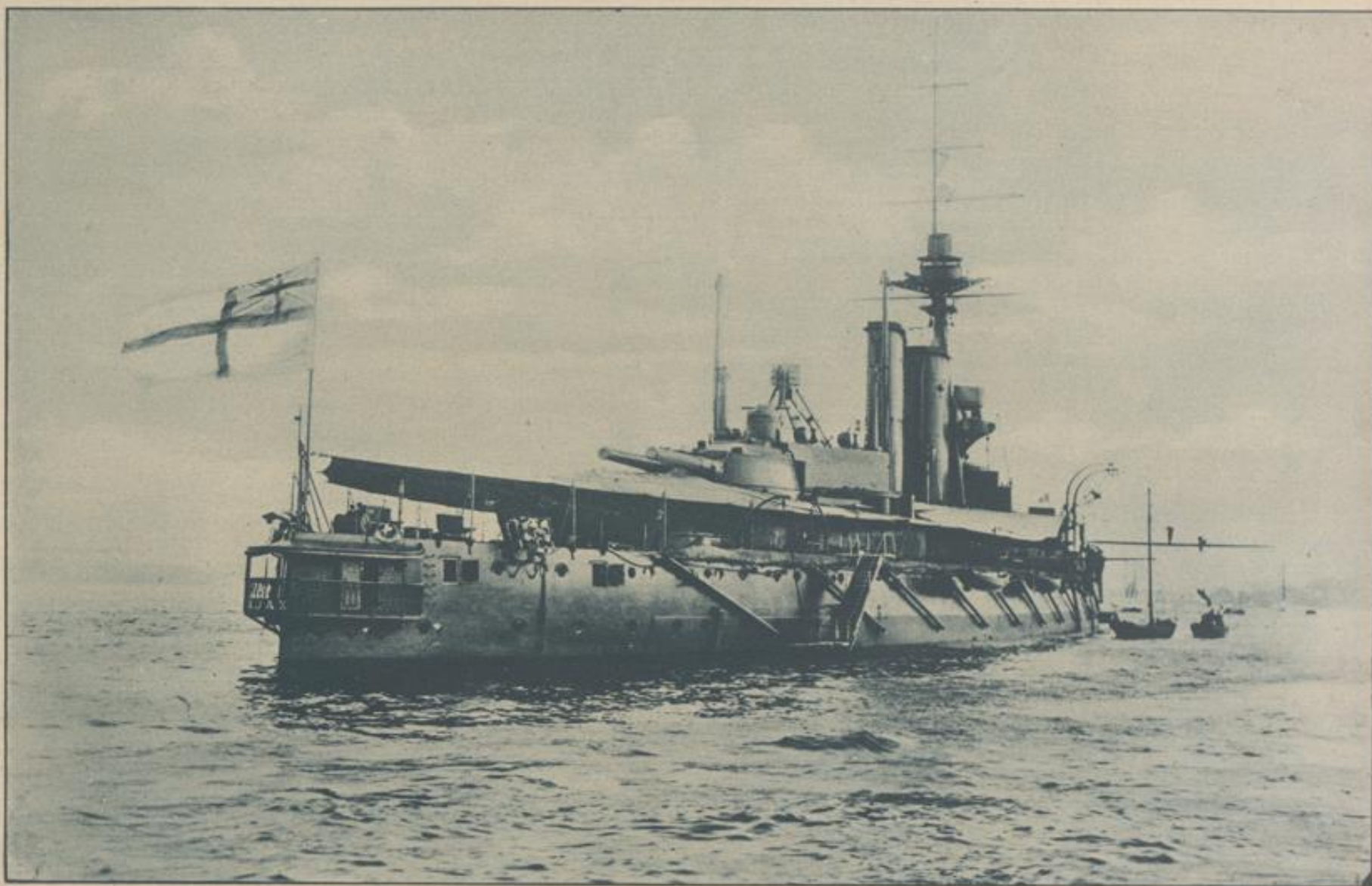
Zu recht tumultuarischen Szenen ist es in der Pariser Hauptpost in der vergangenen Woche gekommen. Der Senat hatte die Wohnungszulage für die unteren Postbeamten, die von der Regierung befürwortet worden war, abgelehnt. Bald nach Bekanntwerden des Senatsbeschlusses begannen in der Hauptpost lärmende Kundgebungen. Die unteren Beamten, die begreiflicherweise durch die große Enttäuschung, die ihnen das Vorgehen des Senats bereite, aufs äußerste erbittert waren, stellten die Arbeit ein. Alle Nachzüge gingen ohne Post fort. Später kam es zu schweren Zusammenstößen mit der Polizei, auf die vom Postgebäude aus Ziegelsteine geworfen wurden. Dem Eingreifen des Postministers gelang es dann, die Beamten zu beruhigen. Unser Bild zeigt den Augenblick, wo den Postbeamten, die sich im Postgebäude verbarricadiert hatten, ein Brot von unten her an einem Seile heraufgeschafft wird — ein Vorgang, der den Beteiligten offenbar viel Spaß gemacht hat.



Phot. Seidel, Berlin.

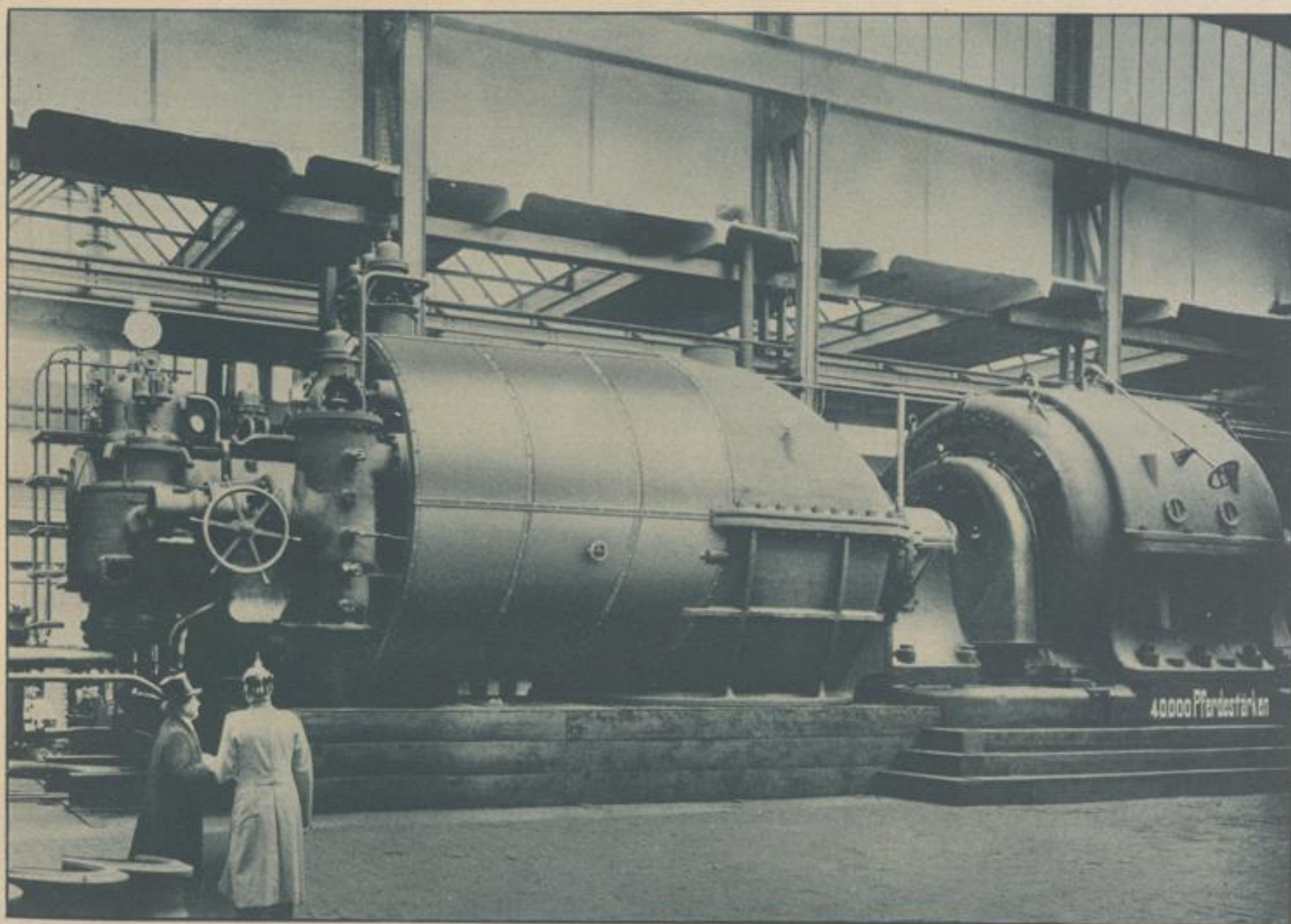
Das große Ausstellungstheater von Professor van de Velde auf der Kölner Werkbundaussstellung.

Ein Riesenschiff und eine Riesenmaschine.



Das englische Großkampfschiff „Ug“, das mit einem Geschwader aus Anlaß der Kieler Woche den Kieler Hafen besuchte.

Photo-Union Paul Vann Berlin.



Eine 40.000 PS. Turbine, die größte, die bisher auf dem Kontinent gebaut wurde, aus den Werkstätten der Firma Brown, Boveri und Cie. in Mannheim. Die Turbine ist für das Elektrizitätswerk in Hagen bestimmt.

Phot. J. v. Zönnig Bremen.

Der Herzog von Sorfona

Roman von Carl Graf Scapinelli

(17. Fortsetzung).

„Wir werden sehen!“

Prinz Petro verabschiedete sich ganz betroffen von der Schwester und der Mutter Miarotti, er drückte Isabella stumm die Hand. Ihre Augen ruhten fragend auf ihm, aber seine Leuchten nicht auf.

Die Großmutter rief, Sorfona und Tortosa rief! Und dieser Ruf überstimmte alle Gefühle für Isabella in ihm. Prinz Wetterstein bat die Damen zu bleiben, er wollte Petro nur bei der Abreise behilflich sein und dann gleich wieder kommen.

„Er wird doch nicht da hinunter müssen, in den Kampf müssen?“ sagte Isabella zu Vita mit angstvollem, verstärktem Gesicht.

Doch diese, selbst erschreckt, zuckte nur die Achseln.

„Geh! Gott, daß es gut ausgeht!“ murmelte Isabella. „Geh! Gott!“

XI.

Wenn auch Prinz Petro noch den Pariser Orientexpress nach Wien in Baden-Vos einacht hätte, so trieb ihn doch die Unruhe, das Fieber, in dem er sich durch dieses Telegramm befand, an, lieber in nächstlicher Fahrt mit dem Auto nach München zu rufen und dort vormittags den Zug zu besteigen. In aller Eile wurde das Notdürftigste zusammengepackt, in einem kleinen Koffer ins Auto geladen, und durch die tiefen Schatten der hohen Schwarzwaldtannen fauchte bald schon der Kraftwagen Prinz Petros dahin.

Tief zurückgelehnt im Fond des Wagens saß er und starrte vor sich in die Nacht. Dunkle Wälder, schlecht beleuchtete Dörfer, lange, gerade vom letzten Mondviertel kaum beschienene Straßen.

Es lag etwas Romantisches für ihn in dieser schnellen, nächtlichen Fahrt. Am leuchtenden Tage war er in der Vorwoche denselben Weg dahingefahren, in dunkler Nacht, nach errungenem Sieg, nachdem sein Herz zum erstenmal seit Monaten freudig einem Mädchen entgegengeschlagen, fuhr er zurück. Ihm war, als läge der heutige Sieg, als wäre sein Gespräch mit Isabella Tage und Wochen zurück, so viel andere Gedanken waren in ihm aufgefliegen, aufgepeitscht durch die Depesche des Grafen Vesano Galli.

Ob er die Großmutter lebend antraf? Und wenn sie tot war, ob er dann auch noch da hinunter mußte. Er schämte sich fast vor dieser zweiten Frage. Natürlich, er mußte, wie konnte er daran zweifeln, es war seine heilige, ererbte Pflicht, es war seines jungen Lebens höchste Aufgabe!

Kein liebes, lockendes Mädchen Gesicht konnte ihn davon abhalten. Mit einemmal hatte sich seine Lage ganz verschoben. Er war nicht mehr der elegante Herrenreiter, der tun und lassen, lieben und flirten konnte, mit wem er wollte, er hatte jetzt andere Aufgaben.

Wenn die Großmutter stirbt, dann läge die ganze Angelegenheit auf seiner Schulter, dann hätte er die Ideen und die Absichten seiner Ahnen zu erfüllen. Dann erst recht! Ein Eifer, eine Freude über die Nähe des Zieles kam über ihn und dazu doch ein seltsamer, trauriger Ernst. Hoffentlich traf er die alte Herzogin noch am Leben.

Die laue Nacht erschien ihm durch die Raschheit der Fahrt fast kühl. Er hüllte sich fest in seinen Mantel, lehnte den Kopf ein wenig vor und nickte in unruhigen, alle Augenblicke unterbrochenen Schlaf ein.

Und während dieses Halbschlummers stiegen Zukunftsbilder vor ihm auf, ein Königschloß, Menschen in kostbaren Uniformen, dann war er wieder in Baden-Baden und ritt, stritt um den Sieg auf der Rennbahn, Isabella Miarottis Augen sah er, ihren freudigen Blick im Dunkel, ihren fragenden Blick beim Abschied. Nein, nein, es ging nicht, er mußte fort. Dieses Gefühl mußte sterben, da es erst geboren.

So ging es in unruhiger Ermüdung fort, bis langsam der Morgen dämmerte; in Augsburg trank er rasch irgendwo Kaffee, ließ das Auto nachsehen und fuhr weiter nach München gleich auf den Bahnhof.

Er erreichte noch den Orientexpress und wartete ungeduldig auf die Abfahrt. Nun setzte der Zug sich in Bewegung. Er empfand gar keinen Trennungsschmerz, trotzdem er München vielleicht für lange verließ, nichts blieb in dieser Stadt zurück, das er liebte. Das war alles ferne, weit weg.

Und plötzlich, während er in dem dahineilenden Zug saß, erinnerte er sich, daß er in Wien Fanny Zcherb treffen konnte; ein traurig-süßes Gefühl, ein Gefühl dankbarer Liebe stieg in ihm auf. Für Minuten verstand er seine rasche Zuneigung für Isabella nicht mehr und suchte sie sich in Ruhe zu erklären. O, sie war schön und groß, elegant, viel eleganter als Fanny. Aber das Ge-

fühl, das ihn an diese einst geknüpft, war es nicht. Es war mehr Lust, mehr Siegesfreude bei Isabella gewesen und dort mehr jugendliche Innigkeit. Was einst zur Reizung reifen sollte, wenn es nicht jäh zerstört worden wäre, das war hier Milt. Die erste Schlichtheit, das scheue Kind fehlte der zweiten Liebe. War sie darob geringer? Er wußte sich keine Antwort darauf, er selbst war in all den Monaten ein anderer geworden und fühlte sich jeder der beiden auch ganz anders gegenüber. Es war mühsam, sich die Gefühle erklären, sie zu brüzieren, auf das Maß ihrer Stärke prüfen zu wollen.

Die Gedanken an die Großmutter drängten sich vor. Jetzt erst fühlte er, wie er an ihr in Verehrung und scharfer Liebe hing. Eine Ungeduld bemächtigte sich seiner, der Zug fuhr ihm nicht schnell genug. Die Stunden verrannen zu langsam. Er fühlte sich in seinem reservierten Coupé nicht recht wohl, die Einsamkeit bedrückte ihn, so suchte er den Speisewagen auf.

Während er eine Kleinigkeit verzehrte, sah er durch die großen Scheiben hinaus auf die Landschaft, man näherte sich Salzburg, die Berge wuchsen zu beträchtlichen Höhen. Ob in Sorfona auch solche Firnen mit Schnee und Eis stünden? Er stellte sich die Gegend ähnlich vor, nur zerklüfteter, romantischer, wilder, märchenhafter.

„Herzog von Sorfona und Tortosa!“ sagte er leise vor sich hin. Wie romantisch, wie schön das klang. Heute noch das einfache Leberprinzlein, Prinz Petro von Maudon, ein junger Mann ohne richtige Aufgabe, gebildet am österreichischen Hof, am bayerischen Hof, und in ein paar Tagen vielleicht ein regierender Fürst.

Am Salzburger Bahnhof ließ er sich eine Wiener Zeitung holen. Nervös blätterte er sie durch. Ueber die Erkrankung der Herzogin fand er eine kurze Notiz, die aber nicht alle Hoffnung auf Genesung leugnete. Unter den vermischten Telegrammen stand eines aus Sorfona, daß es dort gäre und schon zu Straßenkrawallen gegen die Regierung gekommen sei, die trotz der schlechten Ernte des letzten Jahres nichts gegen eine Teuerung unternehme. Immer wieder las er die beiden Nachrichten, in deren kurzen Sätzen die ganze zukünftige Gestaltung seines Lebens stand. Dann fühlte er die Abspannung der halb durchwachten Nacht und versuchte einzunicken. Aber die Gedanken rissen ihn immer aus dem Schlummer, die Schläfen hämmerten ihm.

Endlich, endlich näherte sich der Zug der Hauptstadt Österreichs. Immer mehr Villen und Lichter tauchten auf die Brücken der Vorortstationen zogen sich über dem Geleise hoch im Fogen, die Straßen waren erleuchtet, die Wechsel auf den Straßen mehrten sich, die Schienenstränge wuchsen in parallelen Paaren immer mehr an.

Schließlich fuhren sie in die Halle des Westbahnhofes ein. Graf Vesano Galli stand am Perron, um ihn zu erwarten und an das Krankenlager der Großmutter zu führen. — Nach kurzem Händedruck gleich die besorgte Frage nach dem Befinden der alten Herzogin.

Heute gehe es ihr relativ besser, erzählte der Graf, besonders, da sie sich sehr über sein Kommen freute. Es war ihr ausdrücklicher Wunsch gewesen, ihn herzurufen, und da sie die Nachricht des Sieges auf der Rennbahn erhalten, wäre sie doppelt erfreut, ihm gleich gratulieren zu können.

Unsere Zähne.

Wäre das noch niemand aufgefallen, daß trotz täglichen Zahneinigungs mittels Zahnpulver oder Zahnseife die Zähne (namentlich Backzähne) häufig doch schlecht und hohl werden? Ist das nicht der beste Beweis dafür, daß die Zahneinigung mit Pulver oder Zahnseife eine durchaus ungenügende ist? Die Zähne tun uns nicht den Gefallen, nur an den Stellen zu faulen, wo wir bequem mit Zahnbürste, Pulver oder Seife hingelangen können. Im Gegenteil, gerade an denjenigen Stellen, die schwer zugänglich sind, wie die Rückseiten der Backzähne, die Zahnschmalen, hohlen Zähne, Zahnlücken usw.,



„Und wie steht's in Sorfona?“ fragte Petro weiter, als sie schon in der Equipage saßen, die sie zur Lainzer Villa der Herzogin bringen sollte.

„Es gärt, es kistelt! Königl. Hoheit müssen sich jede Stunde bereit halten, reisen zu können!“

„Schon so bald!“ — und seine Augen blühten auf.

„Jeden Augenblick, schon morgen kann es losgehen!“

„Das ist recht, ich bin bereit!“

„Es ist der Herzenswunsch der Herzogin, das noch zu erleben“, fuhr Graf Vesano Galli fort, „und Königl. Hoheit noch auf den Thron zu bringen!“

In Petro steigerte sich die Ungeduld, die Großmutter zu sehen. Wie sie aussehen, was sie sagen würde. —

Als er wenige Minuten später an ihr Bett trat, war er erstaunt, sie vergnügt, wenig verändert zu finden. Mit aller Energie hatte sie sich aufgerichtet und sich fröhlichen lassen. Ihr Enkel sollte sie nur als Herzogin, nicht als sterbende Greisin erblicken.

„Nun erzähl' mir aber von Baden-Baden!“ sagte sie gleich.

Ihre Stimme klang matter als sonst, und ihren Augen fehlte der alte Glanz.

„Gib mir dabei Deine Hand, Petro, damit ich Dich fühle, denn sehen kann ich Dich kaum mehr!“

Er begann zu berichten, rasch und sprunghaft, nur den Namen Isabellas erwähnte er nicht.

Er staunte, daß sie ein so gleichgültiges Gespräch wünschte. Er hatte geglaubt, sie würde ihn mit der letzten Kraft an seine Pläne mahnen, über seine Zukunft, sein Vorhaben sprechen.

Aber dies war alles schon wohl geordnet, seit Monaten mit Graf Vesano Galli reichlich besprochen und zu Papier gebracht. Sie war sichtlich vom Zuhören müde geworden. Der Arzt, der nach ihrem Befinden zu sehen gekommen war, winkte dem Prinzen, sie allein zu lassen.

So verabschiedete er sich kurz, nachdem sie ihm „Auf morgen!“ zugestimmt. „Da bin ich härter, fester, da reden wir weiter, Petro. Es soll für den Prinzen das Souper serviert werden!“ befahl sie noch mit matter Stimme — „und ein Wagen siehe bereit, wenn er noch ausfahren will!“

Er schüttelte den Kopf, als sie jetzt lächelnd: „Amüsiere Dich nur im schönen Wien! Traumen wird es vorerst keine Gelegenheit dazu geben!“ hinzufügte.

Die Anspielungen der Großmutter und des Grafen Vesano Galli versetzten ihn in große Unruhe. Sie sollten ihn doch aufklären, wie es stünde. Er war ja jede Stunde bereit, nach Sorfona zu reisen.

„Wir haben noch keine bestimmten Nachrichten!“ hatte der Hausminister ihm dann im Speisesaal gesagt. „Wir erwarten sie aber täglich, denn Graf Margazzi, Amaliens Vater — sie ist übrigens dort — ist unser Hauptvertrauter.“

Der Arzt, den Petro zu sprechen wünschte und über die Krankheit der Großmutter befragte, meinte: „Ihre Königl. Hoheit ist eine selten zähe Natur. Ihr Geist erhält den Körper, es kann noch Wochen und Monate dauern! Königl. Hoheit können ohne Angst den Abend außer Haus verbringen. Ich würde es sogar raten, um der hohen Frau damit eine gewisse Beruhigung zu geben!“

geht die Fäulnis und Verderbnis am ehesten und sichersten vor sich. Will man seine Zähne von Fäulnis und Verderben frei, also gesund erhalten, so wird das am sichersten erzielt durch ein antiseptisches Mundwasser wie Odol. Dieses bringt beim Spülen überall hin, in die hohlen Zähne sowohl wie in die Zahnschmalen, an die Rückseiten der Backzähne usw. Odol entzieht den zahnzerstörenden Pilzen die Lebensbedingungen und schützt deshalb die Zähne vor Verderbnis. Wir raten deshalb jedermann, der seine Zähne gesund erhalten will, eindringlich und mit gutem Gewissen, sich an eine fleißige Zahnpflege mit Odol zu gewöhnen.

Preis: 1/2, flache Odol R. — 85, 1, flache (monatlang ausreichend) R. 1.50.

Nach dem Souper, das er mit dem Grafen Besano-Galli eingenommen, fuhr er in die Stadt. Am Ring schickte er die Equipage heim. Er wollte von da ab gehen, dieses nächtliche, schöne Wien genießen, mit seinen Gedanken allein sein.

Ihm war ganz eigen zumute. Ein tiefer Ernst hatte sich seiner bemächtigt und dazu eine jähe Ungeduld, die den noch ungeklärten, kommenden Ereignissen galt. Er kam sich hier in den Straßen Wiens fremd vor. Seine unbekannte Heimat, sein Land lag ganz wo anders. Er fühlte, daß man ihm absichtlich heute noch etwas verheimlichte, daß Dinge in der Luft lagen, Depeschen hin und her gegangen waren, daß man ihm den Abend noch lassen wollte.

Das glich wieder ganz der Großmutter. Die kleine Veränderung, die er an ihr trotz aller sorgfältigen Toilette beobachtet, hatte ihn traurig gestimmt, noch nie hatte er den Tod auf einem Menschenantlitz lauern sehen, noch nie hatte er sein Kommen so geahnt.

Und trotzdem sandte sie ihn aus, sich zu amüsieren. Die Eindrücke am Krankenlager der alten Herzogin, die durchfahrenen und durchlebten letzten 24 Stunden hatten ihn sensibler gemacht. Seine Nerven empfanden alles stärker, seine geistigen Augen sahen klarer, in die Zukunft sowohl wie ins Leben.

Ihm schien, als stände er vor einem Wendepunkt seines Lebens, das er kaum angefangen mit Bewußtsein zu fühlen.

Unschlüssig musterte er eine Plakatsäule am Ring. Fast unbewußt starrte er auf die Zettel, und als er seine Augen ihnen näherte, sah er gerade den des f. l. Burgtheaters.

Da stand auch schon der Name Fanny Scherbs vor ihm. Man gab heute Fausts ersten Teil, und sie spielte das Gretchen. Er sah auf die Uhr. Es war über 10 — schon sammelten sich vor dem nahen Theater die Wagen. Ende 10½ las er.

Er dachte nicht lange nach, irgend etwas trieb ihn zur Eile.

Um den Rundbau warteten vereinzelt Menschen, standen in Reihen die Wagen.

Das Stück muß zu Ende gehen. Es hatte keinen Zweck mehr, ins Theater zu kommen. Instinktiv suchte er den Bühnenausgang. Aber keine freudige, zuversichtliche Stimmung kam in ihm auf, nur nervöse Erregtheit. Er mußte sie sprechen, er mußte auf sie warten.

Nun strömte das Publikum aus dem Theater, die Wagen fuhrten vor, der Portier rief die Nummern und Namen — der helle Platz war mit Menschen dicht besetzt.

Auch vor dem seitlichen Tore warteten Wagen. Immer unruhiger wurde er, er konnte nicht stehen, ging hastig auf und ab und kehrte doch jäh um, wenn jemand aus dem Bühnenausgang kam. — Niemand beachtete ihn, obwohl sich eine Zahl junger Theaterenthusiasten und Enthusiastinnen angesammelt hatten, um ihre Größen zu sehen, um sie durch Zurufe zu ehren. Der Darsteller des Mephisto, der des Faust wurden mit „Hoch“ begrüßt, aber als diese schon in ihre Wagen gestiegen, harrte die Menge noch immer aus.

Eben wollte Petro wieder auf und ab wandeln, da erschien Fanny Scherb an den Stufen des Ausganges — wie durch ein Spalier schritt sie, ganz verträumt noch, in schlichtem, einfachem Kleid. Nun rief auch ihr die Menge zu, sie nickte schwach lächelnd und doch stark ermüdet, — da brach Prinz Petro durch die Masse hindurch — kam direkt auf sie zu, als sie eben in den Wagen steigen wollte. Sie sah jäh auf — erkannte ihn.

„Du!“ sagte sie erkannt, erfreut. Er schüttelte ihr die Hand, sie blickten sich in die Augen und konnten noch kaum ein Wort sprechen. Keines von beiden dachte an die Umstehenden, die schon zu murmeln, zu mutmaßen angingen.

Plötzlich entschlossen schickten sie den Wagen weg.

„Komm,“ sagte sie, „komm!“ Und rasch, eilig, als wollte sie ihn vor der Schar der Enthusiasten schützen,

zog sie ihn fort. Sie merkte, daß einige neugierig folgten, aber es lag ihr nichts daran. Sie dachte jetzt nicht an Nachrede, an Verleumdung!

„Ich wollt' Dich noch sehen, ehe ich nach dem Süden muß!“ sagte er endlich, „ich hab' Dich noch sprechen müssen!“

„Mußt Du fort, schon fort?“ fragte sie.

„Ich glaube, es ist so weit. Morgen, übermorgen wird es sich entscheiden!“ Seine innere Traurigkeit war noch nicht gewichen.

„Du bist so ernst, Petro, so traurig!“

„Ich bin es geworden, seitdem Du fort warst! Aber hast Du jetzt Zeit, halt ich Dich nicht auf, darf ich Dich denn begleiten?“

„Gewiß, Petro, ich will Dich sogar bitten, zu mir in die Wohnung zu kommen und mit mir zu Nacht zu essen, wenn Du mir versprichst, daß alles so bleibt, wie ich es Dir geschrieben!“

„Fanny!“

„Nur nicht das Alte aufstehen lassen, nur es nicht für eine Nacht erwecken wollen. Nur meine mühsam erungene innere Ruhe wahren! — Für Dich gibt's so viele andere, Schönerer, Bornehmerer, Petro, wirst auch längst ein Auge auf diese und jene geworfen haben!“

Da schwieg er betroffen.

„Siehst Du, ich mach' Dir auch keinen Vorwurf. Nur das Alte wollen wir nicht trüben, das wollen wir uns so schön erhalten, wie wir es in Erinnerung haben!“

Sie bogen in die Gasse ein, wo Fanny Scherb unweit des Theaters wohnte. Der Portier, der öffnete, sah sie erstaunt an, sie war sonst stets allein gekommen.

Voll innerer Trauer stieg Prinz Petro die Treppe zu ihrer Wohnung hinauf. Fanny öffnete die Türe.

„So, bitte, hänge Deinen Ueberzieher hierher! Ich freue mich, Dir mein kleines Heim zu zeigen! Ich bin gleich wieder da!“

Er hörte sie, wie sie in die Küche ging und mit dem alten Faktotum verhandelte.

Nun kam die alte Köchin, wuschte sich umständlich die Hände an der weißen Schürze, öffnete rasch die Türe in einen kleinen Salon, der zugleich als Speisezimmer diente, sah Prinz Petro dabei an und sagte naiv:

„Der gnä' Herr, ja, der gnä' Herr, ich hab' den gnä' Herrn schon am Schreibtisch vom Fräulein oft bewundert. — Und heut' in Zivil, na ja, immer hab' ich schon gedacht, daß er doch einmal kommen muß! Unser Fräulein verdient's. 's Herz spielt sie sich aus dem Leib, und wirkliche Tränen weint's im Theater — und ist zu brav für diese Welt!“

Prinz Petro nickte nur ein wenig verlegen. Noch fühlte er die erstaunten Augen der alten Frau auf sich gerichtet, die ihn wie ein Weltwunder ansah. Dann wandelte sie wieder hinaus in die Küche, wo Fanny eben nach dem Rechten gesehen.

„Fein ist er, schön ist er, ja, ich sag's ja, der gnä' Herr!“ Ihr hatte immer in diesem Hause irgend etwas gefehlt. Nun war sie ganz befriedigt, ganz beseligt.

„Aber Betty, seien Sie doch nicht so närrisch aufgeregt, das ist ja nur ein alter Freund und Bekannter!“ Dann trat sie ins Zimmer zu Petro.

„So“, sagte sie, „da wäre ich! Du bist doch eine Alleinigkeit!“

„Ich habe bei Großmama schon gegessen!“

„Nun, so ein bißchen zur Gesellschaft!“ Sie stand vor ihm, schien ihm seit ihrem letzten Beisammensein größer geworden, ruhiger, herber, durchgeistigter.

„Fanny, warum ist alles so gekommen, warum?“ fragte er traurig.

„Weil es so kommen mußte, Petro, zu unserer beiden Nutzen! Und weil die Deinen es so gewollt!“ Nun konnte sie es ihm sagen, nun, da alles vorüber war. In ihrer inneren Wahrhaftigkeit fühlte sie das Bedürfnis dazu.

„Die Meinen?“ Er fuhr erregt fragend auf.

„Sie haben mich hinterläßt hierher engagieren lassen, Dein Koffi, die Großmutter. Sie haben unser Schicksal gewendet, wie sie es wollten, und sie haben uns beiden damit neue Bahnen gegeben. O, Deine Großmutter ist eine weise, kluge Frau, denn de Koffi wird nur ihr Werkzeug gewesen sein!“

„Sag, hast Du das damals schon gewußt?“

Sie wollte, sie durfte nicht lügen.

„Ja, ich hab's aus allem herausgefühlt!“

„Und hast es mir nicht gesagt?“

„Hätte ich unsere letzte Stunde, die schönste, die wir genossen, die heiligste meines Lebens, aus der ich für meine Kunst ewig zehren werde, hätte ich die zerstören sollen, indem ich Haß, Groll, Streit und Jammer hineingetragen hätte? Ich hab' sie Dir erhalten wollen diese Stunde und wollte Dich den Deinen nicht rauben! Nur darum, Petro, hab' ich es getan, nur darum hab' ich geschwiegen!“

Er war auf einen Stuhl gesunken, schüttelte den Kopf nur immer wieder, ihm war, als müsse er auch an Fanny irre werden.

„Es war also ein Pakt mit den Meinen, zu dem Du Dich hergabst?“

„Nein, Petro, sie waren härter als wir, ihrer Macht mußte ich weichen, und an Deine, wie an meine Zukunft denken! Was wäre denn aus uns geworden? Ich wäre schließlich Deine Geliebte gewesen, die Geliebte eines Prinzen, hätte meinen Beruf vernachlässigt, — und jetzt, wo Du nach Sorfona mußt, jetzt schon hättest Du mich sitzen lassen!“

„Ich hätte Dich mitgenommen!“ rief er überzeugt.

„Als was, Petro, als Deine Maitresse vielleicht?“

Da wagte er selber nicht, die fromme Lüge zu sagen, daß er sie geheiratet hätte. Sie wußte ja auch zu gut, daß einer, der sich den jungen Thron erobert, schon um sich die Hilfe der anderen Nationen zu sichern, nicht heiraten konnte, wen er wollte, sondern nach einflussreichen, dynastischen Beziehungen seine Ehe schließen mußte.

„Verzeih, Fanny, Du hättest vielleicht recht, für Dich war es so besser!“ sagte er jetzt. „Aber mir hat es viel genommen!“

„Und daß ich schwieg, hat Dich vor großen Dummheiten bewahrt. Nun, wo ich Dich gereift weiß, selbst durchdrungen von Deiner zukünftigen Aufgabe, habe ich es Dir gesagt!“ schloß sie. „Aber jetzt wollen wir alten Freunde die paar Augenblicke, die uns gegönnt sind, genießen, uns aussprechen, erzählen — jedes von seinem Leben!“ Die Köchin kam mit einer Speise und stellte sie auf den Tisch. „Bitte, setz Dich zu mir!“ Und indem sie sich zur Heiterkeit zwang, sagte sie: „Also, wen verzeihst Du jetzt?“

Er war ganz verwirrt. „Niemand, Fanny, niemand, nur ganz langsam hab' ich mich mit einer Dame zu verstehen angefangen, aber das hat sich gleich wieder aufgelöst, ich muß ja fort!“

„Natürlich, Du mußt fort!“ wiederholte sie, und das beruhigte sie sehr.

„Trinkst Du ein Gläschen Bier?“ fragte sie wieder.

„Ja, ich habe eigentlich anläßlichen Durst! Seit zwei Tagen und Nächten bin ich in Unruhe, bin die Hälfte davon auf der Bahn, im Auto, die andere Hälfte auf Krankenlagern, an einem Krankenlager!“

„Und jetzt noch dazu bei Deinem ehemaligen kleinen Mädel, die jetzt Hofburgschauspielerin ist!“

„Mir scheint, Du lachst über mich, Fanny!“

Er sah fast eingesunken in seinem Stuhl, und unwillkürlich fuhr sie ihm mit der Hand über sein blondes Haar.

„Hast Sorgen, Kopfschmerzen, Petro?“

Er hauchte ihre Hand und zog sie mit Gewalt an seinen Mund.

(Fortsetzung folgt.)

Leistungsfähiges Aufnahmematerial

für Ferienphotos an der See!

In den Ferien
unentbehrlich!



Agfa
Photo-Artikel

Bezug durch Photohändler

„Agfa“-Platten
Extrarapid
Hervorragend klar und
brillant arbeitend.
Geben Himmel und
Wolken in guter Ton-
absetzung wieder.



„Agfa-Special“
Platten (Extrarapid)
Unübertroffene Tonab-
stufung; enormer Be-
lichtungsspielraum; un-
gewöhnliche Entwick-
lungsmöglichkeiten.

Amateure
arbeiten am
besten mit



Agfa
Photo-Artikel

Fordern Sie zur Information
in unterhaltender Form **Gratis** „Agfa“-Prospekte / reich
durch Photohändler oder durch die „Agfa“-Broschüren / illustriert

ACTION-GESELLSCHAFT FÜR ANILINFABRIKATION, Berlin SO 3d

Der Gespensterhund.

Eine unheimliche Geschichte von Karl Bertling.

I.

Obernhausen hieß der Ort, in dem ich einen Teil meines Lebens zubachte und in dessen Nähe mir folgende unheimliche Geschichte zustieß.

Ich erholte mich, wie gewöhnlich, des Abends von des Tages Mühe und Beschwerden am Herrentisch im „Goldnen Lamm“ und wartete dort auf meinen Freund, den Apotheker, der sich diesmal gegen alle Regel erheblich verspätete. Endlich wurde die niedere Wirtstüre weit aufgerissen. Der Erwartete erschien, warf hastig Hut und Mantel hin, trocknete sich mit seinem roten, baumwollenen Taschentuch den Schweiß von seiner Denkerstirne und nahm dann ziemlich niedergeschlagen neben mir seinen Stammplatz ein.

„Nun, was ist denn Dir zugestoßen, Du schwitzt ja vor Aufregung?“

„Was soll ich da viel erzählen. Ich mußte nach Schluß noch für den Wurzelschupp ein Rezept machen, aber es half ihm nichts mehr, er hat mittlerweile die große Schwelle überschritten. Mich ärgert nur, daß Du mit Deinem Aberglauben Recht behalten sollst.“

„Das Hundegeheul hat eben in solchen Fällen doch etwas zu bedeuten“, meinte ich.

„Ich würde an Deiner Stelle den Vello abschaffen.“

„Du bist verrückt.“

„Mir kann einer sagen, was er will“, mischte sich der alte Lammwirt in unsere Unterhaltung, „wenn einer schwer daniederliegt und die Hunde heulen, muß er sterben. Da hilft ihm kein Doktor und kein Apotheker mehr.“

„Aberglauben, Ammenmärchen für große Kinder“, entgegnete gereizt der Apotheker. „Man soll diese vierbeinigen Ruhestörer mit ihrem Geheul einfach totschießen. Wenn Kranke im Ort sind, können sie dann wenigstens ruhig schlafen.“

„Ich kann mir das Geheul etwas erklären“, begann ich teils ernsthaft, teils, um den Apotheker ein bißchen zu ärgern. „Bei jedem Schwerkranken, der sich bereits in der Auflösung befindet, versagen einzelne Organe und verbreiten einen gewissen Verwesungsgeruch, den wir mit unseren abgestumpften Sinnen nicht wahrnehmen können. Die feine Nase des Hundes wittert diesen Geruch, er ist ihr unaussprechlich und der Hund bekundet seine Wahrnehmung mit Geheul. Bekanntlich gehen Hunde nicht zu einem Toten und machen auch um Friedhöfe einen großen Boden, weil sie trotz der Mumendünste die Verwesung wittern. Die Tiere erkennen ja an der Ausdünstung des Körpers ihre Freunde und ihre Feinde. Ich will noch weiter gehen. Sollte unser Körper nicht Atome ausstoßen? Warum können wohlgezogene Menschen, die uns nie zu nahe getreten sind, mit denen wir noch gar nicht gesprochen haben, in uns das unangenehme Gefühl der Antipathie auslösen, während uns vielleicht häßliche Menschen sympathisch erscheinen?“

„Du willst es wohl dem seligen Trithemius von Sponheim nachmachen, der den Aberglauben seiner Zeit zur Wissenschaft erhob“, spottete mein Freund, der schon angebissen hatte.

„Ganz recht, aber Deine Wissenschaft behauptet Vieles, ohne beweisen zu können. Der Aberglaube von gestern ist der Fortschritt von heute.“

„Ihr schwarzer Vello gefällt mir überhaupt nicht“, unterbrach der Lammwirt mit tiefer Stimme, „schwarze Hunde bedeuten Unglück. Denkt nur an den Gespensterhund auf dem Kreuzweg nach Tiefheim.“

„Für mich bedeuten“, entgegnete der Apotheker großspurig, „solche Geister- und Gespenstergeschichten nur Stärkungsmittel für die allgemeine Dummheit. Allerdings ist dabei zu berücksichtigen, daß Dummheiten mehr Anhänger finden, als Wahrheiten. Nichts für übel, lieber Lammwirt, aber Sie können mir trotzdem einmal die Geschichte von dem Gespensterhund der Wissenschaft wegen erzählen“, bat mein Freund, der eben trotz aller Aufklärung, etwas neugierig war.

„Ihr könnt beide über mich lachen oder mich ausschimpfen“, fing der Lammwirt an, „aber was ich mit eigenen Augen gesehen und selbst erlebt hab, kann mir keiner abstreiten.“

„Alles Autosuggestion“, unterbrach der Apotheker, „wer Gespenster sehen will, wird sie sehen.“

„Nur ruhig Blut, wer zuletzt lacht, lacht am besten“, fuhr der Lammwirt fort. „Auf dem Kreuzweg nach Tiefheim zeigt sich ein schwarzer, gespenstiger Hund mit feurigen Augen, deshalb meidet jeder um Mitternacht diese Gegend. Als junger Bursch lachte ich über diese Geschichten, bis ich eines Besseren belehrt wurde. Eines Nachts mußte ich zur Geisterstunde an dem alten Wegekreuz vorbei. Ich hatte glücklicherweise mit Herzklopfen den Kreuzweg hinter mir, als ich ein heißes Heulen vernahm. Unwillkürlich drehte ich mich um. Ich sah einen schwarzen Hund von ungewöhnlicher Größe auf mich zukommen, ein Ungeheuer, wie ich es noch nie gesehen. Ich war wie gebannt, das Wort erstarrte mir in der Kehle. Einige Schritte vor mir brach die Erschei-

nung zusammen, wie wenn man ihr die Hinterbeine abgeschlagen hätte und war spurlos verschwunden. Bekanntlich heißt es, das höllische Gespenst zeigt durch irgend ein Merkmal ein künftiges Unglück an. Hört weiter. Anno 1866 trat ich als blutjunger Freiwilliger bei den bayerischen Jägern ein. Der Zufall wollte, daß meine Kompanie in dem Gefechte bei Tiefheim in der Nähe des Wegekreuzes in Reserve lag. Das Gefecht war für uns verloren. Der Kanonendonner und das Getöse der Gewehre kam näher. Man konnte deutlich den hellen Schlag der preussischen Zündnadelgewehre von dem dumpfen Knall unserer Rodewilsbüchsen unterschei-



Der Sämann von Meunier.

den. Plötzlich, ich weiß den Grund nicht, ging unser Hauptmann auf der Landstraße gerade auf mich zu. Ein Knall. Eine preussische Granate war eingeschlagen und rief genau an der Stelle, wo ich den Hund gesehen, meinem Hauptmann beide Beine ab. Er rief nach „Hilf mir“. Aber meine Hilfe kam zu spät. Nun könnt Ihr lachen oder nicht.“

„Zufall“, meinte der Apotheker, nichts als Zufall.“ Dann wandte er sich zu mir und sagte nicht ohne Anstrengung: „Wir beide werden morgen um die Mitternachtsstunde einmal den Gespensterhund an Ort und Stelle auffuchen. Ich möchte zu gerne einmal mit der Hölle ein Scharmügel ausfechten. Abgemacht, Du gehst mit.“

Einige Bauern am anderen Tisch rieten uns von dem Abenteuer ab und erzählten grausige Geschichten von dem Gespensterhund vom Kreuzweg und dem toten Husaren, der auf dem Nebenweg spukte. Der Apotheker prahlte weiter, bis die Feierabendstunde nahte, die der alte Lammwirt streng einzuhalten pflegte. Ich mußte meinem Freunde unter Handschlag meine Mitwirkung zu seinem Feldzuge gegen den Gespensterhund geloben, dann steuerte er jeder seinen heimischen Penaten zu. Als ich durch meinen Garten ging, um die Haustüre aufzuschließen, rasselte es neben mir. Mein treuer Vello kroch

aus seiner Hütte, rieb seinen Kopf an mir und reichte mir seine Pfote.

„Armer Vello, der Lammwirt und der Apotheker haben heute Abend auf das schmachlichste Dich bei Deiner Hundschreie angegriffen. Rache Dich an ihnen, Du schwarzer Prophet. Solltest Du Deinem Kollegen, dem Gespensterhund vom Tiefheimer Kreuzweg begegnen, so melde ihm unseren Besuch an.“ Dann ging ich ins Haus, suchte mein Zimmer auf und begab mich zum Schlafe des Gerechten.

II.

Der andere Tag brachte das Ereignis. Wir hatten uns in Tiefheim nach einem ausgedehnten Spaziergang bei trefflicher Hausmacher-Wurst und frischem Biere gelabt und gegen zwölf den Heimweg angetreten. Am sammetschwarzen Nachthimmel hatten die Sterne ihre Märchenaugen aufgeschlagen und der Mond erhellte die Gegend mit seinem träumerischen Glanze. Dimpfes Schweigen gähnte uns aus dem Felde entgegen. Kein Laut ließ sich hören, nur der Nachtwind rauschte leise in dem Meere der Getreidefelder. Wie ein heller Streifen zog sich vor uns die Landstraße und verlor sich in der Ferne, aus der matt die rötlichen Lichter von Oberhausen herüberfunkelten. Wir strebten in anfangs lustiger Unterhaltung unserem Ziele zu und kamen dem Kreuzweg immer näher!

„Wenn wir jetzt mit dem Gespensterhund zusammenstießen? Ich kann schon das Wegekreuz unterscheiden“, meinte plötzlich leinlaut der Apotheker.

„Dort spukt der tote Husar“, erwiderte ich und betrachtete nicht ohne Schadenfreude das Gesicht des Apothekers. Unsere Unterhaltung verstummte, alle Fäden, die wieder aufzunehmen, rissen an seinem Schweigen. Wir schritten weiter. Unsere Tritte hallten, als ginge noch jemand unsichtbar neben uns her, ein unheimliches Gefühl in dieser Einsamkeit. Der Apotheker blieb stehen und starrte stumm nach dem Wegekreuz, das an dem Kreuzweg stand. Er deutete mit der Hand nach einer Erscheinung, die dort auf und ablief und einem großen Hunde ähnlich sah.

„Der Gespensterhund“, lachte mein Freund mit dumpfer Stimme.

Unwillkürlich blieben wir beide stehen, die Situation wurde unangenehm. Das Ungeheuer schien uns bemerkt zu haben und kam in großen Sprüngen auf uns zu, hinter ihm schien ein Feuerstreif die Spur zu bilden. Der Apotheker riß seinen Revolver aus der Tasche und zielte. Die Feder knackte, die Trommel drehte sich, der Hahn schlug auf, dreimal, viermal, der Schuß versagte.

„Fort! Fort!“ schrie mein Freund, riß mich mit sich und wir beide suchten im schnellsten Laufe dem Gespenste zu entkommen.

„Grüß mir Frau und Kinder“, leuchtete hinter mir der Apotheker, „alle guten Geister —“ Ein lauter Schrei, ein dumpfer Fall, er war gestürzt. Ich drehte mich um. Das schwarze Ungeheuer hatte uns eingeholt und sprang auf mich zu. Ein ungeheurer schwarzer Kopf, zwei große, feurige Augen, ein heiseres Geheul, — mehr konnte ich nicht mehr unterscheiden. Ein Satz, zwei schwere Pranken legten sich auf meine Brust, ich stürzte nieder, ohne einen Finger rühren zu können und schloß die Augen, um das furchtbare Gespenst nicht anzusehen. Ein feuchtes, kaltes Etwas, wie eine Totenhand, strich mir über das Gesicht, dann ein heißer Atem, eine heiße Zunge. Ich öffnete halb die Lider, um dem Tod ins Auge zu sehen. Ein heiseres Geheul. Ich griff dem Gespenst in seine schwarzen Haare, es legte sich neben mich. Ich suchte mich aufzurichten, aber mit mir sprang auch das rätselhafte Wesen auf und drückte sich an mich.

Nach einer entsetzlichen Sekunde und — sah das Gespenst an, rief einen Freudenschrei aus, — es war mein treuer Vello, der sich von der Kette losgerissen hatte, meiner Spur gefolgt war und mich jetzt auf der Landstraße suchte. Die großen feurigen Augen hatte ich in meiner Angst gesehen, die Totenhand war seine kalte Schnauze, die feurige Spur eine Staubwolke gewesen. Ich begab mich zu meinem ohnmächtigen Freund. Der Geisterbezwinger lag auf dem Bauch in dem Staub der Landstraße und hatte sein Gesicht in die kreuzweise gelegten Arme vergraben.

„Steh auf, es war mein Vello.“

„Lebst Du noch?“ fragte mein Freund heiser, ohne den Kopf zu erheben.

„Ja, ich lebe. Sieh doch her, dort steht das Gespenst, der Vello.“

„Unsinn, Vello, der Teufel ist's. Alle guten Geister“, klang es matt zurück.

Nach langer Mühe gelang es mir, meinen Freund aufzurütteln und ihn davon zu überzeugen, daß das Gespenst wirklich mein treuer Vello war. Kaum leimbar vor Staub und Schmutz machten wir uns mit unserem Gespensterhund auf den Heimweg, am Wegekreuz ließ sich kein Spul mehr sehen, wir hatten ja unser Original-



Phot. Zander, Berlin-Zürich.

Geheimer Justizrat v. Langen
(Bad Homburg v. d. Höhe).

Der älteste aktive deutsche Richter, der im 81. Lebensjahr steht, feierte sein 60jähriges Dienstjubiläum.

Der widerspenstige Statist.

Eine Anekdote über den verstorbenen Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen.

Von Dr. Rudolf Franke.

Björn Björnson, der Sohn des großen Björnsterne, begann seine Bühnenlaufbahn unter Georg II. am Meininger Hoftheater. Es muß damals in dem jungen Dichter-Schauspieler ein ganz besonderer Uebermut gesteckt haben; denn nicht einmal die ehrfurchtgebietende und vielbewunderte Massenregie des Herzogs konnte ihm so recht imponieren. Im Gegenteil war es ihm recht lästig, als Statist unter hundert andern zu stehen, die Hände bald beschwörend zum Himmel, bald abweichend vors Antlitz, bald huldigend in der Luft herumzuwirbeln. Er hatte den Kummel, wie er sich insgeheim höchst despektierlich ausdrückte, bald herzlich satt, und wenn die andern Comparsen fröhlich sangen:

„Es gibt kein schöner Leben
Als Statisten-Leben,
Wie es Chronen und der
Herzog schuf.
Stets „Heil Caesar!“ rufen,
Platzisch stehn auf Stufen,
In ein hoher, herrlicher
Beruf.“

Dann träumte er oft von einem weit, weit schöneren Leben und warf sehnsüchtige Blicke nach den niedlichen Kolleginnen, die drüben ihre Näschchen zu einer Gruppe edler Römerinnen zusammensteckten und sich gar nicht getrauten zu flirten; denn die hohe Kollegin an der Seite des Herzogs hielt streng auf Sitte und duldet auf der Bühne keine andern Verhältnisse als die harmonischen Verhältnisse der Architektur und Malerei.

So wurden denn mit der Zeit Björn Björnsons Blicke immer troziger, seine Pläne immer hochfliegender. Schließlich hielt er es wie schon viele Ungeduldige vor ihm und viele nach ihm nicht mehr aus, er bat um seine Entlassung, die ihm der Herzog als alter Freund seines Vaters jedoch vorsorglich verweigerte.

Jedoch der Junge ließ sich dadurch nicht abschrecken: er mußte seine Freiheit wieder haben, koste es, was es wolle. Eines Abends, bei einer der langgedehnten Proben zu Shakespeares „Wintermärchen“ sollte die Bombe platzen.

Man probte gerade die große Szene des Gerichts, worin der Himmel selber für die verklagte und mißhandelte Unschuld spricht, und ein gewaltiger Donnerschlag Hoffaat und Volk des Leontes schreckt. Wer diese Szene je von den Meiningern gesehen hat, dem wird sie unvergesslich sein: Ein jäher Schrei der Masse geht auf, die Szene verfinstert sich, von blauer Furcht gerüttelt steht das Volk — unbewegt: weitaufergriffene entsetzte Augen, zurückgebogene Leiber, erhobene Hände.

Das wurde nun so acht- bis zehnmal probiert, bis Jung Björn trotzig den Kopfenkopf zurückwarf. „Die Szene nochmal!“ rief's vom Parterre, wo Herzog Georg mit seinem Regisseur saß. Wieder gellte der Massenschrei, das Volk wogte, die Arme zu entsetzter Abwehr ausgestreckt.

Nur Björn Björnson guckte seelenvergnügt in die Sofitten, als ginge ihn

gespenst bei uns. Dann ging jeder kleinlaut nach seiner Wohnung. Der brave Vello mußte in dieser Nacht vor meinem Bette liegen, um mich vor seinem Kollegen vom Kreuzweg zu bewachen, denn mir klopfte das Herz doch noch immer etwas.

Am nächsten Abend trafen wir uns wieder beim Lammwirt und erzählten ihm unsere Abenteuer mit dem Gespensterhund. Die Bauern betruzigten sich, der Lammwirt schüttelte ungläubig den Kopf und erklärte alles für einen höllischen Trug.

„Warum hat denn Ihr Revolver versagt, wenn es ein irdisches Wesen war?“ meinte der Lammwirt.

Der Apotheker hielt sich den Leib vor Lachen und schrie: „Weil ich in der Eile vergessen hatte, ihn zu laden.“

Unsere Erklärungen hatten schließlich den Erfolg, daß überhaupt niemand mehr bei Nacht den Kreuzweg betrat, die Bauern hielten uns für große Aufschneider und der Lammwirt glaubte fester als je an den leibhaftigen Gespensterhund, der also immer noch an jenem Kreuzweg spukt. Wer einmal nach Oberhausen kommt, kann sich also einmal nachts aufmachen, wenn er das Herz dazu hat. Mein Vello steht ihm zur Verfügung.



Phot. John. Pfeiffer.

Robert vom Scheidt

(vom Frankfurter Opernhaus)
wirkte in Brüssel bei den Wagner-
Festspielen mit.

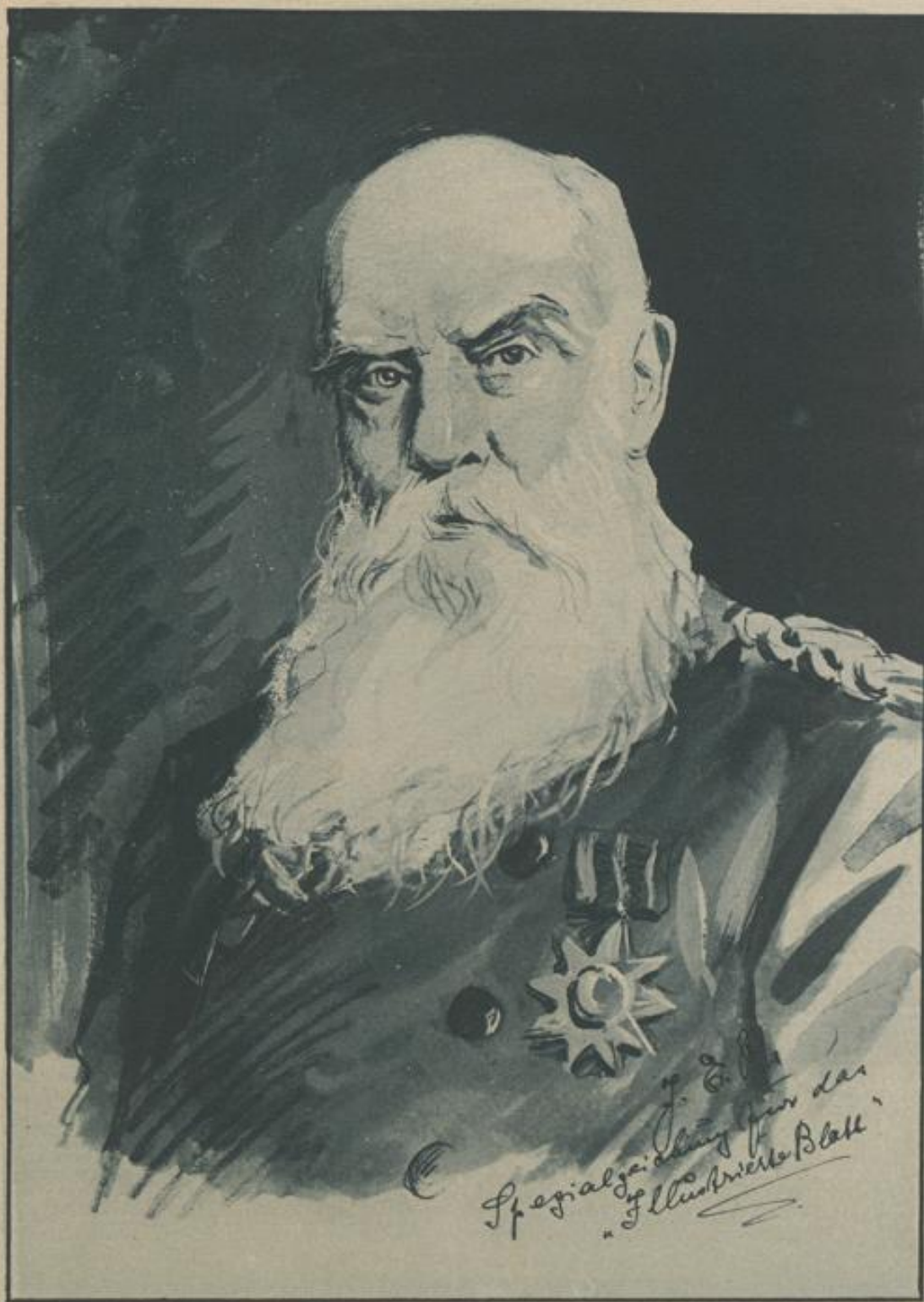
die ganze allgemeine Erregung nicht das mindeste an. „Es scheinen mich nicht alle verstanden zu haben,“ ruft's von unten: „Alle Darsteller soll ein panischer Schreck erfassen, furchtbares Entsetzen; Szene nochmal!“ — Wieder das gleiche Bild: das Volk bewegt, nur Björnson unbewegt und ungerührt.

„Herr Björnson,“ nimmt nun der Herzog das Wort, „haben Sie nicht verstanden? Sie sollen von dem ärgsten Schrecken gepackt sein, dessen ein Mensch fähig ist.“ — „Ganz meine Ansicht, Hoheit.“ — „Warum tun Sie denn nicht, was ich sage?“ — „Hoheit, ich tue es: der Mann, den ich darzustellen die Ehre habe, ist nur vor lauter Schreck blödsinnig geworden.“ —

Ein Schreck, ärger und echter als der vorher gespielte, ergriff bei diesen Worten die gesamten Statistenvölker. So etwas hatte noch niemand gewagt. Auch dem Herzog war der Tabak etwas zu stark und Björn Björnson erhielt die vordem verweigerte Entlassung noch zu derselben Stunde.

Zum Tode des Herzogs von Meiningen.

Am 25. Juni ist Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen in dem hohen Alter von 88 Jahren gestorben. Herzog Georg gehört der Theatergeschichte an. Was er da gewirkt und geschaffen, ist mehr als Kunstliebhaberei gewesen — es entsprang einer eigenwilligen Persönlichkeit. Auch sein persönliches Leben war mit dem Theater verbunden, hatte er doch die Schauspielerin Ellen Franz trotz aller Widerstände zu seiner Gemahlin erhoben.



Herzog Georg von Meiningen †

Das Universal-Fernglas

Ein billiges, aber gutes Glas!



Die hervorragenden Eigenschaften unseres speziell für **Reise, Sport, Theater, Jagd** usw. gleich gut geeigneten Universalglases durch Worte zu beschreiben, erscheint uns ungenügend. Damit sich jedermann von der Ausstattung, den optischen Leistungen und der Preiswürdigkeit unseres Glases persönlich überzeugen kann, versenden wir **10 000 Stück kostenlos** 5 Tage zur Probe mit Rücksendungsrecht bei Nichtgefallen. Wir liefern es mit **feldtätigem Eis und 2 Um-2 M.** ohne Anhängern, für nur 39.60 M. gegen Monatsraten v. zahlung. Verlangen Sie sofort Ansichtsendung. Postkarte genügt. **Bial & Freund, Postfach 373/340 Breslau II** Photogr. Apparate unter gleichen Vergünstigungen laut Katalog

V E N D E T T A

Ein russischer Roman von Wilhelm Fischer

(12. Fortsetzung.)

„Anna Sergejewna wird uns sicherlich Dank wissen, wenn wir ihr den Ernst der Lage verhehlen.“

„Auch ich bin dafür. Ich werde daher mit Ihnen, Dr. Berger, nach Wladaw fahren und die Damen über das informieren, was sich hier zugetragen hat. Es ist jetzt 6 Uhr, mit dem Zug um 10 Uhr werden wir hier sein.“ sagte Sergei Tschernajew.

Die Herren verabschiedeten sich herzlich von mir und fuhren nach dem Bahnhof; kurz darauf kehrte Gomojow zurück und teilte mir mit, daß er einen kleinen Dampfer, den „Pfeil“, das schnellste Schiff der Schwarzmeerflotte, für 3000 Rubel auf 8 Tage gechartert habe; die Abfahrt sei vor morgen früh 7 Uhr nicht möglich. Er beruhigte mich mit der Versicherung, daß die „Kenia“ in Sewastopol löse und längeren Aufenthalt habe.

Ich seufzte nervös und fluchte wie ein Türke. Aber was war zu machen! Wir mußten uns mit Geduld fassen, außerdem erwartete ich das Telegramm der Prinzessin und dann war es sehr fraglich, ob in Wladaw sich alles so glatt abwickeln würde, als wir annehmen.

Um halb 8 Uhr erhielt ich das Telegramm der Prinzessin, worin sie mir in sehr vorsichtigen Wendungen und Ausdrücken mitteilte, daß ihr Vertrauensmann eine Unterredung der Frau mit seinem Meister belauscht und gehört hätte, daß G. L. gelegentlich nach O. gelockt und von dort als geisteskrank nach Urujowo in die Obhut der Frau Maria Alexandrowna verbracht werden solle. Näheres folge brieflich. Ich wußte genug, aber war nicht zu befürchten, daß die Fürstin und ihr Verbündeter von unseren Schritten zur Befreiung ihres Opfers Kenntnis erhalten und andere Dispositionen treffen würden?

Gomojow schien über ähnlichen Gedanken nachzugrübeln.

„Es wäre wohl das einfachste, Gw. Hochwohlgeboren, wenn Sie zu Dr. Orzelenz gingen und telegraphisch das Schiff in Sewastopol anhalten und durchsuchen ließen, aber wir haben es mit verzweifeltsten Vurschen zu tun. Ein Dolchstoß, und der Zweck der Fürstin ist erreicht. „Andererseits“, sagte Gomojow, und führte mich ans Fenster, „sehen Sie dort den Mann! Der Herr ist ein Kollege von mir. Ein Geheimer, der uns nun schon seit zwei Stunden observiert.“

„Sie meinen?“ fragte ich überrascht.

„Wenn auch das Wetter heute sehr schön ist, langweilig ist es doch in dieser Straße“, entgegnete er. „Man beobachtet uns. Andererseits also haben wir damit zu rechnen, daß die Verzögerung unseren Feinden Gelegenheit geben wird, ihren Gefangenen vielleicht schon in Kertsch zu landen und auf Umwegen nach der Hauptbefestigung der Fürstin zu bringen.“

Das leuchtete mir ein. Merkwürdigerweise stand also auch bei dem Detektiv fest, daß Lissowski nach Urujowo, der Hauptbefestigung der Fürstin, verbracht werden sollte. Ich erinnerte mich, daß mir der Fürst auch einmal von seiner Stammburg sprach, einem wilden Raubschloß, das wie ein Adlerhorst unzugänglich wäre und auf den Felsen eines Felsen aufgebaut sei; er nannte mir auch den Namen und teilte mir mit, daß man von Urujowo aus drei Stunden bis in die Wälder zu klettern habe.

„Was raten Sie, Freundschen?“ fragte ich, vom Fenster zurücktretend.

„Lassen Sie morgen in allen Zeitungen Odeßas eine Belohnung von 3000 Rubel für den aussetzen, der Auskunft über den Aufenthalt Lissowskis geben kann. Gleichzeitig schreiben Sie dem Generalgouverneur, Sie hätten erfahren, daß sich Gregor Lissowski mit dem ebenfalls heute morgen fälligen Dampfer „Romanow“ nach Batum eingeschifft habe und daß Sie sich morgen früh mit dem Dampfer „Pfeil“ dorthin begeben würden. Den Brief lassen Sie noch heute durch Ihren Diener im Gouvernementspalais abgeben; er wird seinen Zweck erreichen und die Fürstin irreführen. Meinem Kollegen da unten werde ich schon eine Nase drehen. Ich fahre dann zur Bahn und informiere die Herrschaften von Wladaw.“

Der Plan gefiel mir; ich schrieb dem Gouverneur und sandte das Schreiben durch meinen Diener Andrei in das Palais. Dann entwarf ich die Annonce, die ich gleichlautend an alle Odeßas Zeitungen expedierte.

Der Gouvernementsbefehl, den mir der Graf ausgestellt hatte, sollte mir als Ausweis bei sämtlichen Behörden der russischen Statthalterchaft Kaukasien und insbesondere des Militärgouvernements Kuban dienen, wohin Lissowski verschleppt werden sollte. In diesem Dokument war die Freilassung Lissowskis angeordnet, da seine eventuelle Verhaftung zu Unrecht erfolgt wäre.

Kurz nach 10 Uhr fuhr Berger bei mir vor, schellte und rief mir zu, sofort mitzukommen. In einigen Sekunden saß ich an seiner Seite. Er erzählte mir, nachdem er dem Rufscher Befehl gegeben hatte, uns nach dem Hotel St. Petersburg zu fahren, daß Anna Sergejewna die Schreckensnachricht sehr gefaßt entgegengenommen habe, sich aber mit aller Macht gegen eine Teilnahme ihres Vaters an der Expedition gestäubt habe. Infolgedessen sei der alte Herr zurückgeblieben, dafür sei aber Frau Masofski mitgekommen.

„Martha Paulowna!“ rief ich erfreut und verwundert zugleich aus.

Berger nickte lachend: „Ich dachte mir, daß Du aus allen Wolken fallen würdest. Aber sie hat gewichtige Gründe für ihre Abenteuerlust ins Feld zu führen. Ihr Schwager ist nämlich Kreisrichter in Zekaterinodar und sie will ihn für uns gewinnen. Auch der alte Wolf ist mitgekommen.“

Das waren ja sehr angenehme Nachrichten: „Ich habe nur eine Sorge; ihre Gesundheit“, entgegnete ich.

„Ach was, sie ist gesund wie ein Fisch im Wasser. Dein Detektiv scheint ein tüchtiger Kerl zu sein. Er hat unsere Leute unauffällig in einem kleinen Hotel untergebracht und uns nach dem Petersburger Hof dirigiert. Man observiert uns also?“

„Allerdings, aber wir haben allem die Spitze abgetroffen.“

Ich begrüßte Frau Martha mit aller Herzlichkeit und wünschte ihr Glück zu ihrem Argonautenzug.

„Ich bin bis an die Zähne bewaffnet“, lachte sie.

„Das lassen Sie doch einmal sehen“, scherzte Berger.

„Wollen Sie meine gefährlichste Waffe kennen lernen?“ fragte sie.

Ich nickte. Da streckte sie ihre Zunge heraus und deutete auf deren Spitze: „Da sehen Sie sie!“

Wir lachten herzlich auf.

Um halb 12 Uhr kam Gomojow atemlos in das Separatzimmer, in welchem wir saßen, gestürzt und teilte uns mit, daß der Polizeimeister, als er aus dem Theater nach Hause ging, im Vorgarten desselben von einem Manne, der dort auf ihn lauerte, erdolcht worden sei. Der Sterbende bezeichnete seinen Schreiber Serdukow als seinen Mörder. Tieferschüttelt dachte ich an das Telegramm der Prinzessin. Serdukow war ihr Vertrauter; in welcher Beziehung stand sie zu diesem Mord, der Lissowskis gefährlichsten Verfolger beseitigte?

XVI.

Berger und ich gingen in großer Uniform an Bord des „Pfeils“. Frau Martha und der alte Wolf waren in unserer Gesellschaft. Merkwürdigerweise belästigte die Hafenpolizei weder uns noch unsere Leute und ich führte dieses nach dem letzten Mord gewiß auffallende Entgegenkommen auf eine Ordre des Generalgouverneurs zurück.

„Wohin geht Ihr Kurs?“ fragte der Offiziant unseren Kapitän.

„Nach Batum!“ lautete die Antwort, worauf der andere, uns respektvoll grüßend, sich zurückzog.

„Siehste, Lieberchen“, raunte mir Berger zu, „unsere drei Georgskreuze haben noch nichts von ihrem Zauber verloren.“

Ein schöner Morgen. Nur eine leichte Brise ging. Der Himmel war nicht bewölkt, und in weiter Ferne zeigten sich uns die Berge der Krim, Kaukasus und des kleinasiatisch-türkischen Küstengebietes. Ein paradiesischer Anblick, dem wir uns auf dem Deck des Schiffes, auf dem wir uns auch den Tee und das opulente Frühstück servieren ließen, in aller Ruhe weiheten.

Der Kurs nach Batum führte uns an Sewastopol vorbei, das wir natürlich anliefen. Gomojow erkundigte sich auf dem Hafenamte nach der „Kenia“ und erfuhr zu seiner Freude, daß sie nur fünf Stunden Vorsprung habe. Passagiere habe sie keine gelandet. Er erkundigte sich dann bei dem Beamten an der Landungsstelle, ob

nicht vielleicht ein kranker Herr in Begleitung zweier Sanitätswärter gelandet worden sei, wobei er sich als Detektiv und Geheimpolizist legitimierte.

„Kamerad“, lachte da der Sewastopoler Geheimpolizist, „in dieser Zeit halten wir die Augen offen. Wenn ich zwanzig Tage hintereinander jeden Morgen einen konspirierenden Reifsonkel fangen könnte, niemand wäre glücklicher. Denke Dir die Rangprämie, die Orden, die hübsche Laufbahn...“

„Und die Schüsse und Dolchstöße, Kamerad!“ schrie Gomojow lachend hinzu, worauf der andere stöisch erwiderte:

„Und die Schüsse und die Dolchstöße, wenn es Gott so fügt. Möge er Dich und mich vor dem Los des Polizeimeisters von Odeßas behüten...“

Wir jagten, Vollampf voraus, was die Kessel gaben, hinter der „Kenia“ her und gewannen auf drei Knoten immer einen zu unserem Vorteil. Berger, der die Kasse führte, hatte dem Kapitän, einem biederen Seebären, eine Gratifikation von 100 Rubel versprochen, wenn es ihm gelänge, die „Kenia“ im Hafen von Kertsch einzuholen. Der Kapitän schmunzelte; er schien seiner Sache ziemlich sicher zu sein, denn er milderte auf Bitten Marthas die übermäßig schnelle Fahrt, um jede Havarie zu vermeiden.

„Ich möchte nicht gerne in die Luft fliegen“, schmolte Martha Paulowna, als wir ihr scherzhaft Vorwürfe über ihr Eingreifen bei dem Kapitän machten.

Im allgemeinen stand unser Kriegsplan fest. Mit der Möglichkeit, den beiden Räubern ihren Gefangenen in Kertsch selbst abzugeben, konnten wir nicht mehr rechnen. Roman war wohl nicht mehr zu fürchten, aber der Plan der Entführung Lissowskis ging von ihm aus, und wir nahmen mit Recht an, daß der Polizeimeister, sowohl über die Ausführung seines Planes, als auch hinsichtlich seiner Kreaturen dafür gesorgt hatte, daß alles klappte; sein hämisches Lächeln, das ich immer vor Augen hatte, schien mir zu sagen, daß er seiner Sache mehr als sicher war.

Wir fuhren fast gleichzeitig, kaum zehn Minuten nach der „Kenia“, in den Hafen von Kertsch ein und ließen uns sofort an Bord derselben fahren, wo uns Kapitän Orlov mit großer Liebenswürdigkeit empfing.

„Lebena mat!“ fluchte er und schlug mit der Faust auf den Tisch, als wir ihm den Zweck unseres Kommens erklärt hatten. „Ich traute den beiden Kerlen von vornherein nicht. Aber sie wiesen mir ein Zertifikat des Polizeimeisters von Odeßas vor, das ihnen alles bestätigte, was sie mir angaben, daß der Kranke tobsüchtig sei und daher in der Zwangsjacke transportiert werden müsse. In Sewastopol erhielten sie die telegraphische Anweisung, den Kranken in Anapa zu landen; sie bezahlten mir den Umweg und so habe ich sie dort ausgelegt. Fahren Sie schnell hinüber. Die Kerle können Sie nicht verfehlen; es scheinen Stopzen zu sein. Ich täusche mich nicht.“

Berger und ich schauten uns überrascht und erschreckt an, dann verabschiedeten wir uns von dem Kapitän, der uns bis an das Hallreep geleitete. Eine Viertelstunde später fuhren wir in rasendem Tempo der kaukasischen Küste zu. Berger ging nachdenklich auf dem Deck hin und her.

„Weißt Du, was ich fürchte“, raunte er mir plötzlich zu, „das wilde Weib plant eine ihr würdige Rache. Sie will nicht mehr und nicht weniger als aus dem guten Gregor ein Opferlamm der Prigani machen.“

Der einzige Trost in dieser Gefahr für Lissowski ist, daß so etwas nur bei feierlichen Gelegenheiten geschieht und daß sie, um den Triumph ihrer Rache ganz zu genießen, dabei sein will, wenn ihr Opfer getötet wird“, entgegnete Berger. „Diesem Teufelsweib traue ich alle Scheußlichkeiten zu.“

„Herr des Himmels“, rief ich erblaffend aus, „erinnerst Du Dich nicht, daß uns der Fürst in jener Nacht, in der wir die Prigani von Sabara belauschten, erzählte, daß in seiner Heimat zahlreiche Niederlassungen dieser tollen Sekte wären.“

„Hören wir, was Gomojow meint“, sagte Berger und zündete sich eine Papierosa an, die er schweigend rauchte, während ich dem Detektiv unsere neuen Befürchtungen mitteilte.



„Hören Sie, Hochwohlgeboren meinen Plan,“ sagte der Detektiv nach einer Pause der Überlegung. „Ich nehme an, daß die Räuber ihr Opfer so schnell als möglich nach Urujowo in Sicherheit bringen wollen. Und sich mit Sie fürchten gewiß, daß der Telegraph hinter ihnen steht; sie werden also eine Mietskutsche mieten und die Landstraße benutzen. Herr Wolf, die gnädige Frau und Sie begeben sich dann auf dem Bahnweg nach Zetaterinodar, um Sie. Erzählen Sie dem Hetman der Kosaken mit Hilfe des Herrn Kreisrichters um militärische Unterstützung zu bewegen. Ich biete mich mit den Leuten dem Schloßherren von Urujowo zur Aushilfe an, wobei ich durchblicken lasse, daß ich Land zu pachten im Sinne habe. Es leben ja viele deutsche Kolonisten in Kaufasien; er wird uns also ohne Mißtrauen empfangen. Ich habe früher oft mit den Sektirern zu tun gehabt, wohnte sogar ihren „Besorgungen“ bei und kenne ihre Gebräuche. Ich spiele also den Bruggi unter den Bruggis, denn mit den Wölfen muß man heulen.“

„Donnerwetter!“ rief ich unwillkürlich, während sich Berger nach seiner Gewohnheit die Hände rieb. Der Plan war ebenso kühn als vortrefflich.

„Kennen Sie Urujowo?“ fragte Berger den gerade vorüberfahrenden Kapitän.

„O ja, durch einen meiner Leute; soll ein gottverfluchtes Heidenland sein,“ entgegnete der Seebär und trollte sich nach der Kapitänbrücke, mit einer Handbewegung nach Anapa deutend, das in Sicht kam.

„O Himmel! Wie schön, wie schön! Widen Sie doch nur hin,“ rief uns Martha Paulowna zu; sie hatte recht; die grüne See, die lichte Stadt und die blauen Berge des Kaufasien im Hintergrund boten ein Bild von wunderbarer Gesamtwirkung dar. Ich schaute sprachlos das Wunder an, da glitt die zarte, weiche Hand Marthas in die meine; ich preßte sie mit heißer Sehnsucht und fühlte einen leisen Gegenbruch. Wir waren, uns selbst unbewußt, an das Geländer getreten und allein, da riß ich sie in meine Arme und küßte ihr liebes Gesichtchen stürmisch und die lachenden, lustigen Augen.

Berger mußte etwas bemerkt haben, denn als wir glücklich wie zwei Kinder zu ihm kamen, da wischte sich der alte, treue Bär die Augen, schimpfte aber mächtig über seine Brillengläser, die immer anliefen, wenn es etwas Schönes zu sehen gab.

Nach der Landung erkundigte sich Gomosow sofort bei dem Vorsteher des Hafenpolizeiamtes nach unserem Jagdwild und ermittelte, daß die beiden Pseudowörter mit ihrem Opfer auf Grund der Romanischen Zertifikation durchgelassen worden seien und in der Richtung nach Zetaterinodar, das sie als ihr Endziel im Pässe verzeichnet hatten, davongefahren wären.

Wir verabschiedeten uns von Gomosow und seinen Leuten, die in dem intelligenten, scharfsinnigen Detektiv,

wie einer von ihnen meinte, ihren geborenen Führer erblickten, besichtigten Anapa und übernachteten, da kein Zug mehr ging, auf dem von uns für alle Fälle auf mehrere Wochen gecharterten Dampfer. Der Kapitän erhielt, als wir am nächsten Morgen nach Zetaterinodar fuhren, Auftrag, weitere Anweisungen in Anapa zu erwarten. Martha hatte noch abends ihrem Schwager ihr Kommen telegraphisch angekündigt, der sich nicht wenig wunderte, daß sie statt in Begleitung einer Kammerfrau in unserer Gesellschaft reiste.

Nachdem sich die beiden Schwestern herzlich begrüßt hatten, stellte uns Martha ihren Verwandten vor, dann küßte sie ihren Schwager, einen kugeligen Herrn — bei dessen Anblick mir Berger zuflüsterte: „Mein Ebenbild, wie aus dem Ei gezeichnet!“ — und die Kinder, zwei reizende Mädchen und einen strammen Jungen, und dann erst erzählte sie, aus welchen Gründen wir nach Kaufasien verschlagen worden wären.

Der Kreisrichter hörte aufmerksam zu; seiner finsternen Miene sah ich an, daß ihn der Schurkenstreich empörte. Nun erklärten wir ihm, weshalb wir die Utschakows auf Urujowo mit dem Verbrechen in Beziehung bringen mußten.

„Ich kenne die Utschakows, ihn als Dorfkaplan, dem alles zuzutrauen ist, und sie als mystische Dame, die in den Spiritistenkreisen von Zetaterinodar sehr bekannt ist. Von Urujowo selbst weiß ich, daß es ein abergläubisches, von Sektirern wimmelndes Nest ist, das uns schon viel zu schaffen machte. Aber hier heißt es handeln, vorsichtig handeln,“ sagte der Kreisrichter mit ernster Stimme. „Ich werde Sie Sr. Erzellenz dem Hetman vorstellen und mir eine Sotnie Kosaken aussuchen, die in der Gegend dort eine militärische Übung veranstaltet, bis wir Gelegenheit finden, die ganze Gesellschaft in flagranti zu überfallen.“

„Die Utschakows kennen uns von Sabara her,“ warf ich ein.

„Sie kennen auch mich; in der Uniform von Kosakenwachtmann werden sie Sie schwerlich erkennen,“ lachte er, „denn ich setze voraus, daß Sie sich in Urujowo die „Besorgungen“ der Bruggi ansehen und persönlich bei der Rettung Ihres Freundes aus den Klauen dieser wütenden Narren beteiligt sein wollen.“

Mich reizte das Abenteuer, das Berger lieber in seiner Uniform mit seinen Orden mitgemacht hätte; aber er entschädigte sich in Zetaterinodar reichlich dafür, denn die tschernomorischen Kosaken erwiesen seinen drei Georgskreuzen so aufmerksam und freudig die militärischen Honneurs, und der Fürst-Hetman, der selbst Georgsritter war, zeichnete uns so sehr aus, daß Bergers Hunger nach äußeren Ehrungen völlig gestillt wurde.

Als ich dem Fürsten-Hetman erzählte, daß Gregor Lissowski vom Kaiser den Wladimirtorden erster Klasse

erhalten und sich vor Plewna drei Georgskreuze und das Annenkreuz für Tapferkeit geholt hätte, da schwur er uns, daß er den Kameraden aus der Hölle herausbauen werde, wenn es sein müßte. Er war außerordentlich erbittert darüber, daß ein derartiger Menschenraub im modernen Rußland möglich sei und sagte dem Kreisrichter soviel Kosaken zu, als er bedürfte, um das gottverfluchte Nest von den wilden Narren zu säubern. Er lud uns dann zum Frühstück ein und stellte uns seiner Gemahlin, einer sehr schönen, hochgebildeten Dame, vor, deren interessantes Gesicht die Südländerin verriet.

XVII.

Nach dem Frühstück erhielten wir den Besuch des Regimentschneiders, der uns Maß nahm; kurz darauf wurde uns aus dem Uniformbestand des Regiments je eine uns prächtig kleidende Wachtmeisteruniform zugesandt, die wir sofort anlegten, um uns den Damen des Kreisrichters zu präsentieren.

Martha erkannte mich nicht gleich, dann aber lachte sie: „Daß ich einmal einen Kosakenfeldwebel zum Ranne bekommen würde, das hätte ich auch nicht gedacht!“ dann hielt sie sich wie erschrocken den Mund zu. Zu spät! denn von allen Seiten begann die Gratulation.

Berger schmunzelte, der Kreisrichter und seine Frau umarmten und küßten mich als zukünftigen Schwager, die Kinder als Onkel. Ich benutzte die willkommene Gelegenheit, um einmal offiziell Martha recht tüchtig abzuküssen, Berger, um uns mit der Szene auf dem Dampfer, „also wir uns gefunden hätten,“ aufzuziehen und die Kinder, um den neuen Onkel sofort tributpflichtig zu machen. Ein Vermutstropfen in dem Becher der allgemeinen Freude war natürlich Gregor Lissowski und sein tragisches Schicksal.

Um in Urujowo keinen Verdacht zu erregen, quartierten wir unsere Kosaken in einem von Urujowo einige Meilen entfernt gelegenen Dorfe ein und machten Gebirgsübungen. So schnell wir auch zu handeln entschlossen waren und so sehr uns die Befreiung Lissowskis am Herzen lag, — wir mußten, um den mißtrauischen Sektirern und ihrer Prophetin Sand in die Augen zu streuen, unsere Ungebild zügeln. Selbst die Kosaken wußten nicht, weshalb sie aus der schönen Garnison nach dem Nest mit den vielen Tierchen umquartiert waren, wie sie einander klagten.

Auf den Bericht Gomosows hin entschloß sich der Kreisrichter und der von ihm ins Vertrauen gezogene Staatsanwalt, das Nest gründlich und mit einem Schlage auszuräumen, und nicht eher einzugreifen, als bis es gelingen würde, die vornehmsten Propheten und Prophetinnen der Bruggi bei einer ihrer „Besorgungen“, wie sie ihre kirchlichen Feiern nennen, aufzuheben.

(Schluß folgt.)



Steckenpferd-Seife
ist die beste Seife für zarte weisse Haut.
Stück 50 Pfg. überall zu haben.

Louis Krause,
Leipzig-Gohlis 24.
Spezialfabrik moderner Selbstfahrer
und Kranken-Fahrräder aller Art.
Erstklassige Ausführung.
Mäß. Preise.
Katalog an Interessenten gratis u. fr.



CORONA
Schreibmaschine für Büro, Reise und Haus
hat die Vorzüge der bekannten teuren
Büro-Schreibmaschinen
bei halbem Preis.
bei geringerem Gewicht.
bei kleinerem Umfang.
Corona-Schreibmaschinen-Ges.m.b.H.
Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 77/78



Für die Reisezeit
Füllfederhalter / Briefpapiere
Skizzenbücher / ganz neue Arten
Spezialgeschäft
Carl Klippel
75 Kaiserstraße 75
nächt Hauptbahnhof.
Fernsprecher
Amt Hanfa
540 u. 6540.



**Tiefdruck
Gummi-Walzen**
in unerreichter Qualität
liefert
Peter's Union
Mitteldeutsche Gummiwaren-Fabrik, Louis Peter & Co.
Frankfurt 94
Der Tiefdruck des vorliegenden Blattes
wurde mit Peter's Union Tiefdruck-
Walzen hergestellt.

Meine drei Schlager
Die neue Torpedo
Feuersichere Schränke
Patent Adolphs
Einheits Büro-Möbel.
Büro-Möbel-Haus Beller Zeit



Sommersprossen entfernt
nur Creme
Any in wenigen Tagen
garantiert! Machen
Sie einen letzten Versuch;
es wird Sie nicht reuen! frko.
M. 2.70 (Nachh. 2.95).
Gold, Medaille London,
Berlin, Paris, 1882
notar, beglaub.
Dankschreib. bes. hierf. nur die
Apotheke 280-eisernen Mann, Strassburg
108, Els. Dep. in Frankfurt a. M. Engel-
Apotheke, Gr. Friedbergstr. 46.



**de Giorgi
Chocolade**
Gebr. de Giorgi Frankfurt a. M.



Eltern!
Schulpflichtige Kinder sind der Übertragung von Haarkrankheiten
besonders ausgesetzt. Durch wöchentliches Kopfwaschen mit
Schwarzkopf-Shampoo (Paket 20 Pf.) werden schädliche
Keime, die den Haarausfall herbeiführen, in ihrer Ent-
wicklung gehemmt und abgetötet. Die Kopfhaut wird
gründlich gereinigt, das Haar erhält seinen natürlichen Glanz
und üppige Fülle. Zur Stärkung des Haarwuchses, auch
zur Erleichterung der Färbung nach der Kopfwäsche be-
handelt man den Haarboden mit **Poruyd-Emulsion**,
Flasche M. 1.50, Probeflasche 60 Pf.
Erhältlich in Apotheken, Drogerien, Parfümerie- u. Friseur-Geschäften.



Die Mode.

Modebrief.

Trotz der kalten Tage, die in diesem Jahre den Pfingstfeiertagen vorausgingen, setzte in üblicher Weise der Reiseverkehr ein. Die frühen und warmen Frühlingstage, die die Natur mit einer seltenen Farbenpracht überschütteten, forderten auch den Sehstoffenden auf, hinauszufahren und sich dieser Blumenfülle zu erfreuen.

Für die Frauen beginnt damit die große Sorge: was ziehe ich an, welche Toiletten packe ich ein, um stets versorgt zu sein und doch nicht zuviel Gepäck zu gebrauchen.

Die Mode ist in dieser Beziehung in der letzten Zeit komplizierter geworden, da das Gefühl für korrekste Kleidung in immer weitere Kreise dringt. Wir verheben hier unter korrekter Kleidung nicht, daß der Anzug wie unsere ganze Erscheinung korrekt wirkt, daß das eine zum anderen abgestimmt ist, sondern, daß wir am rechten Ort den richtigen Anzug wählen.

Für den Umfang unserer Reisegarderobe ist zunächst das Ziel der Reise und ihr Zweck maßgebend, dann erst entscheidet der Geldbeutel. Wenn ich als Millionär, aber ruhebedürftig mich an einem stillen einsamen Ort niederlasse, so werde ich meine Garderobe einfach und schlicht wählen, suche ich jedoch ein elegantes Reisebad auf, so muß die Garderobe eine entsprechend elegante sein, um nicht in beiden Fällen unliebsam aufzufallen.

Im ersten Falle genügen ein Jadenkleid mit zwei bis drei Ärmeln, darunter eine solche aus Manell oder ähnlichem Stoff für kühle Tage, dazu ein besseres helles Kleid und der Reise- und Regenmantel. Wer über ein helles Jadenkleid verfügt, wird dieses dem Kleide vorziehen. Für den eleganten Anzug müssen die genannten Kleidungsstücke ergänzt werden. Wir bedürfen des hellen, einfachen Leinenkostüms für die Vormittagshunden, eines eleganten Jadenkleides für die Nachmittage und einer Toilette, die durch ein Cape vervollständigt werden kann.

Das Material für die Reisegarderobe sollte stets nur in bester Ausführung gewählt werden, um für alle Eventualitäten gerüstet zu sein. Dies gilt besonders vom Reisekostüm und Regenmantel. Soll ersteres nicht nur auf der Eisenbahnfahrt gedreht werden, sondern auch einen unvorhergesehenen Regenguß vertragen können, dürfen nur englische Stoffe und beste Nammgarntoffe in Betracht kommen. Diese Stoffe hängen sich sofort wieder glatt und lassen sich sehr leicht aufbügeln, was bei den billigen Stoffen nicht der Fall ist. Auch Chemisets und Stragen, mit denen wir das Jadenkleid variieren können, und die heute unbedingt notwendig sind, sollten nicht aus zu billigem Material gekauft werden, da dieses nach der Wäsche, die öfters erforderlich ist, leicht unansehnlich wird.

Für elegante Zwecke scheidet die Bluse vollständig aus. An ihre Stelle tritt das ganze Kleid, das die Zusammenstellung verschiedener Stoffe gestattet. Auch hier können wir uns Variationen schaffen, wenn wir z. B. zu einem weißen Strepprock eine Schok-bluse aus Stiderei und eine solche aus gemustertem Strepp wählen.

Der immer noch beliebte, weite Kimonoärmel bedingt als Umhüllung das Cape, das aus Tuch oder Seide besteht und in seiner Farbe zu den Kleidern abgestimmt sein muß. Zu weißen Kleidern entscheidet die Farbe des Dutes, wenn dieser bereits vorhanden ist und nicht zum Cape passend gewählt wird. Für elegante Zwecke erscheint das Cape kurz, etwa Armlänge, geöffnet und faltenreich.



Nr. 2646.
Reisemantel mit Pelertine



Nr. 2646.
Rückansicht.



Nr. 2647.

Nr. 2647. Reiselappe aus gelber Seide mit dunklerem Band in der rückwärtigen Hälfte.



Nr. 2648. Unterrock aus Leinen mit Stiderei-Einsätzen.

Nr. 2649. Kombination aus englischem Jephir mit einfacher Ausstattung.

Nr. 2650. Nachthemd mit Ausschnitt und leichter Handstickerei.

Die Kombination, die sich besonders im Sommer großer Beliebtheit erfreut, besteht aus weiß und lila kariertem, englischem Jephir und erhält als Ausstattung einen Hohlraum aus weichem Watte. Sie ist geschlossen mit vorderem Knopfschluß und hinterer Klappe gearbeitet; die rückwärtigen Träger knöpfen über, um bei Bedarf heruntergelassen zu werden. Aus gleichem Material und mit gleicher Ausstattung kann man auch Hemd und anliegendes Beinkleid arbeiten.

Allen praktischen Forderungen entspricht auch der Unterrock Nr. 2648. Er besteht aus naturfarbenem Leinen, zeigt enge Form mit angelegtem, geradem Faltenvolant, dem zwei Reihen einer feinen Radeirriderei eingefügt sind. Je ein Säumchen begleitet die Stiderei.

Schlichte Form zeigt auch das Nachthemd, Nr. 2650, das heute von vielen mit Ausschnitt gewählt wird. Als Material diene Wäschechiffon, der im Hochgebirge durch seinen Manell leicht werden sollte, um sich dadurch vor Erkältung zu schützen. Zu beiden Seiten des verdeckten Knopfschlusses ist der Stoff in litze, auspringende Säumchen abgenäht. Den Ausschnittsaum begleiten Punkte, die sich fleißige Hände selbst einfinden. Die Stiderei wiederholt sich auf dem Aufschlag des Ärmels. Erforderliches Material: für die Kombination etwa 3 m Jephir, 80 cm breit, für den Unterrock 3,20 m Leinen, 80 cm breit und zum Nachthemd etwa 4 m, 84 cm breit.

Mode und Sommerfrische.

nst. Die weiße Mode des Sommers 1914, die allen vorübergehenden Anzeichen nach zu erwarten war, wird insofern viel Überraschung bereiten, als sich in dem um diese Jahreszeit stets beliebten Weiß nicht nur Kleider und Blusen, sondern auch Mäntel, Jacken, Hüte, Schirme Schuhe u. a. m. zeigen werden. Bique und Batist werden unter allen sonst beliebten Zusammenstellungen verschiedener Stoffe dabei die Hauptrolle spielen. Doch auch Lingeriematerial und Spitzen einen sich an verschiedenen Modellen in reizvoller Weise, eines dabei das andere höchst effektiv zur Geltung bringend. Überraschend ist an diesen neuen weißen Roben, daß sie fast ausnahmslos irgend einen farbigen Garnitureil aufweisen. Sei es eine trägerartige Anordnung von schwarzem, einfarbigem oder buntgeblumtem Samt- oder Seidenband, sei es ein breiter, faltiger Gürtel aus gleichem Material, eine um die Taille geschlungene Schärpe mit zum Schmetterling vorn, seitlich oder im Rücken geschlungener Schleife oder langherabwallenden Enden oder ein bunter, zartfarbiger Hohlraum um die Volants, mit denen der enge Rock garniert ist — etwas Abstechendes muß an diesen neuesten Modeschöpfungen für den Sommer vorhanden sein, wenn sie sich als etwas wirklich „Neues“ ausweisen wollen. Selbstverständlich sind auf diese Weise auch vorjährige Kleider trefflich zu modernisieren, ein Umstand, der praktischen Frauen hochwillkommen sein wird. Neu und originell sind Capes aus weißen Spitzen oder weißer Lingerie gefertigt und weiße Sonnenschirme mit breiter, durchbrochener Vordüre aus Filzspitzen, Lingerie oder an einem besonders kostbaren Modell aus feinsten handgeknüpfter Vordüre bestehend, deren feine Musterung durch ein leuchtendes, farbiges Futter aus gepuffter Seide wirkungsvoll gehoben wird. Vielfach ist diese Innenausstattung des Schirmes auch in einfachen weißen Batistschirmen zu finden, ihnen dadurch die gewünschte Eleganz verleihend und sie zu jeder Robe passend gestaltend, da sie ihnen einfach mittels Druckknöpfen durch wenige Griffe eingefügt werden kann. Kleine Feldblumenbuketts am Schirm und in Uebereinstimmung damit an den weißen Roben sind nicht nur für die holde Jugend in des Lebens Lenz, sondern auch für die „Holze Schöne“ als jedenfalls hochwillkommener Schmuck der sommerlichen Kleidung bestimmt und werden sich bald ebensolcher Beliebtheit erfreuen wie die farbigen Bänder in ihrer reizvollen Musterung und ihrer vielseitigen Verwendbarkeit.

S. v. St.



Turfmoden in Frankreich.

Phot. Kunkin.



Turfmoden in England.

Photo Central News.



Bei bewegter See im Norderneyer Familienbad.

Phot. Voebder, Berlin.

Schach.

Bearbeitet von J. Riejes.

Alle auf diese Rubrik bezüglichen Zuschriften wolle man an die Redaktion des „Illustrierten Blattes“ richten.

Aufgabe Nr. 5.

Von F. Paluzie in Barcelona.
Schwarz.

Weiß.

Matt in drei Zügen.

Lösung der Aufgabe Nr. 4.

1. Le4-b7 Le8-b7+ 1. Kf3-12 Db8-b7+
 2. Kf3-e2 u. t. w. 2. Kf3-12 u. t. w.
1. beliebig anders
 2. Kf3-e2, relv.
 Lh8-c8+ u. t. w.

Nichtig gelöst von: H. Kesse in Frankfurt a. M.; G. Törhöfer in Odessa.

Partiestellung.

Schwarz: Dr. Tarrasch.



Weiß: Dr. G. Kasper.

(Die obige Stellung ereignete sich im Petersburger Turnier.)
 Schwarz am Zuge hätte hier mit 1. ... Le6+ 2. Kg6, Lg7; 3. Kg7; Lh3: sich sehr gute Gewinnchancen verschaffen können. Er glaubte jedoch mit 1. Lh6-g7 2. Lh7-f5 3. Kf7-g7 den Gewinn noch sicherer zu haben. Er hatte aber dabei eine besondere Finesse nicht in Rechnung gezogen, durch die sich Kasper rettete:
 4. h2-h4! Kf5-g4
 5. Kg7-g6! ...
 Wenn Weiß den nachfolgenden Zug 6. Kf6 macht, so verliert er.

Haus und Küche.

Samt und Seidenzeug reinigt man, indem man auf geschälte und gewaschene Kartoffelscheiben kochendes Wasser gießt. Ist das Wasser erkaltet, so läßt man es durch ein feines Sieb laufen und gießt die gleiche Menge Spiritus dazu. Mit dieser Mischung reibt man das Seidenzeug auf der einen Seite, läßt es etwas trocknen und bügelt es dann auf der anderen Seite. Auf diese Art kann man Samt, Seide und auch jeden anderen Stoff reinigen.

Rohhaarkissen. Sehr häufig sieht man, daß junge Mütter ihre kleinen Lieblinge mit dem Köpfchen auf ein Federkissen legen. Die armen Kinder schreien manchmal so am Köpfchen, daß die Kissen feucht oder naß werden. Meistens wird das Kindechen, wenn es wach geworden ist, aus dem Wagen oder Bettchen genommen und das feuchte Köpfchen ist dann oft einem kühlen Luftzug ausgesetzt.

Humor.

Gemütemenschen.

Im Schwabenland wollte man in der Gemeinde A. einmal ein Fest abhalten und beriet darüber eingehend. Daß etwas getan werden müsse, war klar. Klar war es auch, daß es nicht viel kosten dürfe. Klarer noch, daß es jedermann erfreuen solle.

Da schlug einer vor: „Wir soll da Schulza (Schultheißen) aufhängen; das freut jeden und kostet net viel.“

Die Kunst, auf Kommando vierstimmig zu singen.

Bei Besprechung der Vorarbeiten für die Kaisergeburtstagsfeier spricht der Kompanie-Chef den Wunsch aus, bei der Feier einen vierstimmigen Männerchor, vorgetragen von Mannschaften seiner Kompanie, zu hören. Der mit der Leitung der Festvorstellungen betraute Bigfeldwibel eröffnet die nächste Gesangsprobe mit dem Kommando: „Abzählen zu Vieren!“



Tarrington Photo-Company.

Eine Karikatur von Sarah Bernhardt; von Blife (London).

Im Antiquitätenladen.

Kunde: Eine hübsche Arbeit! Für einen Hunderteur würde ich sie nehmen!

Händler: Nichts zu machen, die ist schon für 1000 verkauft!

Kunde: Was? Für 1000? Da sind Sie aber schön hereingefallen, sie ist mindestens das dreifache wert!

Schüttelreime.

Ich möchte gleich den Zeppelin
 Vor Freud am Ehren-Käppel ziehn.

War es nicht jüngst im Sonnenbad,
 Wo Ihr die schönen Vögel sah?

An Zauberei die Kraft von Liebe reicht;
 In ihrer Hand wiegt selbst ein Riese leicht.

Ich sitze unter einer weichen Feder
 Und traue mich mit meiner Zeichenfeder.

Sagt ich Dir nicht ganz leis eben:
 Der Herr dort stammt aus Eisleben?

(Sächsisch.)

Daß Geener mir ob dem Geridde schäme!
 Daß uff, es gomm de schensten Schiddekreime!

Rätselsprung-Rebus.



Silberrätsel.

de, da, del, gel, her, ler, mer, mir, ne, se, ter, ta.

Es sind 12 Wortpaare zu suchen, bei denen die Endsilbe jedes ersten Wortes mit der Anfangsilbe des dazu gehörigen zweiten Wortes übereinstimmt. Die den einzelnen Wortpaaren gemeinsam geborenden Silben sind vortehend angegeben. Die Wörter bezeichnen:

1. Einen bestimmten Zeitpunkt und eine Stadt in Westfalen.
2. Einen Dichter und einen Vogel.
3. Eine geographische Bezeichnung und eine Pflanze.
4. Eine religiöse Gestalt und eine Stadt im Rheinlande.
5. Eine geographische Bezeichnung und eine weibliche Person.
6. Ein Fabeltier und eine Wollschaff.
7. Eine Stadt in Westfalen und einen Himmelkörper.
8. Ein Vogel und eine Stadt in Westfalen.
9. Befestigungsmittel und Fisch.
10. Auf in Island und römischer Kaiser.
11. Teile eines Gedichtes und Astrologe.
12. Mädchenname und Stadt in Pommern.

Werden die gefundenen Wörter richtig geordnet, so nennen ihre Anfangs- und Endbuchstaben ein Zitat von Schiller.

Rätsel.

Mit D da hab ich Laster
 Mit R der Baum mich trägt
 Mit L da spend ich Schatten
 Mit S man auf Wunden mich legt

Wortesfahrtsrätsel.

Zwischen die unter A und B angegebenen Wörter soll unter C je ein Hauptwort gesetzt werden, das in Verbindung mit den angegebenen Wörtern neue Hauptwörter bildet. A. B. C.
 A. Rinder, B. Graf mit dem Einlaßwort C. „Marl“ ergibt: Rindermarl und Marltraf. Die Anfangsbuchstaben der richtig geordneten einzuwendenden Wörter unter C nennen ein Musikinstrument.

Rapselrätsel.

Schallwellen, Tintenvischer, Seneca, Wandbilder, Nidelskahl, Landnik, Großmacht, Lampendocht, Dachstuhl, Glühbirne, Dornmar, Wirbelwind, Bewunderung, Rastort.

Aus jedem der vorkommenden Wörter sollen drei nebeneinander stehende Buchstaben genommen werden. Die richtig ausgewählten Buchstaben nennen, nacheinander gelesen, ein Zitat von Goethe.

Auflösungen.

Rätselsprung.

Der Wald wird kalt, die Blätter fallen,
 Wie du und still der Raum!
 Die Vögel nur geh'n durch die Buchenhallen
 Und rauschend wie im Traum,
 Und Abendglocken schallen
 Fern von des Waldes Saum. Eichenborst.

Pexierbild.

Bild halbbrechig drehen, dann findet man den Gesuchten rechts am Rand des Bildes.

Stäbchenspiel.

LEEHM

Nachdruck verboten

was sehr leicht zu einer Erkältung führen kann. Viel gesünder ist es, wenn die Mutter ihrem Kleinen ein mäßig gefülltes Rohhaarkissen in den Wagen oder das Bettchen legt.

Das Gießen der Zimmer- und Balkonpflanzen sollte niemals nach einem bestimmten Schema geschehen, denn das Feuchtigkeitsbedürfnis ist bei jeder Pflanze ein anderes. Als allgemeine Regel sollte beachtet werden, daß die Pflanzen während der Blütezeit das größte Wasserbedürfnis haben, zur Zeit der Ruhe aber nur mit Vorsicht begossen werden dürfen. Bei hellem, trockenem, sonnigem Wetter müssen sie mehr wie bei trübem, feuchtem Wetter gegossen werden und an sehr heißen Tagen werden die meisten Pflanzen eines zweimaligen Gießens bedürfen. Man gieße sie stets so, daß der Topf bis zum Rande gefüllt ist, damit die Erde bis zum Grunde durchnäßt wird, und gieße nach einiger Zeit das im Unterfasser gesammelte Wasser ab, damit die Wurzeln nicht faulen. Ist

der Ballen doch einmal völlig ausgetrocknet, so stelle man den Topf in ein Gefäß, mit dem es bis über den Rand im Wasser stehen kann und belasse ihn solange darin, bis keine Luftbläschen mehr aufsteigen. Immer aber muß das zum Gießen der Pflanzen verwendete Wasser 2 bis 3 Grad wärmer als die Zimmertemperatur sein, bei kaltem Wasser erkälten sich die Wurzeln sehr leicht und die Pflanze beginnt infolgedessen zu welken.

Testower Rübchen. 1½ Pfund der kleinen Rübchen werden sauber geschabt und gewaschen. In einem Stück Butter von der Größe eines Eies bräunt man zwei Teelöffel Zucker, dünstet darin die Rübchen mit Fleischbrühe oder Wasser, eckelweise zugegossen, staut sie mit einem Löffel Mehl, verdünnt das Gemüse, daß es eine Sauce gibt, würzt es mit etwas Salz und weißem Pfeffer. Das Gemüse gewinnt noch an Geschmack, wenn man ein paar Tropfen Maggi zufügt.



Phot. Tauben. Berlin-Zadenbe.

Heraldiker Prof. Ad. M. Hildebrand (Berlin)
der dieser Tage sein 70. Lebensjahr vollendete.

Professor Hildebrand ist bekannt durch seine heraldischen Werke, er ist Herausgeber der Monatschrift „Deutscher Herold“ und der Vierteljahrschrift für Wappen, Siegel und Familienkunde.

Der neue Herzog von Sachsen-Meiningen.

Im Alter von 88 Jahren ist der alte Herzog gestorben und so ist sein Nachfolger, der bisherige Erbprinz von Sachsen-Meiningen kein Jüngling mehr. Er ist 1851 geboren. Auch er ist kein Durchschnittsmensch. Starke wissenschaftliche Neigungen haben ihm im Volkstum den Namen „der Gelehrte“ eingetragen. Der Herzog hat bereits hohe militärische Stellungen innegehabt. Im Jahre 1908 war er kommandierender General des VI. Armeekorps in Breslau. Hier hat er jenen Erlaß an sein Armeekorps gegeben, der an hoher Stelle sehr mißfiel — und der Erlaß war ein Zeichen humaner Gesinnung eines sozialen Bewusstseins. Er forderte schärfste Kontrolle der Vorgesetzten und Belehrung der Mannschaften über die ihnen zustehenden Rechte. Mißhandlungen zu erdulden, hieß es da, sei für den Soldaten schimpflich und erniedrigend. Es entspreche weder dem Willen des Kaisers noch dem der sonstigen Vor-

Die neue Haarfrisur.

Wenn etwas Neues in Mode kommt, heißt es immer kategorisch „der“ neue Hut, „der“ neue Schnitt, „die“ neue Haarfrisur. Die Mode ist eben unbescheiden und lächelt über alle die, die sich nicht blindlings nach ihr richten. Das Seltsame ist, daß manchmal auch das Natürliche, das Ungezwungene „Mode“ werden kann und



Phot. Neutinger.

das scheint bei der neuen Haarfrisur der Fall zu sein, die sich ohne große Kunstgriffe gefällig an den Kopf zu legen scheint — scheint, denn vielleicht ist auch hier mehr Kunst als Natur am Werk gewesen. Jedenfalls: wer die Zeit dazu hat, kann's ja einmal probieren.



Phot. G. v. M. Kamenheim.

Pater Donaventura

der bekannte Kanzelredner des Dominikanerordens, der sich auch viel mit den Problemen des Theaters und der Kunst beschäftigte, ist kürzlich an den Folgen einer Operation gestorben. Er hatte stets auch viele Nichtkatholiken zu Zuhörern. Er war der Sohn des Hoftheaterbilleurens Kroh in Karlsruhe.

geühten, wenn sich die Soldaten eine ehrenrührige Behandlung gefallen lassen und dazu noch stillschweigen. Durch ihr Schweigen würden Fälle von unvorschriftsmäßiger roher Behandlung geradezu herausgefordert, und diese könnten mit der Zeit dann leicht zur Gewohnheit werden. Damit die Leute aber ohne Furcht vor etwaigen „dienstlichen Angelegenheiten“ offen ihre Anzeigen erstatten können, wird im Erlaß angeordnet, daß von jeder Veräußerung eines Mannes über eine erlittene Mißhandlung sofort dem Generalkommando Meldung erstattet werde, denn dieses müsse „geeignet erscheinenden Falles“ über die Verletzung des Veräußerers in einen anderen Truppenteil verfügen können. Weiter wurde bestimmt, daß alle Vorgesetzten die schärfste Kontrolle über etwa vorkommende Soldatenquälereien ausüben. Der Anstoß, den dieser Erlaß seltamerweise erregte, führte sogar dazu, daß der Erbprinz von seinem Kommando zurücktrat!



Phot. Grob. Berlin.

Der holländische Kapitän Verhulst, der bei der Einnahme von Elbasan von den Rebellen gefangen genommen wurde.



Phot. Trampus. Paris.

Kaiser Franz Josef nach seiner Wiedergenesung
Der greise Monarch steht jetzt im Alter von 84 Jahren.



Phot. Voigt. Hamburg v. d. S.

Erbprinz Bernhard v. Sachsen-Meiningen, der jetzige Herzog

Zur Mordtat in Sarajewo. — Der neue Thronfolger.



Der jetzige 27 jährige Thronfolger
Erzherzog Karl Franz von Oesterreich mit seiner Gemahlin Prinzessin Zita von Parma.

Am Sonntag Nachmittag flatterten Extrablätter in alle Welt, daß der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin in Sarajewo von ruchloser Hand ermordet worden seien. Das erste Gefühl war bei allen Abscheu und Entsetzen und Teilnahme mit dem alten 84jährigen Monarchen, dem wahrlich, wie er selbst weinend ansah, nichts in seiner Familie erspart geblieben ist. Die Umstände der Mordtat haben es klar erwiesen, daß das Attentat ein sorgfältig vorbereitetes war. Gelang es doch dem Erzherzog bei der ersten Ausfahrt eine Bombe, die gegen seinen Wagen geschleudert worden war, abzufangen und hinter sich zu werfen. Bei der zweiten Ausfahrt wurden dann er und seine Gemahlin von den tödlichen Kugeln getroffen. Von größter Tragweite ist dieser Mordmord in politischer Beziehung. Erzherzog Franz Ferdinand war der Träger des österreichischen Imperialismus und hat nicht immer mit der Friedensnatur des alten Kaisers zusammengestimmt. Italien gegenüber ist er stets mißtrauisch gewesen. Seine slawenfreundliche Gesinnung war bekannt. Besonders tragisch ist es daher auch für seinen Anhang, daß er nun durch die Kugel eines slawischen Fanatikers gefallen ist. Der neue Thronfolger, der junge Erzherzog Karl Franz Josef, ein Großnichte des Kaisers, ist politisch noch ein unbeschriebenes Blatt. Welche Bedeutung dem Schreckenssonntag von Sarajewo auch in Deutschland beigemessen wird, kann man schon daraus ersehen, daß Kaiser Wilhelm sofort von Kiel nach Berlin abgereist ist, um sich mit seinen Ministern zu beraten.



Ein Blick auf die Stadt Sarajewo,
wo das Erzherzogspaar ermordet wurde.



Das ermordete Erzherzogspaar Franz Ferdinand mit seiner Familie.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

Zwei deutsche Weltflugretords!

Reinhold Böhm bleibt 24 Stunden in der Luft.

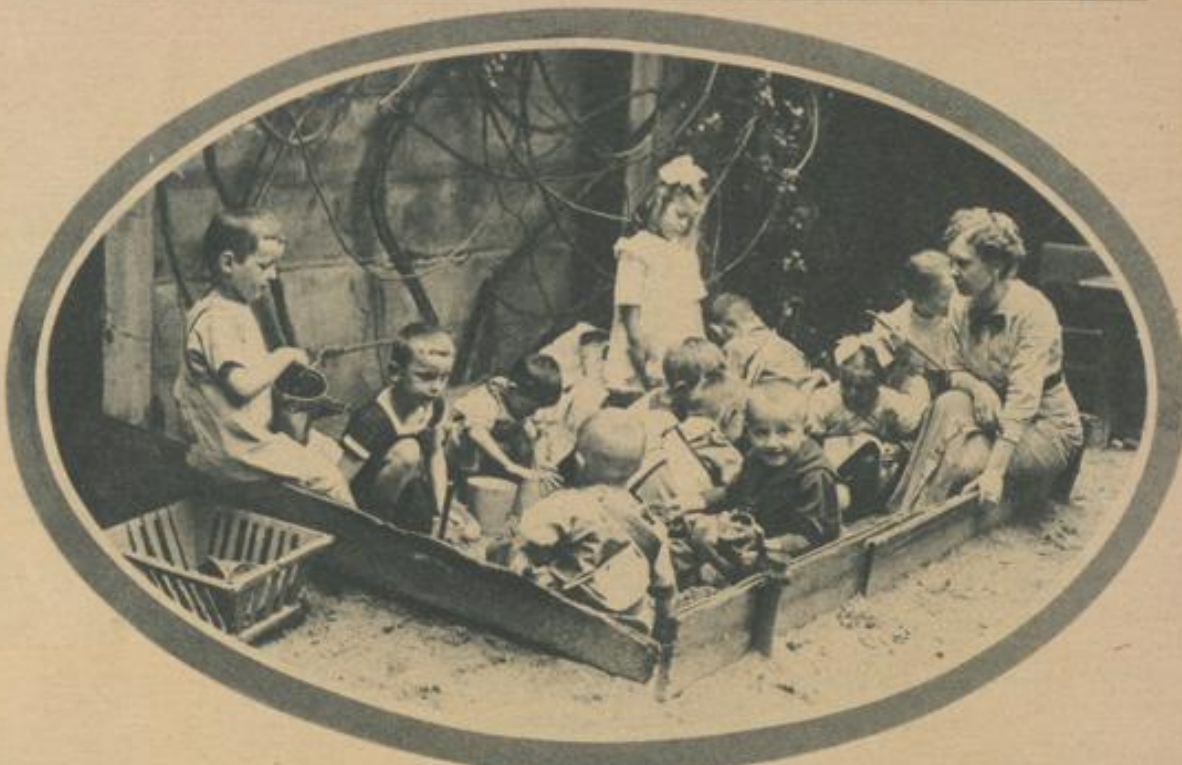
Linnefogel fliegt 6600 Meter hoch.



1. Reinhold Böhm wird nach seiner Landung durch ein Hurra begrüßt. 2. Linnefogel, der von 5000 Meter Höhe an Sauerstoff zu sich nehmen mußte

Die Zurückgebliebenen.

Wenn die Sonne es immer besser mit uns meint, beginnt die große Nacht aus der Stadt für alle die, die das nötige Kleingeld dazu haben. Aber das sind nicht so viele, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Hunderttausende müssen hierbleiben und mit ihnen Hunderttausende von Kindern, denen eine Erholung nötiger gewesen wäre als manchen, die da hinausziehen. Nun hat man in den letzten fünf Jahren an allen Orten hart gearbeitet, um schwächlichen, unbemittelten Kindern eine Sommerfrische zu ermöglichen. In den Ferienkolonien ist eine Einrichtung geschaffen worden, die segensreich gewirkt hat und noch wirkt. Aber auch sie kann nicht allen helfen, auch hier ist es immer wieder nur ein Bruchteil, der die Vorteile genießt. Das soziale Gewissen, das ja in unserer Zeit mächtig zu erwachen beginnt, hat sich aber auch den nun endgültig „Zurückgebliebenen“ gegenüber verpflichtet gefühlt. Für die Ferien werden Spielflächen eingerichtet und Spaziergassen unter Führung von Lehrerinnen und Lehrern unternommen. Besonders Berlin tut in dieser Hinsicht sehr viel für sein Kleinvolk. Unsere Aufnahme zeigt ein anmutiges Bild eines Ferienkinderspielflaches. Hier haben sich die Kleinen unter Aufsicht einer freundlichen Lehrerin auf dem Sandhaufen zusammengesammelt und sind so eifrig beim Spiel, daß sie den Photographen kaum bemerkt zu haben scheinen. In den folgenden Jahren wird die Ferienorganisation für alle die Kinder, die nicht in die Sommerfrische können, gewiß noch weiter ausgebaut werden.



Die Zurückgebliebenen.

Phot. H. H. H.



Fritz Odemar als „Falkner“.

Frl. Käthe Hartmann als „Dortchen Calenreuther“.

Von den rheinischen Goethefestspielen in Düsseldorf.

Die Mundhöhle als elektrisches Element.

Ein Abenteuer, wie es wohl noch niemand erlebt hat, ist jüngst einem französischen Ingenieur widerfahren. Der Ingenieur sah, wie er selbst im „Journal“ erzählt, an seinem Schreibtisch und arbeitete. Es brach ein heftiges Gewitter los, in nächster Nähe seines Hauses schlug der Blitz ein, und er merkte in seinem Zimmer, ja selbst an seinem Körper Zeichen der elektrischen Entladung; die Luft roch stark nach Ozon und der Speichel in seiner Mundhöhle nahm einen starken Geschmack an, was er auf die elektrische Entladung zurückführte. Daß er damit auf der richtigen Spur war, stellte sich bald heraus. Als er sich nämlich an den Frühstückstisch setzte und die Gabel an den Mund führte, verspürte er einen heftigen Schmerz, als ob ihm eine starke elektrische Entladung durch den Mund gegangen sei. Es zeigte sich, daß er dabei eine Art Abschürfung oder Verbrennung an der Lippe erlitten hatte, die über zwei Zentimeter lang war. Er erklärt sich die merkwürdige Erscheinung folgendermaßen: im Grunde hat er zwei Zähne mit Goldkapseln; dieses Gold und das Metall der Gabel wirkten nun vermittelst des veränderten Speichels ähnlich wie ein elektrisches Element. Die Verantwortung für die Wichtigkeit dieser sonderbaren Sache muß man natürlich dem Ingenieur überlassen.



Neueste Aufnahme der Kronprinzessin Cécilie mit ihren drei ältesten Söhnen im Pongripann.

Phot. H. H. H.



Pauline Hühfeld, geb. Böding.
Eine Veteranin aus dem deutsch-französischen Krieg.

Pauline Hühfeld, geb. Böding, die den Feldzug 1870/71 als Vorführerin der freiwilligen Krankenpfleger des Frauenvereins Saarbrücken mitmachte und vielfach ausgezeichnet wurde, ist in Stuttgart im 81. Lebensjahr gestorben.

Freiwillige für Albanien.

Dem Fürsten von Albanien gehört nicht mehr viel von seinem Land. Er sitzt inmitten höchst unerquicklicher Zustände und es hat fast den Anschein, als sollte sich in dem von den Mächten neugeordneten Ländchen eine Art geschichtlicher Tragikomödie vollziehen. Auf die eingeborene Bevölkerung ist wenig Verlaß. Sie scheint nur dann von Kraft und Ausdauer befeelt zu sein, wenn es gilt, eine Kuh zu fressen, hat aber schon oft versagt, wenn es hieß, dem Feinde entgegenzutreten. Die diplomatischen Schwierigkeiten verhindern vorberhand die Mächte, einfach die Truppen aus den Kriegsschiffen landen zu lassen, die Rebellen zur Raifon zu bringen und eine Grundlage für geordnete Zustände zu schaffen. Wenn Durazzo sich bisher so tapfer gehalten hat, so ist das nicht etwa den Mirditen zu verdanken, die auf den Wällen liegen und in die Luft knallen, sondern vor allem jenem kleinen Häufchen von Europäern, die selbst gediente Soldaten, die mörderischen Schnellfeuer-Ge-

schütze zu handhaben wußten und damit den Rebellen das Herankommen an die Residenz gründlich verletzten. Der Mangel an geeignetem Militär macht es natürlich dem Fürsten willkommen, wenn sich eine Schar abenteuerlustiger junger Leute in der Welt findet, die gewillt sind, als Freiwillige unter die albanische Fahne zu treten, um dem Fürst aus der Klemme zu helfen. Noch weiß man nichts Bestimmtes über die Zusammensetzung dieses Freiwilligen-Korps, aber es scheint, als ob sich darunter doch eine Anzahl von Leuten befindet, die das Ländchen brauchen kann. In verschiedenen Hauptstädten Europas haben sich Werbe-Büros gebildet, und wenn die Werber auch auf Schwierigkeiten gestoßen sind, obwohl sie nur ausländische gediente Soldaten anwerben können, so ist doch eine kleine Schar beisammen, die dem Fürsten nützlich sein kann. Die meisten Freiwilligen scheinen sich in Wien gemeldet zu haben, denn der Wiener Bildhauer Gruschner, der in Wien das Werbe-Büro eröffnet hatte, ist nach Berlin gekommen, um, wie er behauptet, dem Ansturm der Freiwilligen zu entgegen. 5000 hätten sich gemeldet, und nur siebenzig hat er nach Durazzo



Die Ausbootung der ersten Freiwilligen für Durazzo.

Wenn es schnell gehen soll!

Der Zeherlehrer hatte schon lange Inseratenwunsch fürs Morgenblatt gemeldet, da kam noch jemand an den Schalter gerannt und gab zwei Inserate auf, die noch unbedingt mit mußten.

Na, man macht, was man kann.

Der Metteur zerschchnitt also die Manuskripte und verteilte die einzelnen Teile an mehrere Zeher.

Die Form wird geschlossen; schnell eine Korrekturfahne abgezogen. Form unter den Kalandar, Water in die Stereotypie, Platten in die Bierrollenmaschine und was hatte, was kammte losgebrummt.

1500 Exemplare waren schon mit der Post nach Berlin, da kam schreckensbleich der alte Korrektor angelaufen: „Aufhalten, aufhalten! Um Gottes willen.“

Und dann las man:

Graf (Aradel, Offizier a. D.)

Gesund auf den Beinen, wundervolles Exterieur, 1,70 Meter Wandmaß, fromm und ausdauernd, wird in gute Hände für 500 Mark verkauft. Gesl. Offerten unter „Wallach 1313“ an d. Exp. d. Bl. erbeten.

Reitpferd.

50 Jahre alt, aber bedeutend jünger aussehend, mischfärbig, heiteren Temperaments, jedoch unvermögend, sucht sich baldmöglichst mit sehr vermögenden Dame glücklich zu verheiraten. Gesl. Offerten unter „Großes Glück 1314“.



Der Oberhofmeister des Kaisers
Graf von Mirbach
tritt von seinem Posten zurück.

senden können. In Durazzo sind für die Freiwilligen Truppe bisher hundert Deutsche und Österreicher eingetroffen, die der Fürst für einen Monat verpflichtet hat. Vielleicht gelingt es ihm mit diesem Haufen Draufgänger, die verfahrenen Zustände wenigstens etwas wieder ins Geleise zu bringen. An persönlicher Mut dürfte es dieser Truppe, die ja Abenteuerlust treibt, nicht fehlen.

Nach den letzten Meldungen soll die rumänische Regierung einem Bankier in Durazzo die finanzielle Ermöglichung der Entsendung eines 3000 Mann zählenden rumänischen Freiwilligenkorps übertragen haben. Das Geld spielt nämlich bei dieser ganzen Bewegung keine geringe Rolle, und es sind sogar schon Meldungen gekommen, in denen direkt davor gewarnt wird, sich nach Durazzo anwerben zu lassen, da eine ganze Anzahl der Geworbenen in Durazzo sitzt, ohne daß sie einen Pfennig Geld erhielten, und die Freiwilligen haben natürlich das Recht, etwas mehr Sold zu verlangen, als ihn ein frisch gebadener Rekrut bei uns bekommt. Außerdem kostet die Unterhaltung einer solchen Truppe auch einige Groschen, die in Albanien ohne fremde Hilfe kaum aufzutreiben sein werden.



Professor Dr. Georg Kampffmeyer.
Der bekannte Marokkaforscher und Lehrer am Seminar für orientalische Sprachen vollendete sein 50. Lebensjahr.



Kammerjäger Weil (Stuttgart)
ist von Amerika zurückgekehrt. Er geht nur noch auf Gastspielreisen.

Die Gewinnung und Verarbeitung des Bernsteins.

Frau Mode, diese launenhafte Dame, die alle Erdteile beherrscht, macht sich nicht nur die Kleiderkünstler zu Sklaven, auch die Verfertiger modernen Schmuckes sind ihr unterworfen, denn bald ist nur Gold, bald nur Silber, bald Alt- und bald Neusilber in Mode. Und all den Wünschen müssen die Schmuckkünstler der heutigen Tage Rechnung tragen.

Bernstein ist zu allen Zeiten und in allen Ländern modern gewesen, Bernstein beherrscht auch heute die Mode, wenn auch seine Verwendungsarten im Laufe der Zeit andere geworden sind. Im Museum der Kgl. Bernsteinwerke in Königsberg befinden sich Bernsteinfunde aus dem Jahre 800 nach Christus und Kirchengüter, verfertigt aus Bernstein aus dem Mittelalter. Mannigfaltiger in Form und Gestalt und Schliff wurden die Bernsteinschmuckstücke im 17. und 18. Jahrhundert. Die Heimat des Bernsteins ist Ostpreußen, die Samlandküste, an der er in mannigfacher, für den Laien interessanter Form gewonnen wird. Bevor man ihn in der sogenannten blauen Erde ent-



Beim Bernsteinfischen.

deckte, war es ein guter Nebenverdienst für die Fischer des Samlandes, die nach stürmischen Tagen und Nächten mit ihren riesigen Rastern an die See eilten und nun den Bernstein, der zumeist im Seetang eingewickelt ist, aus den aufgeregten Wellen fischten. (Siehe Bild.) Reich war die Beute nach der mächtigen Sturmflut im Januar 1914, die an der gesamten Ostseeküste so schweren Schaden anrichtete, den Fischern aber Bernstein in großer Menge an den Strand warf. Die rechtliche Stellung des Bernsteins ist eigenartig, denn das alleinige Nutzungsrecht hat sich der preussische Staat gesichert, an den alle Bernsteinfunde abgeliefert werden müssen und der den Bernstein dann in seiner Fabrik bearbeiten und verarbeitbar machen läßt. Den Fischern wird der Wert des gefundenen Bernsteins in Bar vergütet; die Bestimmungen werden so scharf gehandhabt, daß es andere Firmen nicht wagen, Bernstein von Fischern zu eigener Verarbeitung zu erwerben. Wie schon oben gesagt, ist die Bernsteinfischerei kein Hauptberuf, sondern nur eine Nebenbeschäftigung. Die Hauptmenge des Bernsteins wird heute in der fiskalischen Grube Anna bei Palminiden (Siehe Bild) gewonnen, die sowohl einen Tagebau wie auch einen Abbau unter Tage besitzt. Die Steilküste hat hier eine Höhe von 30 Meter. Gegen die brandende See sind die Anlagen über Tage durch Steindämme geschützt. Mehrere Schächte sind hier bis an die sogenannte blaue Erde hinuntergeführt, die in einer Schicht von

vier bis sieben Meter vorkommt. Unter Tage entfaltet sich nun ein regelrechter Bergwerksbetrieb, in dem Hunderte von Arbeitern beschäftigt werden, um die blaue Erde zu fördern. Die Strecken werden sorgfältig durch Holzbefeidungen abgestützt, die Arbeiter brechen hier vor Ort die blaue Erde aus und sammeln die größeren Bern-

steinstücke in einen mitgebrachten Beutel. Für besonders gute Funde erhalten sie auch Prämien. Die Kontrolle in dem Bergwerke ist sehr streng, die Arbeiter werden einzeln untersucht, speziell wird auch nachgesehen, ob die Arbeiter nicht etwa wertvollere Funde in den Stiefeln verborgen halten.

Ein Bergwerksbetrieb ist immer mit Lebensgefahr verbunden; wenn auch Schlagwetterkatastrophen in Palminiden nicht eintreten können, so hat doch schon mancher Bergmann sein Leben eingebüßt bei Niederbruch von Strecken usw. Man hat sich deshalb in neuerer Zeit entschlossen, den Tagebau mehr zu fördern. Ein großer Löffelbagger füllt die Eisenbahnwagen mit der Abraumerde, die dann

auf die 80 Meter hoch belegene Seebergobertante transportiert und hier in eine offene Rastvorrichtung gelippt wird. Starke Wasserstrahlen lösen die Erde auf und lassen den Schlamm in die See abfließen, während der in der Erde gefundene Bernstein in den Holzlästen liegen bleibt.

Der in Ostpreußen gewonnene Bernstein wird von dem Bernsteinwerk nicht selbst verarbeitet, es besteht schon mehrere hundert Jahre hindurch die ehrbare Kunst der Bernsteindrehler, die nun die Schmuckstücke und Luxusgegenstände herstellen. Die Handfertigkeit ist längst von der Maschine verdrängt worden, elektrisch betriebene Drehbänke stellen Bernsteinspizen her, auch automatisch betriebene Maschinen, an denen die Frauen sich die Plätze der Arbeiter erobert haben, sind bereits im Betriebe. Der Geschmak der Frau spielt bei der weiteren Fertigstellung des Bernsteinschmuckes überhaupt eine wichtige Rolle, denn in größeren Arbeitsstätten sitzen die Mädchen und Frauen und fertigen Perlen und Ketten, Broschen, Armbänder, Arawattenadeln, Photographierahmen usw. in recht geschickter und geschmackvoller Weise an. Die fertigen Schmuckstücke beherrschen den heimischen und überseeischen Handel. In Europa und Amerika wird speziell feiner Damenschmuck gekauft, Afrika, die asiatische Türkei und Indien laufen Perlen in allen Farben und Formen und Größen. So beherrscht der Bernstein die ganze Welt und trägt deutschen Fleiß und deutsche Kultur in alle Erdteile.



Im Innern eines Bernsteinbergwerkes.

Die Altonaer Gartenbau-Ausstellung

von Marie Behmering.

Die historisch bedeutenden Momente des 20jährigen Stadtjubiläums und der 50jährigen Zugehörigkeit zum deutschen Vaterlande wollte die Stadt Altona durch eine Ausstellung großen Stils feiern. Sie sollte veranschaulichen, wie Baum und Pflanze für den Haus- und Pauerngarten, für den Waldpark, für den Friedhofschmuck und für jeden hygienischen und ästhetischen Zweck vorteilhaft zur Anwendung gelangen können.

Der uralte, berühmte Donner-Park an der Elbe ist zum Rahmen dieser Ausstellung gewählt worden. Sein weitgestrecktes Gelände, das übrigens Eigentum der Stadt Altona geworden ist, gestattet die Errichtung von imposanten, architektonisch reizvollen Gebäuden, wie das Lechaus, die Blumenhalle, das Hauptrestaurant, die Industriehalle u. v. a. m., ohne daß eine Beeinträchtigung der Raumfülle sich irgendwo bemerkbar machte.

Zu den vornehmen, weiten Wandelgängen und dem reichen Baumbestand scheinen all die geschaffenen, lieblichen Fontänen, die Pavillons mit herrlichem Ausblick und die schleswig-holsteinischen Pauerntaten wie organisch zu gehören. Der intime Eindruck eines Lustparks wird im wesentlichen nicht gestört.

Die kurzfristigen Ausstellungen begannen mit einer Blumenschau, in der sich besonders die hervorragenden Leistungen in Orchideenzucht der geschätzten Treibhäuser von Baron v. Ohlendorf, Baron Schröder und andern Orchideenfreunden zeigten. Es waren Elitearten von laudatorischem Werte vorhanden. Wie weit die Veredelung von schlichten Blumen, wie: Frauenstuh, Löwenmaul, Crifa, Scabiosa, Rohn gediehen ist, das läßt die Bindekunst-Ausstellung erkennen.

Sie gibt auch praktische Winke für die Ausnützung von Rittersporn, Kampanula, Rambler, Cacteen, Strohblumen, Ginster und einer weiten Reihe schlichter Bauern-Pflanzen in bislang nicht bekannter Weise. Verblüffend ist der Fortschritt der Rosen- und Nelkenkultur in Hamburg-Altona, die nächst der Orchideenkultur den Wettbewerb mit dem Auslande aufnehmen darf. Zeichnet sich das Tafelornament vielleicht hier und da durch eine zu große Leppigkeit aus, so erfreut der gewöhnliche Blumenschmuck für den täglichen Gebrauch durch eine graziose Einfachheit. Als Modellblume, die zur vollendeten Schönheit gebracht wurde, verdient die Glorinie genannt zu werden.

Bemerkenswert ist ferner die Anwendung von Blütenblättern, wie z. B. von weißen und grünlichrosa Hortensien zur Einbettung von Widen, Weiden oder Reseda in Körben. Die Aufmachung der ganzen Bindekunst in Nischen und Grotten aus kurzgeschnittenen Tannen ist ebenso einfach als geschmackvoll. Das Blumenmaterial ist durchweg erstklassig. Dasselbe gilt auch von den Stauden, die höchst mannigfaltig in einer Sonderausstellung vorgeführt wurden. Man lernte dort, wie leicht der kleine Hausgarten verschönert zu werden vermag durch Einpflanzung der haltbaren und dankbaren Paeonien, die einzelne ganz

neue Farbtöne gewonnen haben, ferner durch Gremorus, Dendroica, Feuerzisse usw. Wo die Raumausnützung stark in Betracht kommt, wie beim Schreber- und Arbeitergarten und beim Pauerngarten, der vornehmlich Gemüse tragen soll, da eröffnet die Staudenumrahmung neue Perspektiven für Befriedigung des Schönheitsbedürfnisses mit kleinen Mitteln.

Ein berechtigtes Interesse löste die Frühgemüse-Sonderausstellung aus. Sie bewies, daß die deutschen Gärtner mit Erfolg zur Kultur des Frühgemüses auf freiem Lande übergegangen sind. Der Spargel aus Wedel und dem Hannoverschen darf sich dreist mit dem französischen messen. Durch sorgfältige Pflege sind riesenhafte Meerrettich- und Rhabarberstengel, sodann feine Champignons, Schneidebohnen, Fabecken und deutsche Frühkartoffeln erzielt worden. Fast alle Gemüsearten deuten auf eine Hebung der einheimischen Zucht hin und wecken die Hoffnung, daß der deutsche Gemüsemarkt nicht dauernd von der Einfuhr holländischer, französischer und italienischer Feldzeugnisse abhängig bleiben werde.

Im Freien sind die Dauerausstellungen untergebracht. Sie bergen vor allem einen Schatz an Koniferen, deren Zucht bekanntlich in Schleswig-Holstein eine unübertroffene Entfaltung erreicht hat. Für Mittelstands- und Kleinfriedelungen in der neuzeitlichen Gartenstadt bringen die Dauerausstellungen Musteranlagen für Spalierobst, für Blumen- und Sträucher in Vorder- und Hintergärten, für Flächen auf hängendem Gelände und ferner auch für die Blumenpflege in Sanatorien, Schulen und öffentlichen Heimen.

Selbst für den Balkon- und Fenster-schmuck, dann für die zweckmäßige Ausgestaltung von Lauben, von transportablen Strand- und Heidehäuserchen und auch von Terrarien und Aquarien werden reiche Anregungen geboten.

Was in Gartenbau, Gartenkunst und Pflanzenzucht erreicht ist und noch erreicht werden kann, bei einer intensiven Ausnützung von Erde, Sonne und Höhenraum und bei rationellerem Verkehr, das wird in umfassender Weise von diesem großen Ausstellungsunternehmen veranschaulicht. Das

Protektorat desselben hat die deutsche Kaiserin bereitwillig übernommen, und zu den Besuchern der Ausstellung gehört Kaiser Wilhelm, das Prinzenpaar August Wilhelm und eine Reihe and. Fürstlichkeiten.

Im Rahmen der Jubiläums-Ausstellung werden auch noch Sonder-Ausstellungen abgehalten von schleswig-holsteinischer Kunst und von historisch und künstlerisch bedeutungsvollen Antiquitäten und Raritäten aus dem Besitz des schleswig-holsteinischen Adels.

Fühlt ein Besucher sich etwa mehr angezogen von den strahlenden Mumenterrassen vor dem Café, ein anderer von den Rosenparketts auf der Donnerischen Weide, ein dritter von dem Norfo auf dem Festplatz und in der Promenadenschicht, so übt das Donnerichloß doch ausnahmslos eine Anziehungskraft auf alle aus!



Rosenanlagen.



Vom Rosenfest in Bad Soden.

Phot. v. J. Zölling, Bad Soden.



Friedrich-Hilda-Heim. Das Schwarzwaldheim der Deutschen Gesellschaft für Kaufmanns-Erholungsheime.

Der Herzog von Sorfona

Roman von Carl Graf Scapinelli

(19. Fortsetzung)

Mit tiefer Verbeugung traf Graf Margazzi auf den Prinzen zu und bewillkommte ihn im Namen des Landes. Fast wurde eine Kede daraus. Ein wenig im Hintergrund stand Amalia. Deutlich fühlte Petro ihre Augen auf sich ruhen, — nun schüttelte er auch ihr die Hände.

Graf Befano Galli verhandelte leise mit Margazzi. Es wurde beschlossen, den Bauern zu entlohnen und heimzuschicken und dafür im Auto der Margazzi Platz zu nehmen.

Ein langes Hin und Her, der Ausfischer wurde reich beschenkt, dann hieg man ein, und so sehr sich Petro sträubte, er mußte rechts im Fond Platz nehmen, — Amalia neben ihm, die beiden Herren gegenüber.

Während sich das Auto in Bewegung setzte, erkundigte sich Amalia nach dem Befinden der greisen Herzogin, bedauerte, nicht an ihrem Krankenlager zu sein, und sah über den Prinzen fast absichtlich hinweg in die Ferne. Sie war die Begeisterterin für den Kampf, sie sprach am wenigsten darüber.

„Schade, Contessa, daß die Koffi nicht mitkommen konnte!“ meinte jetzt der Prinz, „aber Sie wissen ja, das österreichische Kriegsministerium hat es ihm nicht gestattet!“

„Er hätte kommen müssen, wenn er nötig wäre!“ sagte sie erregt.

„So sprechen Sie über Ihren Bräutigam! Ihm schien vielleicht die Sache zu unsicher, er blieb lieber in der österreichischen Armee, jetzt, wo er bald für eine junge Frau zu sorgen hat!“

„Der Gedanke an mich dürfte ihn nicht abhalten. — Ich hätte an seiner Seite gekämpft, wenn es nötig gewesen wäre!“

„Liebes Kind,“ meinte daraufhin der alte Margazzi, „Du dienst der Sache besser, wenn Du an das Krankenlager der Herzogin fährst. Graf Befano könnte Dich bei seiner morgigen Rückfahrt gleich mitnehmen!“

Amalia schwieg, — noch war sie unschlüssig, — noch schien sie auf eine Möglichkeit zu bauen, hier im Lande zu bleiben. Sie hatte ja am kräftigsten das Feuer geschürt, hatte am schwärmerischsten die Figur des jungen Prinzen allen geschildert, hatte es von Schloß zu Schloß getragen, von einer Guts herrin und ihren Töchtern zur anderen, daß auch die Frauen hier auf ihre Weise mitkämpfen müßten, daß Prinz Petro wert wäre, von allen verehrt zu werden.

Das süßliche Feuer der Begeisterung, das sich von hingebender, schwermütiger Liebe kaum unterschied, brannte in ihr. An ihren Bräutigam dachte sie nur, wenn sie die anderen erinnerten, nach ihm fragten; — seit er geschrieben, daß er nicht mehr in den Dienst des zukünftigen Herzogs treten werde, seit er wieder in irgend einem Provinznest als österreichischer Offizier diene, war auch Amalias Interesse und Teilnahme für ihn merklich schwächer geworden.

Das Auto fuhr über die breite Gebirgsstraße dahin, kam jetzt in ein weites Hochtal, — ein Kirchlein leuchtete in der Vormittagssonne herüber, und in der Ferne schimmerte das Kastell Margazzi. Mehr breit als hoch, — mit einem umfassenden Vorbau, von einer Mauer umstanden, um die sich dunkle Sträucher drängten, — dann ein paar niedrige runde Türme, die ein Quadrat des eigentlich kahlen, aber stolzen Baues einschlossen. Ein alter Herrenhof, halb verfallen, — schlicht und schmucklos.

Man näherte sich allmählich dem Schloß. — Der Ort zu seinen Füßen war heute lebendiger als sonst. Ein unvorsichtiger Bauer rief dem vorbeifahrenden Auto ein lautes „Hurra!“ zu; — nun hieg die Straße an, — noch wenige Minuten Fahrt — dann war man vor dem alten Gittertor, das über und über von Efeu umwuchert war.

„Ich heiße Königliche Hoheit in meinem alten Kastell willkommen. Mit den letzten Blutstropfen wollen wir alle Sie schützen und verteidigen,“ sagte der alte Margazzi.

Das Auto hielt. — Diener — mehr als notwendig waren — neu gedungene Gestalten — Kavaliere von den nahen Schlössern — kamen aus dem Hausvor.

Ein feierlicher Augenblick, plötzliche Stille, dann rief einer: „Es lebe Petro II., Herzog von Sorfona!“ Und ernste Männerstimmen fielen in den Ruf ein, der zwischen den alten Mauern doppelt laut und hell ertönte.

Der alte Margazzi besorgte die Vorstellung, Name auf Name wurde genannt. Petro hatte sie alle von der Großmutter oft nennen hören.

Nun endlich schritt man ins Haus. Der Herzog sollte schnell ein wenig Toilette machen und dann zu

Frauen von Sorfona trank, — das Glas zuerst an das Amalias, die die Hausfrau spielte, stehend.

Dann hatten es alle Teilnehmer eilig, um möglichst noch in derselben Nacht auf ihre Schlösser, in ihre Dörfer zu kommen und mobil machen zu können.

Mit herzlichem Händedruck verabschiedete sich der zukünftige Herzog von jedem, — dann saßen sie zu viert allein, indes Pferde und Autos die Verbündeten nach allen Richtungen Sorfonas trugen.

„Darf ich Königliche Hoheit nunmehr die Aussicht von unserem Turm zeigen, — unser liebes Vaterland?“ fragte Amalia.

„Ich bitte darum!“ Sie ließen die zwei alten Herren allein, die noch allerhand zu beraten hatten, da Graf Befano gegen Abend wieder abfahren wollte.

„Ich gehe voraus, wenn Sie gestatten!“ sagte die Contessa. Elastisch und rasch stieg sie vor ihm die dunkle Turtreppe hinauf. Mitten auf der Treppe blieb sie wie Atem holend stehen, dabei wandte sie ihm ihr Gesicht zu, — ihre Augensterne schienen seltsam zu leuchten.

„Fallen Sie nicht!“ sagte sie, dann schritt sie wieder langsam voraus. Er sah sie kaum, war so erfüllt von dem Gedanken, sein Ländchen zu sehen, daß er ihrer kaum achtete.

Nun standen sie oben — in einem runden, weiten Raum, von dem kleine Fenster nach allen Richtungen gingen. Er eilte gleich zu einem der Ausblicke.

„Das ist Ihr Vaterland, Königliche Hoheit!“ ertönte fast bebend ihre Stimme hinter ihm. „Von hier sehen Sie die Türme von Sorfona!“

„Wo, wo?“ fragte er interessiert.

Sie trat zu einer anderen Luke, — ließ ein wenig Raum, daß er rechts neben sie treten konnte.

„So, geht es schon“, sagte sie schwach lächelnd, da er sich zwischen dem biden alten Mauerwerk zu ihr vorschob.

Ihr hübscher bloßer Arm deutete verführerisch ins Weite: „Dort liegt Ihre Hauptstadt, Herzog von Sorfona!“ Es klang huldigend, feierlich.

Aber er entdeckte noch nichts, — fragte wieder ungeduldig: „Wo?“



Phot. Wehr. Gerd. Berlin.

Damen-Reiten am Strande von Jandvoort (Holland).

einer Art Kriegsrat in den Saal kommen. — — —

Es war eine lange, erregte Sitzung gewesen. Die Gemüter der Getreuen flossen über von Begeisterung und Gesinnungstüchtigkeit, und doch hielt jeder etwas anderes im gegebenen Moment für besser. Des Grafen Befano-Galli Vorschläge wurden schließlich angenommen. Sie gingen dahin, nur nicht länger zu zögern, schon um der sterbenden alten Herzogin die letzten Lebensstunden zu verschönern.

Auch Petro war jetzt Feuer und Flamme, war in seiner Jugendlichkeit voll Ungebild. Der blonde Jüngling hatte durch seine raschen, begeisterten Worte, die sich geschickt mit Bescheidenheit paarten, alle Herzen erobert, alle Vorurteile überzeugt.

Ein gemeinsames Mahl folgte, bei dem große Reden gehalten wurden und bei dem auch Prinz Petro auf die

tungen gingen. Er eilte gleich zu einem der Ausblicke.

„Das ist Ihr Vaterland, Königliche Hoheit!“ ertönte fast bebend ihre Stimme hinter ihm. „Von hier sehen Sie die Türme von Sorfona!“

„Wo, wo?“ fragte er interessiert.

Sie trat zu einer anderen Luke, — ließ ein wenig Raum, daß er rechts neben sie treten konnte.

„So, geht es schon“, sagte sie schwach lächelnd, da er sich zwischen dem biden alten Mauerwerk zu ihr vorschob.

Ihr hübscher bloßer Arm deutete verführerisch ins Weite: „Dort liegt Ihre Hauptstadt, Herzog von Sorfona!“ Es klang huldigend, feierlich.

Aber er entdeckte noch nichts, — fragte wieder ungeduldig: „Wo?“

Die einzigartige Wirkung des Odols beruht aller Wahrscheinlichkeit nach darauf, daß sich das Odol beim Mundspülen förmlich in die Zähne und die Mundschleimhaut einsaugt und diese gewissermaßen imprägniert. Man begreife das ungemein Bedeutsame dieser ganz einzigartigen Wirkungsweise des Odols. Während andere Mund- und Zahnpflegemittel lediglich während der wenigen Sekunden der Mundreinigung ihre Wirkung ausüben, wirkt das Odol noch stundenlang, nachdem man sich die Zähne geputzt hat, nach. Ueber diese Dauerwirkung des Odols sind sehr interessante wissenschaftliche Untersuchungen angestellt worden, die übereinstimmend erwiesen haben, daß diese unvergleichliche Eigenschaft des Odols bei keinem der für die tägliche Mund- und Zahnpflege überhaupt in Betracht kommenden Präparate sich findet. — Wer Odol konsequent täglich anwendet, übt demnach die denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus.

Preis: 1/4 Flasche Odol M. — 85, 1/2 Flasche (Monate ausreichend) M. 1.50.



„Ganz am Horizont, wo die grauen Türme in der Sonne leuchten!“

„Ja, ja!“ rief er auf. „Dort!“

Er sah hinaus, — er träumte, — er sah sich einziehen, — dort. Er sah Paläste, geschmückte Häuser, eine jubelnde Menge, — sah Frauen schwarz und schön, wie die Margazzi neben ihm — die ihm huldigten.

Und plötzlich, da sein Bild nicht mehr in die Seite drang, fragte ihn die Contessa:

„Warum haben Sie damals so schlecht an mir gehandelt?“

„Ach!“ fragte er. „Ich habe mich doch entschuldigt!“

Aber der letzte Mut der Verzweiflung war über sie gekommen, der Mut flammender, bittender Liebe:

„Hatten Sie noch die andere im Herzen? — Dann will ich Ihnen verzeihen!“

„Aber Contessa, — wir wollen im Anblick von Soriona nicht von alten Dingen sprechen!“

„Die Frauen von Soriona sind treu und können lieben!“, sagte sie geheimnisvoll, „wie keine anderen! Sie verehren ihren Herrscher ohne Eigennutz — vielleicht auch — ohne Stolz!“ Ihre Stimme zitterte, ihr Atem ging hörbar, tief senkten sich die schwarzen Wimpern über ihre Augen. Sie wußte nicht, was sie sprach, sie hatte nur das Gefühl, daß sie sterben müßte, wenn sie jetzt nicht spräche. „Sie dienen ihrem Herrscher — selbst, wenn sie keinen Dank erhoffen!“

Da befiel ihn die Erkenntnis dieser Szene. Er sagte hart: „Das will ich nicht. Der Herzog von Soriona will nicht, daß Sorionesseninnen seinetwegen ihren Stolz verzeihen, auf Dank verzichten. Er wird jeder dankbar sein für ein Gefühl der Anhänglichkeit, er wird aber die Braut eines anderen — nie begehren!“

Wie ein Pfeilschädel traf sie das. Selbst ihr schöner Körper bäumte sich auf.

„Vielleicht sind Sie der erste Herzog von Soriona — der so denkt!“ antwortete sie, sich mühsam beherrschend. „Vielleicht der letzte! Wen keine warme Frauengunst umgibt — und säße er auf dem Throne, den friert es vor der Menschen Klugheit! Ich hätte gern von den Gefühlen meiner Landsmänninnen gesprochen, sie Ihnen, königliche Hoheit, erklärt, ehe ich mit dem Grafen Vesano Galli an das Krankenlager der Herzogin-Mutter fahre!“

„Sie bleiben nicht hier?“ fragte er erstaunt.

„Jetzt nicht mehr. Ich bin doch überflüssig!“

„Grüßen Sie mit Herrn de Rossi!“

„Ich werde es ausrichten. — Ich glaube, er tat recht, nicht zu kommen. — Sie schüßen ja seine Bräutigams-

rechte mit Leidenschaft. Und — er soll sich auch über mich nicht beschweren, — ich will eine gute Schwester sein werden!“

Jetzt ließ sie ihn zuerst die heile Turteltreppe hinabsteigen, langsam und aufrecht folgte sie ihm.

Als sie in den Saal traten, sagte sie ganz spontan zu ihrem Vater:

„Papa, ich fahre mit dem Grafen Vesano Galli. Der Herzog hat mich gebeten, ans Krankenlager seiner hohen Großmutter zu eilen. Ich sehe es ein, daß ich dort mehr nützen kann, als hier!“

Der Vater war erstaunt, aber befriedigt. In so unsicheren Zeiten wußte er sein Töchterchen gern geborgen.

Indes die letzten Vorbereitungen zur Abreise Contessa Amalias und des Hausministers getroffen wurden, brannte in Prinz Petro die Unrast und Ungeduld.

Er sah noch immer die Kuppeln und Türme von Soriona vor seinen Augen. Dorthin zog es ihn, trieb es ihn. In Abenteuer, in Kampf, in den Sieg! — Was wollte dieses schöne Mädchen von ihm, fragte er sich dann wieder. Was für wahres Zeug sprach sie, — sollte er mitten in der Haft dieser Tage eine heimliche Liebe mit ihr beginnen, sollte er die Tochter seines getreulich Anhänger sich zur Geliebten für wenige Stunden nehmen? Noch schwebten ihm andere Frauengestalten vor — noch sah er die herbe Zurückhaltung einer Jeanne Scherb, — die zauberhafte, lächelnde Liebe einer Nabella Macroti vor seinen geistigen Augen. Schön war Amalia, aber sie war ihm unheimlich, fremd, sie reizte seinen Widerstand, weil sie, wie in Ersta, ihn wie einen Gott, einen Gekrönten nahm, — sie beraubte sich an ihren Gefühlen zu ihm, an seiner Würde.

Er war zu ehrlich, zu gerade dazu. Er kam sich selbst so klein und unbedeutend vor, was ihn groß machte, waren seine Pflichten, seine Träume, — das Vertrauen, der Glaube der anderen. Er war zu deutlich erzogen, zu blond zu solchen Dingen, — zu beiseiden von Amalia an, das Pathos fehlte ihm für eine solche Liebe.

Recht und schlecht am Posten ansharren, wohin ihn seine Ahnen, die Großmutter gestellt! Ja, an ihr Krankenlager, da gehörten diese Augen, dorthin gehörte ihre Zuneigung. — Sie sollte fahren!

Graf Vesano Galli kam, um sich zu verabschieden, gab ihm die letzten Rat schläge. Die Ergriffenheit, die diesen erfasst hatte, rührte auch den Prinzen. In bewegten Worten dankte er ihm — bat ihn, der Großmutter seine Grüße zu bringen — ihr zu sagen, daß er tapfer sein wolle.

Die Contessa war nicht mehr gekommen. Sie sah schon im Auto am Schloßeingang und wartete auf Vesano Galli.

Kun war auch er zu ihr gekommen, — ratternd fuhr der Wagen über den holprigen Hof — entzündend den Augen.

Er atmete auf, daß Amalia weg war, ihre Gattin war ihm unheimlich, unbehaglich gewesen. Aber plötzlich erinnerte er sich, daß nun alle, die er geliebt, fort seien, daß er, mitten unter Fremden, einzam seinen Thron entzagen sollte.

Doch es waren ja Fremde, es waren ja Leute, die dasselbe ertritten, wie er.

Seine Ungeduld wuchs. Graf Margazzi trat ins Zimmer, schüttelte ihm die Hand.

„Wann fahren wir nach Soriona?“ fragte er diesen hastig.

„Ich erwarte noch Nachricht, königliche Hoheit. Sie muß jede Stunde eintreffen!“

„Aber dann, dann fahren wir!“

Der alte Graf nickte stumm mit dem Kopf. Es war zu viel zu befragen, man mußte auf zu viele vertrauen, zu viele mit Waffen versehen.

„Alle warten nur auf das Losschlagen!“ sagte er endlich.

Und im plötzlichen Gefühl seiner kommenden Herrschaft, durchdrungen vom Idealismus seiner Jugend, rief Petro, die Arme weit ausbreitend:

„Ich will es ihnen allen ja lohnen, reich lohnen!“

XIII

Längst war die Lösung ausgegeben: Wenn auf staßel Margazzi die rotblauene Fahne bei Tage wehen würde, oder des Nachts auf dem nahen Berg ein Höhenfeuer brenne, dann war es Zeit, gewaffnet sich zu sammeln, eilig gegen die Stadt zu stoßen, sich rechts und links der Straße dorthin in einzelnen Trupps unter den Häusern zu ordnen.

Von Mund zu Mund, von Vater auf Sohn, von Mutter auf Tochter war bei den Häusern der Gegend noch immer der Glaube wach, daß man zu Unrecht vor fünfzig Jahren die Waudons vertrieben, und daß man sich, falls der Herzog rufe, erheben müsse, seiner dieser Landleute zweifelte daran. Es mußte so sein, so war es recht.

Freimen in Soriona freilich, da hatte man längst die Waudons vertrieben, die neue Zeit hatte neue Aufgaben, hatte Industrie gebracht und verlangte andere Gedanken. Aber da es in der Arbeiterbevölkerung gährte, da auch der städtische Arme mit dem Lauf der Dinge



Sanatogen-Reisepackung.

Ein von 21000 Aerzten in schriftlichen Gutachten empfohlenes Kräftigungsmittel für Körper und Nerven ist **Sanatogen**.

Reisepackungen mit Löffel und Rührstab, à 250 und 500 g, ohne Preiserhöhung, in allen Apotheken und Drogerien. Die Sanatogenwerke Berlin 48 E 3, Friedrichstraße 231, versenden völlig kostenlos aufklärende Schriften über:

* Sanatogen als Kräftigungsmittel *

- | | | |
|------------------------------------|---------------------------------|----------------------------|
| 1. bei Nervenleiden | 3. bei Magen- und Darmleiden | 6. bei Kinderkrankheiten |
| 2. bei Schwächezuständen aller Art | 4. bei Lungenleiden | 7. bei Frauenleiden |
| | 5. bei Bleichsucht u. Blutarmut | 8. bei Ernährungsstörungen |
- ferner 9. Merkblatt für werdende Mütter und Wöchnerinnen.

Wer Sanatogen noch nicht kennt, verlange eine **Gratisprobe** von der obengenannten Firma.



unzufrieden war, da Forderung und Not ihn drückten, schien es den Führern der Herzogspartei am Plage, jetzt loszuschlagen, weil man auch einen Guttteil dieser Leute auf seine Seite zu ziehen hoffte.

Lang, jahrelang war alles vorbereitet worden, — man hatte auch in Sorfona seine Quartiere, seine Wirtshäuser, wo geschickte Agitatoren die Menge zu beeinflussen verstanden.

Die Regierungsorgane, flau und untätig, wenig umfänglich und schlecht bezahlt, lächelten, wenn sie von einer solchen Bewegung hörten, — jetzt im Jahrhundert der Sozialdemokratie. Da setzte man in irgend einer Provinz nicht so schnell einen neuen Herzog ein. Das waren Phantasten und Schwärmer, die an so etwas glaubten.

Was die Propaganda von Mund zu Mund nicht erreichte, erreichte das Geld, das viele Geld der alten Herzogin, bei den Städtern. Dann gab es auch kleine Geschäftsleute, alte Firmen, die von einem Hofe in Sorfona neues Ausblühen erwarteten.

War's bei der Landbevölkerung der Glaube an das Recht, die alte patriotische Verehrung, die vor dem massenhaft verbreiteten Bildnis Prinz Petros überall wieder erwachte, so waren es bei den Bewohnern der Stadt nüchterne, praktische Erwägungen.

Noch war der Adel mächtig in diesem Land, nicht an Besitz und Geld, wohl aber an Einfluß. Und der größte Teil des alten Adels hielt treu zu den Maudons.

Was die neue Zeit an Unternehmertum ins Land gebracht, das hing freilich nicht am Alten. Da war vor allem der vielfache Millionär Miarotti, Isabella's Vater, der nur lächelte, wenn man von der Wiedererrichtung eines Herzogtums sprach, der lächelte über den Brandbrief, den er von Frau und Tochter aus Baden-Baden erhalten, die noch vor wenigen Tagen mit dem Thronprätendenten Prinz Petro zusammen gewesen und von der Guld und Gnade erzählt, mit der dieser mit ihnen verkehrt, was für ein feiner entzückender Junge er wäre, und der Vater solle ja nicht gegen ihn sein. Ganz heimlich hatte dann die Mama dazugeschrieben, daß ihre Isabella anscheinend bis über die Ohren in den Prinzen verliebt sei.

Da hatte er zuerst herzlich gelacht, und dann hatte er sich doch geärgert, verdrehte dieses Lebprinzelein auch seiner Tochter den Kopf. Wie kam er dazu? Spitzte er auf seine Millionen? Da täuschte sich aber der junge Herr gewaltig. Das war ein Grund mehr, ihn nicht im Lande zu dulden.

Es war gut, daß er die Lieberschwenglichkeit seiner Frau kannte, der jeder Titel, jede Krone so furchtbar imponierte.

In der nächsten Nacht hatte das Höhenfeuer über dem Schlosse Margazzi mit seiner lodernden Helle weit ins Land geschienen. Schnell hatte sich die Nachricht über das Zeichen unter den Bauern und Gebirglern verbreitet.

Still, geheimnisvoll rüsteten sie sich, holten die längst verborgenen Waffen aus dem Versteck und zogen zu zweit und dritt, wie durch Zufall sich zusammenfindend, zu immer größeren Truppen anwachsend talwärts.

Ein paar Reilen von Sorfona im Dickicht eines Waldes sammelten sie sich, ein Lagerfeuer brannte dort, Speise und Trank wurden verteilt, Befehle ertlangen, — kurze Reden voll Begeisterung wurden gehalten. Als der Morgen graute, kam Graf Margazzi mit dem Prinzen Petro angefahren. Nun traten alle zurück, alte Männer hatten Tränen in den Augen, als ihr neuer Herzog in der ehemaligen Sorfonese Generalsuniform zwischen ihnen stand. In jugendlicher Freude leuchteten seine Augen, glühten seine Wangen, und der Schein des Lagerfeuers spiegelte sich im Gold der Uniform.

Die Jüge formten sich zu Gruppen. — Rot stieg die Sonne über die Berge auf. Alte Sorfonische Lieder singend, schritten sie, den Prinzen hoch zu Ross in ihrer Mitte, der Stadt zu.

Wie ein Triumphzug sah es aus, wie ein festlich hunder Reigen — und doch lag tiefer Ernst auf allen Gesichtern.

Noch schlief halb Sorfona. Nur die Schritte der Männer klangen durch die Stille. Aber mit einem Mal wurde es lebendig, urplötzlich war die Stadt aus dem Schlafe erwacht. Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht fortgepflanzt, die Bauern brachten ihren neuen Herrn: den Herzog brachten sie, ein Jüngling war's mit goldstrophender Uniform — hoch zu Ross, umgeben von den Großen des Landes.

Mit Kampf und Gewehrgeräusch, mit Kanonendonner würde er nahen, hatten sie gedacht, und dann würde er auf einmal in ihrer Mitte sein und von der Stadt mit Gewalt Besitz ergreifen. Aber friedlich, still, des Mordens kam er, begleitet von seinen Getreuen.

Die ärmeren Leute stürzten aus den Häusern, die Reichen lugten aus den Fenstern. Ein stummes Staunen, — ein stummes Verwundern, — wohl auch ein stummes Lachen. Kein lautes Wort fiel. Die glühenden Waffen,

die langen Gewehre, die bärtigen, ernstesten Begleiter hielten die Menge in Zaum.

Nun waren sie am großen Plage angelangt. Kopf an Kopf, zum Gedränge anwachsend, schob sich die Menge heran. Geschicht bildeten die Begleiter eine Phalanx vor dem Herzog, geschicht säuberten sie einen Platz vor einem alten, seit langem leerstehenden Palast. Die Bauerngarde hielt den Bau im Umkreis umzingelt, der neue Herzog und einzelne Führer traten in das Haus.

Es war kein Zweifel, man hatte die Stadt, die Behörden, die Gendarmerie und das Militär überturnpelt.

Niemand hatte etwas von diesem Einzug vorher gehört, — von allen Seiten kamen jetzt Bauern und bewaffnete Städter, in allen Straßen tauchten solche Truppen auf, — in aller Stille und Ruhe ward die alte Herzogsstadt in ein Kriegslager verwandelt. Trompetensignale ertlangen, Trommeln wirbelten. Reitende Boten sprengten durch die Straßen. Nun sah man auch die Regierungsbeamten hastig hin und her laufen, Befehle geben, sich nach Hilfe umsehen. Aber die Postbureaus und Telegraphenstationen waren schon besetzt, die Verbindung unterbrochen. Flugblätter, Maueranschläge verflüchteten in flammenden Worten, daß Sorfona nunmehr wieder einen Herzog habe.

Droben im lahlen Saal des alten Palazzo stand Petro mitten unter den Getreuen — beratend, harrend. Denn so glatt, so einfach, wie die mühsiggehende Menge da unten es sich dachte, würde es nicht gehen. Aber eines war erreicht, sie hatten einen Vorsprung erlangt, waren vorläufig die Herren der Stadt.

Immer mehr Menschen drängten sich durch die Straßen, jeder wollte die bewaffneten Bauern sehen.

Angelockt durch die Abenteuerlust gesellten sich auch Städter, Arbeiter, Gärtner, junge Burjchen: zu den Bauern, ließen sich ausrüsten, wollten kämpfen. Die Läden blieben heute geschlossen, ein unfreiwilliger Feiertag war's für Sorfona, — und die Jugend erhobte sich immer mehr. Schon begannen die Massen sich in zwei Lager zu teilen, schon wurden Hochrufe laut, schon ertönten Schmähungen.

Bewegung, Lärm kam in die Versammelten, bis sich oben — an den Fenstern des Palastes — der neue Herzog Petro II. zeigte. Da verstummte die Menge auf dem Plage, die Neugierde besiegte alle, jeder wollte ihn gesehen haben. Von der Straße drängte Volk nach, rechte die Hälfte, aber die Reihen der Bewaffneten ließen niemanden vor.

Von irgendwo tönte laut ein Hurra auf den neuen Herzog. Grüßend winkte der blonde Jüngling vom Fenster. Draufend, orkanartig stieg der tausendstimmige Ruf zum Himmel: „Es lebe der Herzog!“ an den Bauern brach er sich, durch die schmalen Gassen froh er in die Stadt hinein, — „Es lebe der Herzog!“

Und gleich darauf — ein lautes „Obacht!“ — ein lautes „Zurück!“ — ein Reiter kam hastig dahergesprengt, jäh wich die Menge, vor dem Palast sprang er vom Pferde, — eilte hinein.

„Militär rückt an!“ hieß seine Meldung. Die Führer hatten es schon erwartet, längst war die Stadt vor den Toren, an den Zufahrtsstraßen mit Getreuen besetzt, längst standen alte Kanonen aus den Burgen, aus den Ruinen an der Stadtgrenze.

Eine Panik ergriff die Bevölkerung. Im Nu waren die Straßen leer, — wer etwas zu retten hatte, zu schützen, floh in seine Wohnung, in sein Haus, nur die, die nichts zu verlieren hatten, hielt die Neugier am Plage, vielen von ihnen drückte die Kampfeslust eine Waffe in die Hand.

Schon schallte der Kanonendonner dumpf durch Sorfonas Straßen, — wie fernes Grollen. — Herzog Petro kam sich untätig vor mitten im lahlen Palazzo. Nur mit eindringlichem Zureden hielt man ihn ab, dorthin zu eilen, wo der erste Kampf begonnen.

„Königliche Hoheit können dort nichts nützen! Die Bauern des Unterlandes werden sich schon auf freiem Felde dem heranrückenden Militär entgegenstellen, ihm einsteilen in den Rücken fallen!“

So blieb er ungeduldig, harrete auf die nächsten Nachrichten. In seiner Unrast ging er auf und ab, — wortlos, stumm, — trat an das Fenster, — sah hinab auf den zu einem regelrechten Kriegslager verwandelten Platz — niemand von unten rief jetzt mehr herauf. Alles dachte an andere Dinge, an Kampf, an Leben und Tod.

Am Mittag war die erste Nachricht vom Anrücken des Militärs bekannt geworden, — seit Stunden schon tönte der ferne Kanonendonner unheimlich herüber. Dort draußen gab es Kampf, dort draußen floß Blut — für ihn.

Dieser eine Gedanke kam Petro jetzt voll zum Bewußtsein: Blut. Söhne würden ihren Eltern erschossen, Männer ihren Frauen und Kindern. Um seinetwillen, — um seine Krone.

Nie früher hatte er das bedacht, — aber es war ja nicht seinetwillen — es war um des Landes willen, tröstete er sich. Und doch tönte es in ihm immer wieder: „Mut, Mut!“ und „Tod, Tod!“

Alle um ihn schienen nichts daran zu finden. Er hätte sich nur lächerlich gemacht, in der ersten Stunde seiner Herzogswürde lächerlich gemacht, wenn er ihnen seine Gefühle mitgeteilt hätte. Sein Herz war nie für den Kampf gestählt worden, er hatte zu menschlich denken gelernt. Und doch brannte, als die dumpfe Musik der Geschosse an sein Ohr klang, auch in ihm Kampfesmut. Mitten unter ihnen hätte er stehen wollen, — im Augenblick, im Nahkampf.

Wie im Traum umklammerte er den Säbel an seiner Seite.

Näher und näher klang der Kanonendonner, — nun verstummte er plötzlich. Langsam sank schon der Abend herein. Der Feind mußte seinen Plan geändert haben. Eine Pause im Kampf mußte eingetreten sein.

Nun wagten sich auch vereinzelter Bürger wieder aus den Häusern, die sich Speisevorräte holen gingen.

Auf offener Straße kochten sich die Bewaffneten ihr Abendbrot, ganz friedlich schien es wieder. Und doch lag eine eigene, gefährdrohende Atmosphäre über der Stadt.

Die Ordnungen sprengten hin und her. Jeder wollte etwas erfahren. Im Palazzo schien es lebendig zu werden, man hielt wohl Kriegsrat.

Die Dunkelheit nahm zu, doch die Straßenlaternen bligten nicht auf. Nur die Wachtfeuer verbreiteten ihren rotgelben Schein — und trotz der scheinbaren Ruhe schlief wohl kein Erwachsener im ganzen Städtchen. Mit einem Male war das Behagen des alltäglichen Bürgerlebens zerbrochen, mit einem Male schlich Kampf — Angst — Entsetzen durch die stillen, friedlichen Straßen. — Mit diesem blonden Jüngling war es heut' früh eingezogen.

Überall hinter schützenden Türen besprach man die Aussichten des Kampfes. Überall erhobte man sich für und gegen Petro II. Plötzlich war man wie in einer belagerten Stadt eingeschlossen, war die gewohnte Freiheit von einem genommen. Alles stockte, — und schon am ersten Tag empfand es ein jeder unangenehm. Keine Post war ausgetragen worden, man vermisse die Zufuhr der Nahrungsmittel vom Lande, die Waren fürs Geschäft — das alles wurde besprochen.

Trupps Bewaffneter patrouillierten in den Straßen. Vor dem Palazzo fand Wachabteilung statt. Die Truppen wechselten ihre Stellungen. Ein eigentümliches, ernst-stilles Leben herrschte mitten im Dunkel der alten Straßen, mitten vor den alten Palästen, vor den grauen, alten Bürgerhäusern.

Herzog Petro II. hatte das Essen, das man ihm servierte, fast unberührt gelassen. Er blickte wieder sinnend zum Fenster hinaus, indes ein Teil der anderen, über einen großen Tisch gebeugt, lebhaft über Karten berieten.

Unten lag der weite Platz, von Bäumen umfellt, unter denen die bewaffneten Bauern sich zu kurzer Rast hingelegt. Andere standen auf ihre Gewehre gestützt. Er sah den Platz entlang zu den Häusern empor. Alte Bauten, auf deren furchigen Fronten in allen möglichen Stilen die Geschichte dieses Herzogtums geschrieben stand. Sie hatten schon seinen Großvater, seinen Urgroßvater gesehen. Dort drüben das Palais war einst der Herzogspalast gewesen, — noch krönte das Wappen der Maudons den Giebel, — und dieses verfallene, kahle Schloß da, auf dessen breiter Marmortreppe sie heraufgestiegen, in dessen kalten Sälen sie jetzt warteten, hatte, seit sein Großvater vertrieben worden war, leer gestanden. Ein altes Gerümpel voll Kostbarkeiten, die hier gar keinen Wert repräsentierten. Es gab zu viel Alles in Sorfona, darum ging man achtslos daran vorüber.

„War das nicht ein Kanonenschuß?“ — noch zitterte der Boden unter seinen Füßen, — er mußte nicht weit von ihnen niedergegangen sein. Nun antwortete schon einer dem neuerlichen Feindesgruß.

Dröhnend, daß alles erzitterte, daß der Boden zu wanken schien. Und dazu die Finsternis der Nacht, das wechslagende Klirren alter, morscher Fenster.

Der Feind mußte dicht an die Stadt vorgerückt sein. Nein, nur nicht müßig hier auf die Entscheidung harren. Nur hinaus in den Kampf.

Nun folgte Schuß auf Schuß. Die Stadt schien zu beben, zu wanken. Längst standen die Wachen das Gewehr geschultert unten am Plage.

Von fernher tönten Signale, tönte Trommelwirbel.

„Fort, fort, in den Kampf!“ schrie es in Petro. Er riß seinen Helm von der Wand. Man wollte ihn hindern, aber er ließ sich nicht halten.

(Fortsetzung folgt.)



Königl. Fachingen

Evastöchter.



Phot. Gebrüder Gerdel, Berlin.

Afrikanische Tänzerin in Algier.



Phot. Gebrüder Gerdel, Berlin.

Spielplatzfreundschaft.



Eine Pariserin.

Mode vom letzten großen Rennen.



4.

Ach, was man nicht alles für wohlthätige Zwecke tut, seufzte Miss Godfrey, ein Star des Londoner Hippodroms und stieg in ihrem lustigen Tanzkostüm mit dem bekannten englischen Flieger Louis Noel vor versammeltem Kriegsvolk in die Luft. Es galt, Gelder bei einem Wohlthätigkeitsfest für die Londoner Artisten zusammenzubringen und wenn Miss Godfreys Trid nicht gezogen hat, so müßten wir nicht, was hätte ziehen können. Unser Bild zeigt die schöne Tänzerin nach der Landung. Sie gibt hier eine Gratisanwendung dafür, wie man in solchem Kostüm den Aeroplan zu verlassen hat, ohne ungraziös zu werden und doch möglichst vorteilhaft alles das zu repräsentieren, was zur Repräsentation da ist. Etwas gefährlicher als das Puppengesicht des englischen „Gallo, Tango“-Stars sieht die afrikanische Tänzerin aus Algier drein. Ein roßiges Gesicht sitzt auf einem massiven Körper und das Schwert, das sie in den Händen hält, erscheint fast wie ein Symbol. Man hat die Empfindung, daß ein Lebemann nach unserem Begriff es wohl kaum wagen würde, nach dem Theater der Tänzerin eine Einladung zum Souper zu schicken. Die Tänze solcher wilden Schönen sind kaum nach unserem Geschmack, meist sind es die sogenannten Bauchtänze, die grotesk und abstoßend wirken, aber bei dem Publikum in Algier sicher weit größeren Beifall finden, als ihn Miss Godfrey dort erringen könnte. Der Schmutz, mit dem die Afrikanerin behängt ist, ist wohl zum

größten Teile echt, denn beliebte Tänzerinnen werden von den Eingeborenenfürsten oft reich beschenkt.

Das heiße Blut der romanischen Rasse hat sich wieder bei Frau Caillaux gezeigt, die vor Monaten den Chefredakteur des „Figaro“ niederknallte, weil er gegen ihren Gatten unfair in seinem Blatte, dem „Figaro“, vorgegangen war. Jetzt steht der Prozeß gegen sie vor der Tür und die ganze Affäre wird noch einmal in ihrem



5.



Phot. Mammel, Paris.

Der von Frau Caillaux erschossene Colmette.

ganzen Umfang aufgerollt werden. Um dem Ansturm der Pariser Modedamen gleich von Anfang an eine gehörige Schranke zu setzen, soll das Gericht beschloffen haben, daß überhaupt Damen der Zutritt zu dem Gerichtssaal, der übrigens sehr klein ist, verboten werden soll. Der Prozeß dürfte eine ziemlich spanne Zeit in Anspruch nehmen und in aller Welt von neuem großes Interesse erwecken für diesen fesselnden Fall.



Phot. A. Gerdel, Berlin.

4. Ein Londoner Hippodrom-Star im Aeroplan. — Der Prozeß gegen Frau Caillaux beginnt demnächst. 5. Frau Caillaux. Der Gerichtssaal mit dem Platz für die Angeklagte.

The bloody Gyp!

Von Spier - Irving (München).

Im Restaurant Luchow an der 44. Straße schrien die Zeitungsjungen New Yorks Abendblätter aus. Sie fanden reißenden Absatz. Alles stürzte sich auf die Zeitüre, so daß für einen Moment die Arbeit des Mauens und Schluckens unterbrochen wurde.

„Die Hinrichtung Bloody Gyps nächste Woche,“ brüllten die Duben auf der Straße, in den Elektrischen, in den Speisehallen, vor den Warenhäusern, so daß der Name wie ein Wahrzeichen der Sensation über New York stand.

Man konnte sich ihm nicht entziehen. Jeder öffnete seine Zeitung, wo er gerade saß oder für einen Moment rastete, und vertiefte sich in die langen Spalten über Bloody Gyp.

Im Luchow war für einen Augenblick die Unterhaltung erloschen. Alle Gäste hatten mit dem Lesen zu tun.

Im „New York Herald“ war ein beinahe naturgroßes Kopfbild des Bloody Gyp zu sehen. Ich versuchte in meiner Erinnerung eine Ähnlichkeit, welche mir das Porträt so lebendig machte, aus der Fülle der Eindrücke zu bestimmen. Wo hatte ich diese zackigen, energischen Gesichtszüge gesehen, wo diesen wirgelodten Schädel? Die Lippen dünn und rassistig, die Nase etwas gebogen, die Augen groß und tief liegend, in den Mundwinkeln ein verächtliches Lächeln.

„Bloody Gyp, recte Abe Rochlowitz“ las man unter dem Kopf. Rochlowitz! Hieß nicht so der polnische Einwanderer, den ich vor acht Jahren auf der „Hannover“ nach New York gebracht hatte? War es nicht der vierzehnjährige Rochlowitz gewesen, der damals bei schwerem Seegang den linken Arm gebrochen hatte und sich heldenhaft, ohne auch nur zu zucken, bei dem Stampfen und Rollen des Dampfers, während des wütendsten Sturmes verbinden ließ? Der Junge war mir aufgefallen. Sonst waren die polnischen Zwischenbeder so ängstlich und wimmerten bei der kleinsten Ursache, aber Abe Rochlowitz hatte sich benommen wie ein Held. Er lächelte höchstens, wenn wir ihn druckten. Er hatte während der ganzen Reise alles getan, was er mir an den Augen absehen konnte. Er hatte zwischen mir und seinen Landsleuten, deren Sprache mir unverständlich war, vermittelt, und er wußte vor Dankbarkeit nicht, wie sich erkenntlich zeigen. Er war gescheiter wie seine Stammesbrüder und auch viel gelibeter. Er konnte deutsche Zeitungen lesen und auch leidlich schön deutsch sprechen. Sogar etwas englisch beherrschte er. The Bloody Gyp. Wie war er zu diesem Namen gekommen? Der Bericht in dem „New York Herald“ ließ keinen Zweifel aufkommen, daß Abe und Bloody Gyp dieselbe Persönlichkeit seien. Er war wegen Mordes, begangen in einem Tanzlokal an Rosie Swarth und Henry Koff, zum Tode verurteilt. Er war ein bekannter Voger geworden und dann ein gefürchteter Straßenräuber.

Ich beschloß ihn zu sehen. In Sing Sing konnte man aber nur Eintritt erhalten, wenn man Empfehlung hatte. Die bekam ich von einem Professor der Harvard-Universität, der dort in Sing Sing, dem berühmtesten Zuchthaus, als Psychiater und Sachverständiger für Straftaten, die psychologisch ungeklärt waren, fungierte.

Er wunderte sich zwar, welches Interesse ich an dem Abe Rochlowitz hätte, jedoch frag er nicht weiter, weil ein Amerikaner sich gewöhnlich nicht um die Affären anderer Leute zu kümmern pflegt.

„Hallo, Doktor,“ rief mich Bloody Gyp vergnügt an, als ich in seine enge, festvergitterte Zelle trat. Sofort hatte er mich erkannt.

Er freute sich wie ein Kind, dem man etwas Schönes mitbringt. Er zeigte eine warme Zutraulichkeit wie ein junges Tier, das man im Winter aus dem Schnee in die Stube nimmt.

„Wollen Sie den Bloody Gyp sehen, den Abscham der Menschheit? Gut, sehen Sie ihn, er wird so nicht mehr lange machen. Er wird bald auf dem elektrischen Stuhl ein bißchen auszappeln. Werden Sie nicht bleich, Doktor, die Sache ist doch nicht schmerzhaft für Sie. Spaz bei Seite, Sie sind ein braver Mann. Ihr Besuch freut mich mehr wie der von irgend einem anderen. Ueberhaupt ist es langweilig hier. In der Bowery wüßte Stadtteil New Yorks) war es interessanter. Aber Sie wollen wissen, wie ich hierherkomme. Das wollen Sie wissen. Sie brauchen nicht zu reden. Ich sehe Ihnen an, Sie sind gerührt. Beileibe nicht. Nur keine Sentimentalitäten. Alles sehr einfach. Doktor, ich

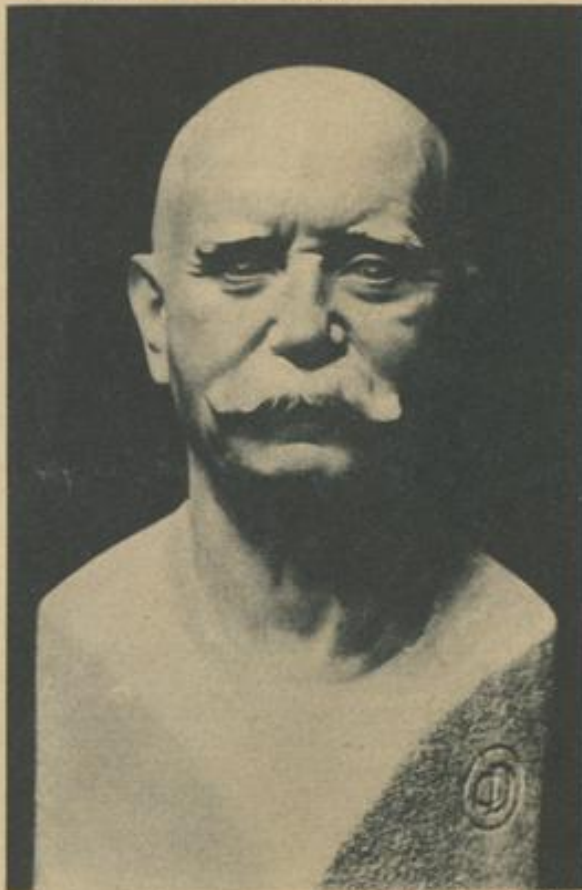
vergeße Ihnen nie, das heißt, ich habe nicht mehr lange etwas in Erinnerung zu behalten, wie Sie gut zu mir auf der „Hannover“ gewesen sind. Und ich werde Ihnen auch meine Geschichte kurz geben. Außerdem müssen Sie bei meiner Exekution sein.

Keine Erwiderung, Doktor. Sie sollen sich freuen, zu erleben, wie ein Straßenpirat im elektrischen Stuhl endet. Wie viele Ärzte können sich rühmen, dergleichen gesehen zu haben?

Sie werden dabei sein. Versprechen Sie mir das. Es wird mir die Sache erleichtern.“

Ich wußte nicht, ob ich gerührt sein sollte oder über die Ruhe des Burschen erstaunt. Ich wollte Ausflüchte machen. Aber er faßte meine Hand und drückte sie. Ich gab ihm die Zusage. Er war ein schöner Junge. Ein edler Typ. Muskellos und schlank wie ein griechischer Athlet. Zwar entstellte ihn die graue Sing Sing-Kleidung, und das geschorene Haupt sah wie ein Kegeltügel aus. Jedoch konnte man die Nase und das charakteristische Hochmütige, das Ueberlegene in seinem Wesen sofort herauswittern.

Er setzte sich auf die Pritsche.



Zeppino-Photo-Atkin.

Eine neue Porträtbüste des Grafen Zeppelin von Professor Axel Tounhorst (Stuttgart).

„Sie sind ein Ehrenmann, Doktor. Warum waren Sie so gut zu mir damals? Mehr solche gute Menschen hätte ich finden sollen. Vielleicht würde ich nicht als der Bloody Gyp enden. Wie es gekommen ist? Einfach und kurz. Was wurde der kleine jüdische Abe Rochlowitz zuerst? Zeitungsjunge. Dann Schuhputzer. Damals merkte ich, daß ich Anlagen zum Voger hatte. Ich trainierte in dem Ostendjünglingsportklub. Schnell hatte ich die Meisterschaft in meinem Gewicht für das ganze Viertel errungen.“

Die Manager wurden aufmerksam und Abe Rochlowitz war bald eine lokale Größe. Als ich den „Knock-out-Dickie“ (= der jeden niederschlagende Richard) abfertigte, war ich mehr wie bekannt, ich wurde berühmt. Und dann kam Rosie, Sie, als Choristin in dem Ritchie-Place Theatre, umschwärmte und verehrt, zog mich allen vor. Geld brauchte ich. Ich spielte, ehrlich, unehelich und bald verdiente ich mehr in den heimlichen Klubs wie mit meinem Voger. Ich wurde erwischt. Einige Wochen Gefängnis. Und dann runter in die Unterwelt. Der Judenjunge wurde der Bloody Gyp. Der kühnste Asphaltpirat und Straßenräuber, den New York gesehen hatte. Aber keiner kannte mich. Wenn ich in den Restaurants der Broadways verkehrte, war ich Abe Robinson, der Sohn des virginischen Plantagenbesitzers Chas Robinson. Bis ich Rosie mit dem Lumpen, dem jungen Koff in Verdacht bekam. Und ich konnte nichts Sichereres er-

fahren. Sie hat mich zu dem gemacht, was ich war. Sie verschlang das Geld. Und sie sollte mich betrügen, mit diesem dünnen Laffen, dem Sohn des bekannten Seifenfabrikanten, der alle Ufer des Hudsons mit seinen häßlichen Plakaten verunstaltet. Der Koff hatte nicht den Mut, einen blutigen Vorkampf anzusehen. Diese Mißfrage sollte mich beschämen. Aber ich sammelte die Beweise. Es gehört nicht hierher, wie ich die Gewißheit erhielt. Ich fand beide — nachdem sie in Rosies Wohnung sich die ersten Stunden einer Nacht aufgehalten hatten — in Richards Salon. Sie tanzten einen Quinnohug, so hitzig und vergessen, daß man ihre Leidenschaft aus den Zuckungen der Muskeln lesen konnte.

Ich habe sie wie zwei Hunde niedergeschossen. Was schadet's? Und da kam alles ans Tageslicht. Der langgesuchte Bloody Gyp und Abe Rochlowitz alias Robinson war dieselbe Person. Aus! Doktor. Nichts von Belang. Etwas Alltägliches. Nur keine Sentiments. Sie wundern sich über meine Bildung. Oh, ich habe gelesen. Wenn Sie in meine Wohnung kommen, so werden Sie eine schöne Bibliothek finden. Ich vermachte Sie Ihnen, ebenso meine Vogerpreise.“

Er riß einen Zettel von der Zeitung ab, die auf dem Tisch lag. Er kriechte etwas drauf. Ich stierte es ein.

„Hallo, Doktor, warum so mißgestimmt?“

Er lächelte mit seinen blühenden Zähnen.

„Eine Alltagsgeschichte, was weiter drüber reden? Doktor, seien Sie vorsichtig. Nur nicht einer Frau in die Hände fallen. Sie ruinieren uns alle. Die besten Kerle am ehesten. Lachen Sie nicht. Ich bin ein Junge gegen Sie. — Doktor, Sie müssen gehen. Die Sache endet. Die angelegte Stunde ist vorbei. Also versprechen Sie mir auf Wort. Sie sind an meinem „Ehrentage“ hier. Keine Witterrede. Sie müssen da sein. Es fällt mir tatächlich leichter.“

Adieu, Doktor. Seien Sie überzeugt, ich habe Sie mehr verehrt und mehr für Sie übrig gehabt, wie für meinen leiblichen Bruder. Er lebt als reicher Mann jetzt in der Carolinestreet. Sie können dort allerlei Schleiches über mich erfahren, wenn Sie danach gelüftet.“

Die Exekution war auf 5 Uhr morgens anberaumt. Bloody Gyp hatte mir noch einen Brief geschrieben. Ich mußte kommen. Es half nichts. Die Sache war sehr einfach.

Gyp erbat sich die Erlaubnis, mir zum Abschied die Hand drücken zu dürfen. Das wurde ihm gewährt. Er schüttelte sie herzlich. Er umfaßte mich und küßte mich auf die Wange. Dann entschuldigte er sich.

Er schritt, ohne irgendwie sich umzusehen, auf den elektrischen Stuhl. Keinen würdigte er eines Blickes. Die wenigen Eingeladenen redeten kein Wort. Die Metallkappe wurde ihm auf den Kopf gestülpt. Er sah so ruhig wie in einem Klubjessel.

Bloody Gyp preßte die Füße auf die großen Elektrodenplatten. Er brauchte nicht festgebunden zu werden.

Der Exekutor drückte auf einen Kontakt. Ein leiser Knack zuckte durch den Körper Gyps. Der Gerechtheit war Genüge getan.

Zu Ende war's mit Bloody Gyp.

Die Eingeladenen sprachen ihr Erstaunen aus über den Mut und die Kaltblütigkeit des Gerichteten. Sie hatten schon mehr solche Exekutionen gesehen. Sie lobten Gyp. Vielleicht würde es ihn gefreut haben.

Sein Bruder verweigerte jede Auskunft. Er wies mich nur in das Zimmer, wo die Sachen schon für mich standen, die mir von Gyp vererbt waren. Einige schöne Bronzen, ein Zigarettenetui aus Gold. Mehrere Medaillen. Ferner Bücher, Stendhal, Emerson und Walt Whitman, Nietzsche und Stirner. Fischers „Auch Einer, ein Band Märkte und die sämtlichen Werke Heines. Noch verschiedenes andere.

Die Bände waren gelesen worden. Manches war drin angestrichen, mit Randbemerkungen. Die Bücher wurden mir ein teures Andenken. Und wenn ich sie jetzt zuweilen durchblättere, so meine ich die färblichen, harten Züge Bloody Gyps zwischen den Seiten herauslugen zu sehen, wie er mit einem überlegenen Lächeln die Abrechnung mit dem Sein machte. —



Kartenspieler in Tunis.

Phot. Schmidt u. Kauder, Tunis.

Litfaßsäulen.

Von Arnold Höllriegel.

Der moderne Großstädter bleibt nur selten auf der Straße stehen. Höchstens vor den Schaufenstern, wenn er mit Damen ausgeht. Oder aber, wenn gerade eine endlose Wagenreihe den Übergang unmöglich macht. Da flüchtet sich mancher aus dem wüsten Gewirr von Trams und Autos an die sichere Erde und bleibt aufatmend ein wenig vor der Litfaßsäule stehen.

Die Litfaßsäule erhebt sich wie ein ragendes Kap im Meere der Straße. Jede Welle, die heranrollt, gräbt hier ihre Spuren ein. Man kann monatelang durch eine Stadt bummeln, und man lernt sie nicht so gut kennen, wie wenn man hier und da ein Stündchen ihre Litfaßsäulen studiert. Freilich ein bißchen Ausdauer und ein philosophisches Gemüt gehören dazu. Es gibt Leute, die Seifenreklamen und Schuhplakate langweilig finden. Das sind sehr bedauerenswürdige Leute. Ihnen fehlt der Sinn für das Gewöhnliche im Leben — sie werden daher niemals das Außerordentliche richtig empfinden.

Dem Schuh und der Seife, dem Kaffee und der Parfettwache, all den nützlichen Dingen, mit denen sich die Mehrzahl der Passanten den Tag über so intensiv beschäftigt — den Dingen, in deren Dienste die Autos rasen und die Straßenübergänge verstopft sind, ihnen gehört nur die kleinere Hälfte des Raumes auf der Säule. Den arbeitssamen, lauten Tagen folgen die veranaglichten, nicht minder lauten Nächte. Die Anschläge, die sich mit diesem Teil des Lebensprogramms beschäftigen, sind schon wesentlich interessanter. Nicht gerade die Zettel der Theater. An denen interessiert den Beobachter eigentlich nur das Eine: wenn heutzutage die Kaffeeabschreiber künstlerische Plakate haben, warum verwenden dann die Kunst-Institute geschmacklose, nüchterne Bische ohne Reiz und Zier? Die kleinen, quadratischen Plakate, auf denen die „jungen Wirtinnen“ verdächtige Nachtkafale mit „reizender Damenbedienung“ empfehlen, sind wenigstens giftgrün, knallrot — man weiß gleich, woran man ist. Wenn man nur das Plakat sieht, kann man sich schon das ganze Lokal vorstellen. Das ist der Hauptreiz der Litfaßsäulen: Wer Zeit und Lust hat, kann sie so angenehm anträumen. Sie geben immer Stoff dazu in Hülle und Fülle. Wie mag es auf der „Tanzstunde ersten Ranges“ zugehen? (Man riecht förmlich die Pomade!) Welche Tragödie hat Mar verursacht der zurückkehren soll, denn

„Die Angelegenheit ist geregelt“? Hängt ein Roman an dem mit drei Türkisen geschmückten Armband, das auf dem Wege zum Postamt verloren wurde? Der ehrliche Funder soll „ohne nähere Nachfrage“ einen furchtlichen Funderlohn erhalten; es ist ein „für die Verliererin wertvolles Andenken“. Andenken woran, Andenken an wen?

Ueberhaupt diese verlorenen Sachen. Manchmal klebt eine ganze lange Liste an der Säule. Es ist einfach unglücklich, was man finden könnte, wenn man suchen wollte. Klapperichlangen werden verloren, Dynamomaschinen, amputierte Gliedmaßen in Spiritus. Man merkt für gewöhnlich nicht einmal, was für abenteuerliche Dinge närrische Leute auf der Straße spazieren tragen. Aber an der Litfaßsäule landet eben alle Narrerei, die sonst ziellos auf dem Ozean der Straße umhergeschwimmt.

Zum Beispiel die merkwürdigen Bücher, die da angekündigt werden. Einer hat das Problem des Weltfriedens endlich gelöst und bittet den Wanderer, der da vorbeigeht, in inbrünstigen Tönen, das große Werk doch zu unterstützen und die sensationelle Broschüre zu kaufen. Wer mag so etwas schreiben? Ein phantasiebegabter Spekulant? Oder aber ein verirrter Schwärmer in irgend einer Dachkammer, der sein letztes bißchen Geld für das Plakat ausgegeben hat? Es ist klein und bleibt immer nur einen Tag an der Säule.

Es muß zahllose Vereine dieser Art geben, die irgendwo in kleinen Vorstadtneipen bei Weißbier und Margarine stillen das Welttrübsal lösen. Am geheimnisvollsten erschien mir immer ein Verband, dessen Plakate ich oft in Berlin sah. In der ersten Zeile steht: „Cum! Cum!“ Sonst nichts. Darunter steht: „Armee des Einen! Dann: „Kamerad Johannes spricht über —“ (über die Gottidee oder über den Hahnenreiß der Soldaten). Die letzte Zeile heißt: „Alle Freunde der Einheit und Freiheit werden eingeladen, zu erscheinen. Der Führer Johannes.“ Und unten am Rand des Plakates wieder: „Cum! Cum!“

Nicht etwa: Um! oder: Hum! Nein, Cum! mit mystischem „Du“.

Was sind diese Leute? Anarchisten? Kirchliche Sektierer? Eine Tur-Gesellschaft? Oder einfach unflare Schwärmer?

Unwillkürlich wandert ein Gedanke nach Rom, in die

Katakomben, wo naive Gläubige unverständliche Konogramme ihres Gottes in die Wände graviert haben. Heutzutage werden die Religionen gedruckt und am nächsten Tage reißt sie der Plakatonkleber wieder von der Litfaßsäule. Und doch: zwei Tage später verkündet die Säule einen neuen Traum, klebt zwischen den Kaffeeplakaten eine neue Zehnucht, Verheißung, Erlösung. Man kauft den Kaffee und kümmert sich nicht um die Erlösungen.

Die Litfaßsäule kann nichts dafür. Unser Leben ist praktisch. Sie ist der letzte Herold der Romantik.

Steckenpferd-Seife
ist die beste Lilienmilch-Seife
für zarte weiße Haut
und blendend schönen Teint!

Stück 50 Pfg. Überall zu haben.

WAFFEN
aller Art wie Jagd- u. Scheibengewehre, Teichlinge u. Vogelfinten, Revolver u. Pistolen, Munition u. Jagdgeläse erhält. Sie von uns geg. bequeme Monatsraten
ohne Anzahlung
fünf Tage zur Probe
Verlangen Sie sofort unseren neuesten, reich illustrierten Waffenkatalog 1914 gratis. Postkarte genügt!
Bial & Freund, Postfach 979/213 Breslau

Fettiges Haar
muß mindestens einmal in der Woche mit dem bekannten **Schwarzkopf-Shampoo** (Paket 20 Pfennig) gewaschen werden. Die Kopfhaut wird hierdurch von den auflagernden abgestoßenen Hautschuppen, von Staub und Schmutz befreit, schädliche Keime, die den Haarwuchs herbeiführen, werden in ihrer Entwicklung gehemmt und abgetötet. Das Haar erhält seinen natürlichen Glanz und üppige Fülle. Gegen vorzeitiges Ergrauen, zur Kältigung des Haarwuchses, auch zur Erleichterung der Frisur nach der Kopfwäsche behandelt man Kopfhaut und Haare mit **Peruyd-Emulsion** Flasche M. 1.50. Probeflasche 60 Pf.
Erdtlich in Apotheken, Drogerien, Parfümerie- u. Friseur-Geschäften.

Sommersprossen entfernt nur **Crème**
Any in wenigen Tagen
garantiert! Machen
Sie einen letzten Versuch: es wird Sie nicht reuen! frko.
M. 2.70 (Nachn. 2.95).
Gold-Medaille London, Berlin, Paris, 1882 notat. beglaub.
Dankschreib. bes. hierf. nur die
Apothek zum eisernen Mann, Strassburg
106, Elb. Dep. in Frankfurt a. M. Engel-
apothek, Gr. Friedbergerstr. 46.

Aus dem Innern Tibets.

Vor wenigen Tagen ist die tibetische Konferenz geschlossen worden, ohne daß sie die auf sie gesetzten Hoffnungen gerechtfertigt hätte. Die vor allem zwischen China und Tibet schwebenden Streitfragen hatten also immer noch ihrer endgültigen Lösung. Tibet, das mächtigste Hochland der Erde, ist ein hochinteressantes, immer noch zu wenig bekanntes Land. Es sei darum kurz China's über seine Natur und seine Bewohner verzeichnet. Es hat die stattliche mittlere Höhe von 4500 Meter. Flüsse von 5000 Meter Höhe sind etwas Gewöhnliches. Der Tsangpo, der größte See des Innern liegt 3.9. 4600 Meter hoch. Die dem Himalaya benachbarten Gipfel steigen bis auf 7700 Meter. Der Himalaya enthält bekanntlich die höchsten Berge der Erde. Die gewaltigste Erhebung ist 8840 Meter. Die Bevölkerung Zentralasiens, die durchaus der mongolischen Rasse angehört, scheidet sich jedoch nach den drei hauptsächlichsten Teilen Zentralasiens, der Mongolei, dem Turan und Tibet in drei große Abteilungen. Die Tibetaner werden zwar meist der mongolischen Rasse zugezählt, sind aber offenbar ein eigenartiges Volk, vielleicht ein Mischvolk zwischen Mongolen und Indern. Für diese Mischung spricht die seltsame Halbkultur der Tibetaner. Von den mongolischen Chinesen erhalten sie ihre Stellung im Volksgewühl Asiens, von den Indern empfangen sie den Buddhismus, der sich bei ihnen so üppig entwickelt und so sehr alle Lebensverhältnisse durchdrungen hat, daß man Tibet als den Kirchenstaat Asiens bezeichnen könnte. Die Regierung führt eine aristokratische Oligarchie, aber unter dem Einfluß der Lamas, der Geistlichkeit, welche die eigentliche Herrschaft im Lande ausübt. Wie rege das kirchliche Leben in Tibet ist, kann man zum Beispiel daraus ersehen, daß allein die um Lhasa liegenden Klöster etwa 16.000 Mönche beherbergen. Seit dem 15. Jahrhundert befindet sich der Sitz des buddhistischen Oberhauptes in Ti-



Statue einer auf einer Lotusblume thronenden Göttin.
(Aus einem tibetischen Kloster).

bet und die Institution des Dalai Lamas verdunkelte bald den Glanz der weltlichen Klänge. Die Chinesen hatten bisher die politische Herrschaft über Tibet fast vollständig in Händen, wenn auch mehrere tibetische Minister und ein weltlicher tibetischer Regent offiziell die Geschäfte führten. Es konnte aber von ihnen keine Maßregel ohne Zustimmung des chinesischen Residenten ausgeführt werden. (Natürlich haben auch die Engländer durch den Vertrag vom Jahre 1904 die Hände mit im Spiel). Die einzige größere Stadt Tibets ist das schon erwähnte Lhasa. Es liegt in einer 3600 Meter übersteigenden weiten Ebene auf einer flachen hohen Terrasse und wird von einer breiten Straße umgeben, auf der die Meter alle zwei bis drei Schritte niederknien, oft 3000 mal an einem Tage. Der Glanzpunkt Lhasas ist der große buddhistische Tempel. Seit dem Aufkommen der Lehre von der Inkarnation Buddhas im Dalai Lama ist Lhasa ein großartiger Wallfahrtsort für die buddhistische Welt geworden. Unter zweites seltenes Bild zeigt die große „Dzashah-Göhen“, die man jeweils erst aufbaut (sie sind 100 Fuß hoch), um dann ihnen zu Ehren alljährlich ein großes Volksfest zu veranstalten. Das diesjährige Fest fand vor kurzer Zeit in Dzashah statt und entspricht unseren deutschen Jahrmärkten oder Messen. Es dauert etwa zwei Wochen und die Bevölkerung führt dabei unter den riesigen Göhenbildern religiöse Zeremonien aus. Das Fest schließt mit der Verbrennung der Göhen, deren Köpfe zu diesem Zweck mit teerdurchtränkter Watte und anderem Material gefüllt sind. Die abbrennenden, unheimlichen großen Gestalten werfen wie Riesenfackeln lobenden Schein über das abendlich-dunkle Land, und die Herzen der von den mystischen Zeremonien gepackten Menschen erfüllen geheimnisvolle Schauer beim Anblick ihrer in Flammen aufgehenden, gigantischen Götter, von denen sie Hilfe erwarten!



Die Dzashah-Göhen, die alljährlich als Riesenfackeln angezündet werden. Sie sind hundert Fuß hoch.

Leipziger Verlags-Büro.

Die Mode.

Von den großen Pariser Rennen.

Neben der sportlichen haben die großen Pariser Renntage auch eine zweite, ebenso, ja vielleicht noch weittragendere Bedeutung. Sie gelten als die große Revue der Mode, zu der sich die Modewelt des gesamten mondainen Weltalls einfand, die grundlegend ist nicht nur für das, was für die Gegenwart als modern gilt; sondern auch, und was noch wichtiger ist, für Moden, die da kommen sollen.

Es war wieder das alte, internationale und glänzende Bild, der Bedeutung des Tages entsprechend etwas mehr als sonst üblich mit Rautequins durchsetzt, denn die bedeutendsten Pariser Ateliers und der Kopierfurcht wegen davon abgetrennt, jede Woche auf dem grünen Rasen das Extrakt ihrer Wochenarbeit vorzuführen.

Von den bemerkenswerten Toiletten war unbedingt jene der bekannten Mademoiselle Zorel zu erwähnen. Aus lichtem brodierten Musselin gearbeitet, war sie mit einer breiten Kailbandschärpe versehen, deren marre Ton an die Vorliebe des zweiten Kaiserreiches erinnerte. Ihre Kolleginnen, Mademoiselle Haber und Dorgere glänzten in gleichen Schärpentoiletten, die eine in weiß, die andere in einem neuen hellen grün.

Von den großen Schneidermodellen wäre ein glänzendes Kleid von Worth, blau-grün changierend zu nennen, und eine Robe von Varré, ganz in weiß, aus Seidenmulline, mit Zatingarnitur und passendem Schirm versehen. Martial und Armand vor allem aber hat den Vogel abgeschossen. Gegenüber den übrigen Tunique und geblitzten Toilettengeures bilden seine Modelle wirkliche Neuheiten, bemerkenswert auch durch die Art der aparten, kreisförmigen Bandblendengarnitur.



Phot. Talbot, Paris.

Spizentollette mit Taftschärpe und weißem mit Strauß garniertem Canottier.



Phot. Talbot, Paris.

Tüllspizentollette mit gemusterter Tunique, kleinen Samtbandschleichen und schwarzem Samthut.

Von Doucet gab es Bolantoroben zu bewundern, die nach vorne eingenäht gerast waren und Gallot zeigte Spitzenroben, deren Effekte durch lichten Kailinüberzug noch besonders hervorgehoben waren.

In Hüften war allgemein der Samthut zu sehen. Es war ein eigenartiges Bild, das der lichten, hellen Sommerroben im Gegensatz zu den winterlichen, aber doch so kleidsamen und schmeichelnden schwarzen Samthüten. Als Garnitur sah man hauptsächlich flache Plumen und vorwiegend Rosen verarbeitet, ebenso Reiterfantaisies, Humidi-Garnituren, Fischreiter, alle möglichen Fantasiegehecke und vor allen Dingen Bandschleifen aus antiken Noires oder Chines und auch Satin und Taftqualitäten. Auch für Kail wird seitens eines bedeutenden Modellhauses eifrig propagiert.

Was wirklich gehen wird, läßt sich schwer heute voraussagen.

Es wird jetzt erst geföhrt, was die große Rennmode an neuen Ideen gebracht und übermittelt hat. Auch das gewonnene Resultat bildet dann vielleicht erst die Unterlage für jene Mode, die binnen kurzem vor uns treten, uns überraschen wird. In wenigen Wochen ist die große Campagne der Bade- und Strandfashion zu Ende. Neue Aufgaben und neue Pflichten harren der mondainen Frauenwelt und man darf schon heute sagen, sie werden mit ebensoviel großem Geschick und Talent erfüllt werden, wie zur jetzigen Jahreszeit, die uns — abgesehen von wenigen Uebertreibungen — sicherlich eine unvergleichlich schöne und kleidsame Mode gebracht hat.

Esiane, Paris.

Schach.

Verarbeitet von J. Kieco.

Die nachstehende Partie wurde im Petersburger Turnier am 6. Mai 1914 gespielt.

Spanische Eröffnung.

Capablanca.	Bladburne.	13. e2-e3	c5-c4
1. e2-e4	2. d7-d5	14. Lb3-c2	d4-c3
2. Sg1-f3	3. Sg8-e6	15. b2-c3	Dd8-a7
3. Lf1-b5	4. Sc6-d4	16. Le1-d2	Le8-g4
4. Sf3-d4	5. e5-d4	17. d3-d4	Da5-b6
5. 0-0	6. g7-g6	18. Ta1-b1	a7-a6
		19. h2-h3	Lg4-f5
		20. g2-g4	Lf5-e2
		21. Dd1-c2	f7-f5

Schwarz ist zu diesem seine Stellung schwächenden Anzeigungen, denn es drohte f4-f5 mit sehr hartem Angriff.

Weiß kann sich ungehindert die Vorbereitungen zu einem vernünftigen Angriff treffen, wodurch Schwarz gar keine Gegenchancen hat.

22. Kf1-g2 Se7-c6

Weiß kann sich ungehindert die Vorbereitungen zu einem vernünftigen Angriff treffen, wodurch Schwarz gar keine Gegenchancen hat.

23. Tf1-g1 Se6-d8

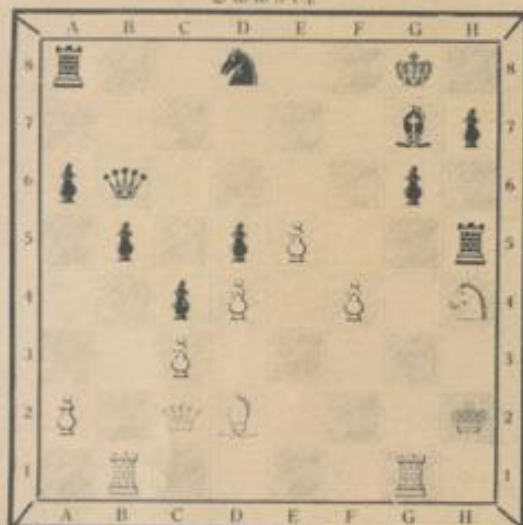
24. g4-f5 Tf8-f5

25. Sf3-h4 Tf5-h5

Auf andere Züge folgt f4-f5!

Stellung nach dem 25. Zuge von Schwarz.

Schwarz.



Weiß.

26. Sh1-g6?	Tb7 29. f5 und Weiß
27. Tg1-g6	h7-g6
28. Dd1-c2	h6-h5
29. Dc2-g6	h5-h4
30. Dg6-h5	h4-h3
31. Kh2-h3	Schwarz gibt auf.

Aufgabe Nr. 5 wurde ferner richtig gelöst von: A. Hildebrandt in Mannheim.

Rätselhafte Inschrift.



Diamanträstel.

a a a
b b b
c c c
d d d
e e e
f f f
g g g
h h h
i i i
j j j
k k k
l l l
m m m
n n n
o o o
p p p
q q q
r r r
s s s
t t t
u u u
v v v
w w w
x x x
y y y
z z z

Die Buchstaben sollen betriebsmäßig geordnet werden, daß die waagerechte und senkrechte Mittel-Linie gleichlaufend den Namen eines bekannten Malers nennt. Die übrigen Reihen nennen, aber in anderer Reihenfolge, einen Nebenfluß der Elbe, ein deutsches Land, einen Ort in der Schweiz, eine Stadt am Rhein, ein Metall, ein Getränk, eine astronomische Bezeichnung und eine Waffe.

Quadrat-Rästel.

Werden die nachstehenden Quadrate richtig angeordnet, so findet man ein Zitat von Goethe.

he	hr	ide	ede	rme	hnt
bbu	ut	da	nie	etc	

Silberrästel und Akrostichon.

a, a, an, au, av, bin, bern, ber, burg, ber, bus, der, ei, er, gen, gen, li, lin, mar, mo, re, rich, sin, ter.

Aus vorstehenden 24 Silben sollen zwölf Wörter von folgender Bedeutung arbeitslos werden: Komposit, bekannter Sozialdemokrat, Rätselart, Baum, biblischer Name, Beamter, musikalische Bezeichnung, Stadt in Anhalt, Stadt am Rhein, Strom in Ahen, Gebirgsformation, europäische Hauptstadt.

Setzt man vor jedes der Wörter einen Buchstaben, so nennen die Anfangsbuchstaben der dann entstehenden Wörter richtig geordnet, ein Kriegsschiff.

Auflösungen.

Rätselsprung.

Wie lauscht meine Seele
Und singet in sich
Kann doch ich's verhehle
So glücklich bin ich.

Zu eng wird das Zimmer.
Wie glänzt das Feld.
Die Taler voll Schimmer.
Wie herrlich die Welt.

Göthebort.

Dezernat.

Bild umdrehen: Die Eigentümerin des Briefes steht rechts vom alten Erbe.

Nachdruck verboten.

Haus und Küche.

In der warmen Jahreszeit legt man sich nicht gern größere Kuchen als Vorrat bereit, da sie zu leicht austrocknen. Erwartet man jedoch Gäste und will gern etwas Selbstgebackenes vorlegen, dann werden die nach folgenden Rezepten recht gute Dienste leisten.

Springkuchen. 1/2 Pfd. zerlassene Butter, 1 Tasse Wasser, 1/2 Pfd. Mehl und 3 Eier rechnet man zu einem schönen Teller voll des lockeren Gebäcks. Nachdem Wasser und Butter zum Kochen gebracht, gibt man, vom Feuer genommen, das Mehl unter ständigem Rühren dazu, schlägt es auf dem Feuer, bis sich die Masse vom Topf löst, läßt abkühlen, gibt die Eier dazu, füllt in die Kuchenform, oder statt dessen in eine Zute von Pergamentpapier, an der man die Spitze wegschneidet, spritzt mit Zucker in lockendes Netz, so daß sich ein Ring bildet, backt diesen braun und wendet ihn nach dem Abtropfen mit feinem Zucker, wenn man nicht vorzieht, eine Glasur überzuziehen. Das Backen geht rasch von statten.

Einfache Krepplchen. 1 Ei, 1 Tasse Zucker, eierlos zerlassene Butter, 2 Tasse Mehl, etwas Rum, eine Messerspitze voll Backpulver und so viel Mehl, daß der Teig sich gut ausmangeln und röhren läßt. In Streifen geformt und im Schmalz gebacken, nach dem Abtropfen mit Zucker und Zimt bestreut, finden sie sicher warm und fast Auktion.

Zaunermilchkuchen. 1 Tasse dicke Milch mit Zahne rührt man mit Zucker, wenig Salz und Vanillin, 1/2 Tasse Mehl und dem nötigen Mehl zu steifem Kloß, nicht mit einem kleinen Teller Röllchen ab, backt sie in heißem Schmalz auf beiden Seiten hellbraun und bestreut sie mit Zucker und Zimt. Diese Kuchen sind auch als gefüllter, geronnener Milch zu backen, die man auf diese Weise trefflich verwenden kann.

Zuddentische Sträuben. 1 Tasse Zucker, 1 Tasse Mehl und wenig kaltes Wasser rührt man zu dicklichem Brei, der aber noch flüssig sein muß, gibt 1 Ei weiß dazu, füllt den Teig in einen Trichter und läßt ihn hin und her in heißes Fett laufen, in dem er schnell hellbraun gebacken wird. Mit Zucker und Zimt bestreut, heiß serviert, schmecken diese Sträuben sehr gut auch zu Kompott.

Wasserlede auf Möbeln entfernt man durch eine Mischung von Öl und Salz, die man mittels eines Korbes tüchtig auf den Flecken verreibt und dann mit einem wollenen Lappen nachreibt.

Unansehnlich und gelb gewordene Kompottschüsselchen aus Glas werden schon klar, wenn man sie mit kaltem Seifenwasser und etwas Borax aufs Feuer setzt, recht heiß werden läßt, dann abkühlt, tüchtig abreibt und mit klarem Wasser nachspült.

Vorzüglichen Tafelkess kann sich jede Hausfrau selbst bereiten, wenn sie 1/2 Pfd. gelbes, 1/2 Pfd. schwarzes Zement mit 1/2 Pfd. Zucker, 10 gr Zement, 10 gr feinsten zerstoßenen Gewürznelken und halb guten Weißwein, halb guten Weißessig solange rührt, bis die Masse innig verbunden und salbenartig geworden ist. In kleine Büchsen gefüllt und gut verbunden, ist dieser Tafelkess nach 8-10 Tagen zu verwenden.

Humor.

Das letzte Mittel.

Nachdem der Arzt mit großer Geduld lange Zeit zugehört hatte, was seine schöne Patientin ihm sagte, unterbrach er sie: „Zeigen Sie mir Ihre Zunge!“ Die Patientin gehorchte, und dann sagte der Arzt: „Nun bitte ich Sie, die Zunge so zu halten, bis ich Ihnen gesagt habe, was ich zu sagen habe.“

Gleicher Erfolg.

In einem Irrenhaus sieht eine Besucherin zwei Insassen mit verzweifelter Miene in einer Ecke sitzen. Auf ihre Frage, wie die beiden so elend hätten werden können, antwortete der Arzt: „Ach, das ist eine sehr traurige Geschichte. Der eine verliebte sich in ein Fräulein, ward um sie und ward abgewiesen, und so verlor er den Verstand vor Schmerz. Der andere dagegen wurde wahnsinnig, weil dasselbe Fräulein ihn erblickt und geheiratet hatte.“

Anspruchlose Gäste.

Mit einem diskreten Stirnrunzeln sieht der Kellner des Gartenträgers einen Mann, eine Frau und drei Kinder eintreten. Mit hochgezogenen Brauen wendet er sich mit der Vorurteil, die einem würdevollen Kellner so wohl ansteht, dem Tisch, an dem sich die Gesellschaft niedergelassen hat, aber noch ehe er eine Frage stellen kann, erhält er die Bestellung: „Wasser und Gabel, Teiler und irisches Wasser bitte!“ Im tiefsten Herzen verwundet stürzt er davon, um den Herrn Geschäftsführer von dem unerhörten Vorfall Meldung zu erstatten. Der eilt herbei, um den seltsamen Gästen Klar zu machen, daß man im Restaurant was bestellen müsse. Schon haben die Gäste aus ihren Tischen Butterbrote und kaltes Subst ausgepackt. „Sind Sie der Geschäftsführer?“ „Ja, und ich komme, um Ihnen...“ „Ja, sagen Sie mal, warum spielt denn hier keine Musikapelle?“

Schüttelreime.

Zum Mettern in dem alten Weinberg
Bracht jedermann ein gutes Weinwerk.

Karl wanderte im Rhein-Gebiet,
Als ihm ein Frosch aus Bein geriet.

A. B.



Darstellung der stillen geistlichen Beschaulichkeit.
Figuren vom Chorgestühl der St. Theobaldskirche zu Thann i. E.

Phot. E. Kohn, Frankfurt a. M.

Bilder aus Togo.

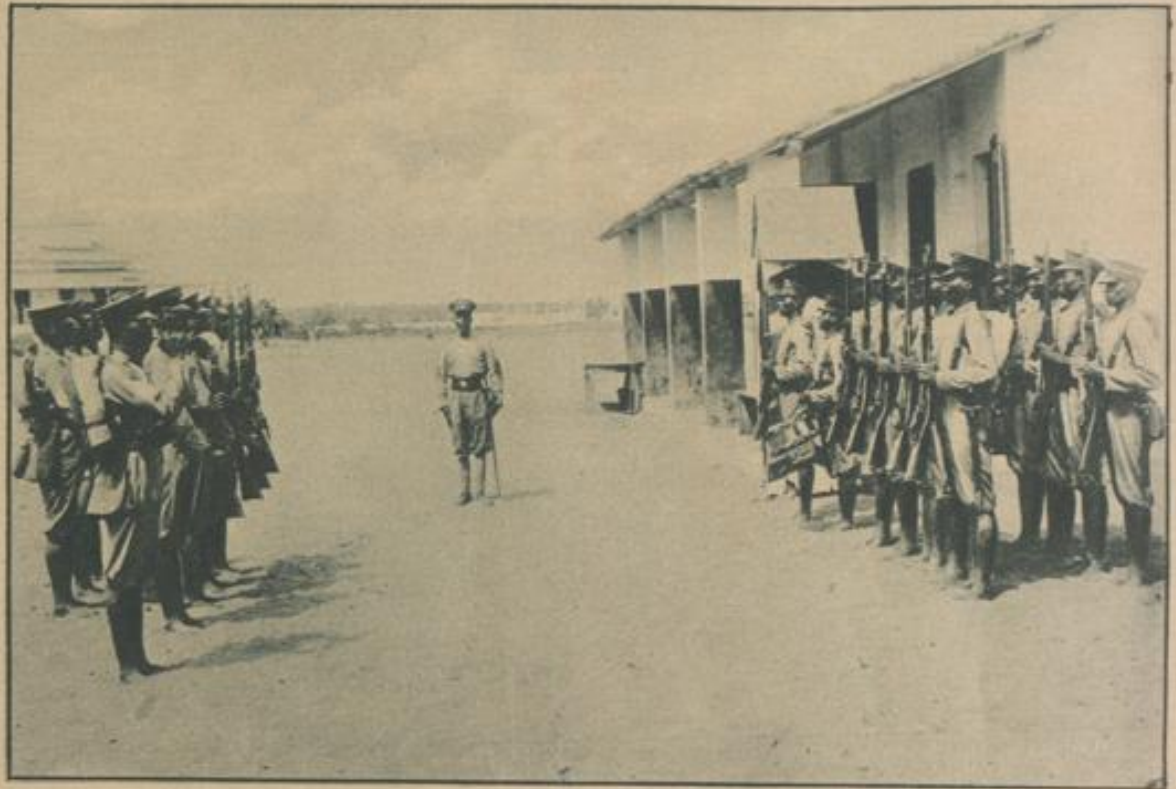


Drei Togolshöne in Gala.

Togo, das deutsche Schutzgebiet in Westafrika mit seiner 36 Kilometer langen Küste, gehört nicht zu den von Natur reich bedachten Gegenden. Das Klima wirkt wegen des hohen Feuchtigkeitgehaltes der Luft erschöpfend und ist trotz der herrschenden Seewinde periodenweise recht ungesund. Am gesündesten ist es in Lomé, wo auch unsere Bilder aufgenommen sind und wo sich ein reges Eingeborenleben entfaltet hat. Die Bevölkerung ist fleißig und geschickt im Ackerbau, in der Weberei, der Töpferei und im Handel. Lomé gehört zu den Haupthandelsplätzen an der Küste und ist in den letzten Jahren bedeutend gewachsen. Die Ausfuhr beträgt bereits mehrere Millionen. Das Be-

streben der Kolonialverwaltung geht dahin, den Handel des Hinterlandes durch Anlegung breiter Karawanenstraßen direkt nach der Küste zu leiten. Von der Sklaverei aus werden Landserzeugnisse in großen Mengen verladen, und zwar vor allem Palmkerne und Kakaobohnen. Die großen Kafforeien, denen das Öl von den Eingeborenen geliefert wird, säubern es von den vielen Verfälschungen, die es bei den Eingeborenen erlitten hat, und machen es fertig zur Verschiffung. Die Kampftruppe besteht zum Teil, wie unser Bild zeigt, aus Eingeborenen, und die haben nicht minder starr in Reih und Glied wie ein Zehn der Ufermarin oder der vorderen Gefilde. Einen wesentlichen Bestandteil der Eingeborenen bilden die Hausas. Eine der größten Städte des Togolandes ist die heilige Fetisch-Stadt

Be, die bekannt ist wegen der Zauberkräften, die den Weissen bereitet werden, die die Stadt beherrsigen wollen. Be ist die Hauptstadt des zur englischen Kolonialverwaltung gehörenden Anlogabietes. Sie ist dem Kriegsgotte Nissila geweiht. Wer in die Stadt will, darf eheins nicht reiten und wechens muß er sich wie ein Eingeborener kleiden, das heißt er muß sich entkleiden. Wer das unterläßt, läuft Gefahr, wenn auch nicht getötet, so doch schwer mißhandelt zu werden. Zur Bekleidung brauchen die Eingeborenen nämlich kein Modemagazin. Die jungen Mädchen sind meist nur mit einem „Zschibo“ bekleidet, der auf dem Rücken zusammengebunden wird. Aber selbst bei den noch nicht von abendländischer Kultur verübten Neuern findet man ein feines Gefühl für Taft und Würde.



Eingeborene Soldaten auf Wache.



Fetischhain in Be bei Lomé.

Phot. Hans Zimmer, Berlin.

Das Letzte vom Tage.



Phot. Müller, Zürich, Karlsruhe.

Wilhelm Wassermann,

das langjährige Mitglied der Karlsruher Bühne, schied vom Theater, um sich seinen Vorträgen zu widmen.

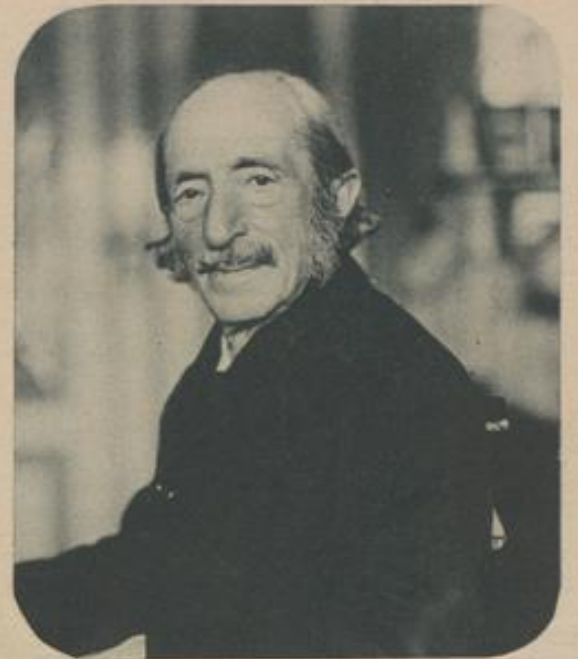


Phot. J. Gerlach, Berlin.

Das Denkmal für den franz. Dichter Victor Hugo in Guernsey.

Die Darmstädter leichtathletischen Wettkämpfe.

In Darmstadt fanden am Samstag und Sonntag leichtathletische Wettkämpfe statt, die von dem Fußballklub „Olympia“ veranstaltet wurden. Der Großherzog von Hessen hatte das Protektorat übernommen und wohnte am Sonntag von Anfang bis zum Ende dem Meeting bei. Er hatte auch einen Ehrenpreis für die 3000 Meter Stafette gestiftet, welcher vom Turnsport 1897 Frankfurt, der leichtathletischen Abteilung des Frankfurter Fußballklubs gegen „Phönix“, Mannheim und „Fitz“-Ludwigshafen gewonnen wurde. Der Großherzog überreichte mit anerkennenden Worten am Schluß der Veranstaltung den drei Frankfurter Siegern, die wir hier im Bilde bringen, den wertvollen Pokal. Vom Publikum wurde der Sieg der Frankfurter Mannschaft mit großem Beifall aufgenommen. Der Frankfurter Verein kam auch noch durch sein Mitglied H. W. Müller zu Siegesehren, der im Diskuswerfen und Hammerwerfen die besten Leistungen erzielte.



Phot. Meyer u. Co., München.

Julius Rodenberg,

der bekannte Schriftsteller, der 40 Jahre lang die „Deutsche Rundschau“ geleitet hat, ist im Alter von 84 Jahren am 10. Juli gestorben.



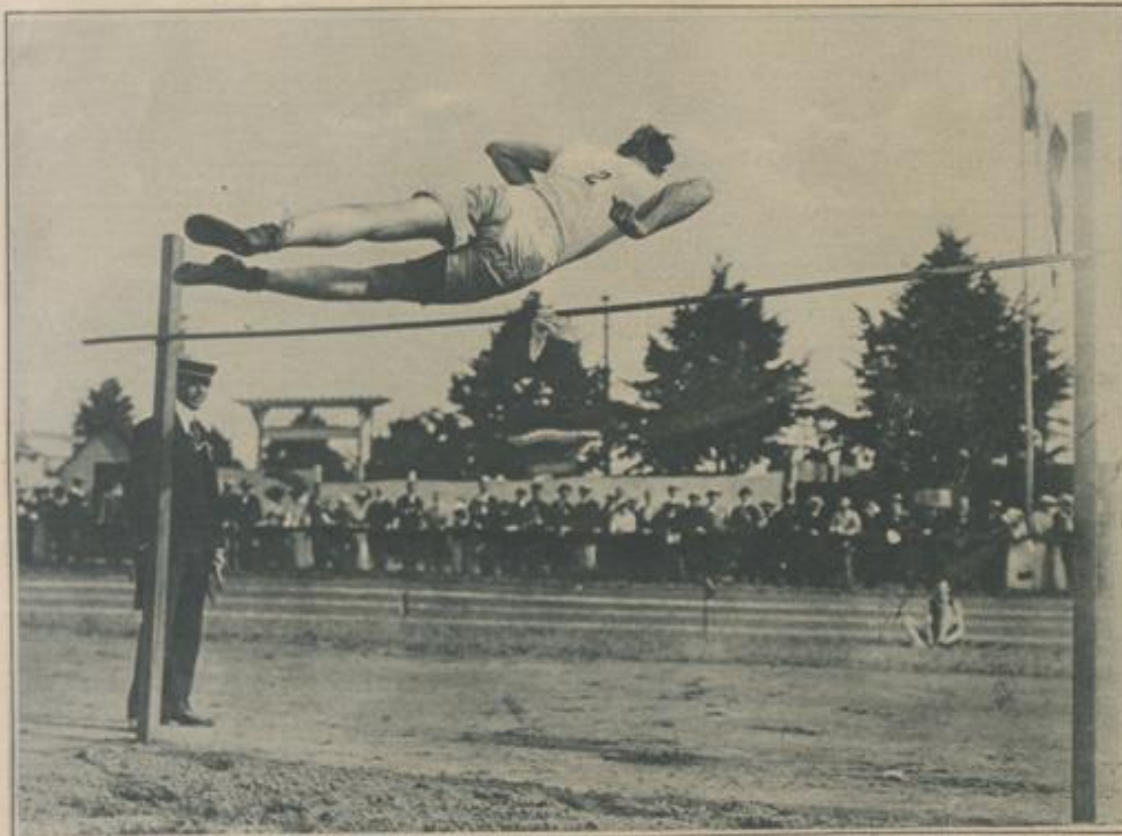
Phot. Zennaro, Berlin.

Fürst und Fürstin Bülow in Norderney, wo sie seit Jahren den Sommer verbringen.



Phot. Reich, Frankfurt a. M.

Die Darmstädter leichtathletischen Wettkämpfe. Der siegreiche Frankfurter Verein: Turnsport 1897.



Phot. W. Brauer, Berlin SW.

Ein eleganter Hochsprung: ausgeführt von dem Amerikaner Otter.

Großes Internationales Meeting des Berliner Sport-Klubs.



Phot. H. Zennaro, Berlin SW.

Ein harter Endkampf im 400 Meterlauf zwischen dem Amerikaner Baker und Herrmann vom Berliner Sportklub. Am Sonntag, den 12. Juli veranstaltete der Berliner Sportklub ein großes Internationales Meeting. Es war wieder einmal erste amerikanische Klasse am Start. In den einzelnen Konkurrenzen kam es zu recht harten Kämpfen. Altheimer Raub schlug den Amerikaner Patterson im 200 Meter-Lauf.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

Der deutsche Sieg beim Auto-Grand-Preis.



Der mit größter Spannung erwartete Grand Prix 1914 endete mit einem glänzenden deutschen Siege. Erster wurde Lautenschlager, zweiter Wagner, dritter Salzer. Alle drei fuhren Mercedes-Wagen.

Aus dem Reich der hohen Politik.



Phot. Trampus, Paris.

Prenk Bib Doda

Bib Doda — dieser seltsame Name kehrt jetzt in vielen Telegrammen aus Durazzo ständig wieder. Bib Doda steht, seit Eschad Pascha in der Verlobung verschwunden ist, im Vordergrund. Er ist der Führer des Bergvolkes der Miriditen, von denen man sich erzählt, daß sie es für eine Schande halten, im Bett zu sterben. Die Blutrache ist nirgends so häufig wie bei den Miriditen. Bib Doda hat seinerzeit den Eintritt in das albanische Kabinett abgelehnt aus Abneigung gegen Eschad Pascha. Sollte die jetzige Krise mit seiner Hilfe überwunden werden, so dürfte er beim Fürsten eine Stellung beanspruchen, die an Macht der Eschad Paschas nichts nachgibt, und der Fürst wird vor neuen Schwierigkeiten stehen.



Phot. Zennede, Berlin.

Das Attentat in Sarajewo.



Phot. Trampus, Paris.

Rumänien und Rußland

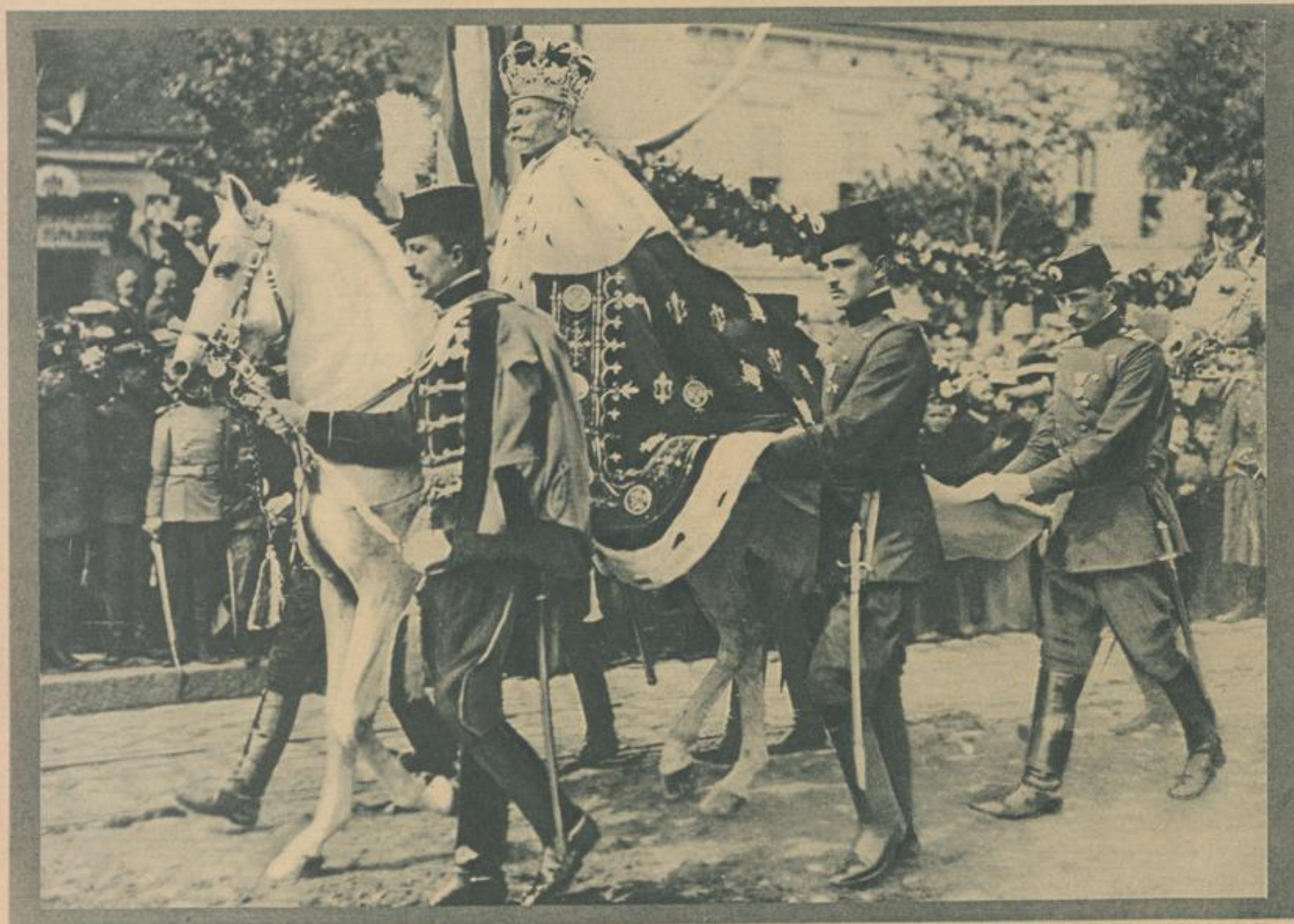
Die Verlobung des Prinzen Karl von Rumänien mit der ältesten Tochter des Zarenpaars, der Großfürstin Tatjana, soll bevorstehen.

::

Das Attentat in Sarajewo.

Alle Welt steht noch unter dem Eindruck der Bluttat von Sarajewo und die politischen Folgen, die sie heraufbeschworen hat, sind noch nicht abzusehen. Unser Bild führt noch einmal an die Stelle der blutigen Ereignisse zurück und zeigt die Stelle, wo die erste Bombe geworfen wurde. Das Pflaster ist aufgerissen und das Fensterraster des Hauses zertrümmert.

::



Berliner Jährh. Gesellschaft.

Ein müder König.

König Peter von Serbien ist ins Seebad gereist und hat dem Thronfolger Alexander die Regierungsgeschäfte übergeben. Man glaubt, er werde abdanken. Die Ereignisse in Sarajewo dürften vielleicht seinen Entschluß bestärken.

Wie Schah Abbas den Wein lieben lernte.

(Eine persische Anekdote).

Als der Nachkomme des Propheten, der Auserwählte des Himmels, Schah Abbas den Pfauenthron seiner Väter bestieg, waren im Lande der Sonne die Sitten stark verwahrloht. Jeder lebte nach eigenem Gutdünken in den Tag hinein, niemand achtete mehr der Gebote des Propheten. Die Haschisch- und Opiumkneipen waren Tag und Nacht überfüllt, und selbst der Wein floss in Strömen die dürstigen Kehlen der Moslim hinab, so daß man hätte glauben können, man sei im Lande der Ungläubigen. Schah Abbas aber war ein gottesfürchtiger Herr. Hart, aber gerecht, wie er war, verbot er bei Todesstrafe den Genuß jedes berauschenden Getränkes. Unzählige, gleich ob hoch oder niedrig, fielen dem Schwerte des Henkers zum Opfer. Aber je mehr des Blutes floss, um so mehr nahm die Trunksucht in Persien zu statt ab. Endlich wußte sich der Schah keinen Rat mehr, und so rief er seinen Großwesir zu sich, um ihn über den schwierigen Fall zu befragen. „Nede, Wesir, warum entzagen die Gläubigen nicht dem Weine?“ — „Weil sie ihn lieben, mächtigster Herrscher, du Auserlesener Allahs!“ — „Und warum lieben die Toren den Wein, der ihren Körpern das Siechtum bringt und ihren Seelen die Pforte des Paradieses verschließt?“ — Der Wesir zuckte schweigend die Achseln. — „Antworte mir, Sohn eines Hundes, oder ich lasse dir die Ohren abschneiden und Efelsohren anhängen, damit männiglich sieht, daß du kein Weiser, sondern der Narren größter bist!“ — „Dein Wille geschehe, o Herrscher der Gläubigen, du Vater der Güte! Aber laß deinem Knechte noch Zeit bis zum Anbruch der Nacht, dann will ich dir Antwort geben.“ Mitternacht der Schah Gewährung und entließ den Großwesir mit warnendem Trost. Als die Sonne sich dem Horizont zuneigte, erschien der Weise



Ringer.

Photo-Verlag, Berlin-Zentrum.



Der neue Dauerweltrekord.

Dem Piloten der Militärsiegerschule der Albatros-Werke, Werner Landmann, gelang es, einen neuen Dauerweltrekord von 21 Stunden 50 Min. aufzustellen.

Phot. H. Zennaro, Berlin.

wieder im Königspalast und bat den Herrscher ihm zu folgen in sein Haus, dort werde er die Antwort erhalten. Im Hause des Großwesirs angekommen, führte dieser den König in einen kleinen Raum, der durch einen Vorhang in zwei Teile geteilt war. Der Wesir schlug den Vorhang zurück und bat den Statthalter, dahinter Platz zu nehmen, ich darf nicht zu geben, aber sich ruhig zu verhalten, was auch geschehen möge. Selbst kniete er sich zu den Füßen seines Herrn nieder. Bald öffnete sich die Pforte des vordern Teils des Gemachs, und einer der Diener des Wesirs führte einen Blinden in das Zimmer, ein anderer trug hinter ihm einen Mann herein, dem beide Beine fehlten, und ein dritter schob einen Bettler vor sich her, der splitternackt war bis auf einen Lumpen als Lendentuch. Der Schah schüttelte hinter seinem Vorhang verwundert den Kopf ob dieses Aufzugs. Der Schah konnte seinen Zorn kaum bemessen, als er sah, wie die Diener Wein herbeibrachten, und die drei Geladenen trotz seines strengen Verbots tüchtig darauf loszechten. Plötzlich hob der Wirt das Glas und begann begeistert den Wein zu preisen: „O edler Trank, wie schmeckt du so süß und feurig, wie bist du so klar und rein! Deine Farbe ist eitles Gold, silberglänzende Perlen zieh ich vom Boden des Bechers steigen.“ Und einer nach dem andern fing an, den Wein zu preisen, still und laut. Schah Abbas hinter seinem Vorhang stützte finrend den Kopf, der Wesir aber flüsterte: „Weißt du nun, warum die Menschen den Wein lieben? Weil er sie ihre Leiden vergehen macht. Schaffe Leid, Sorge, Krankheit und Not aus der Welt, dann kannst du den Wein verbieten.“ Am nächsten Morgen verkündeten die Herolde den erstaunten Gläubigen die Aufhebung des Weinverbots. Der Schah selbst aber ließ von Shiras und Isfahan prächtige Weingärten anpflanzen, hatte er doch die größten Sorgen im ganzen Reich.



Endspurt im Stafettenlauf über 400 Meter.

Die Mannschaft des Münchener Männerturnvereins stellt einen neuen deutschen Rekord über diese Strecke in 42³/₄ Sek. auf (Deutsches Stadion).

Phot. H. Zennaro, Berlin.



1.



2.



3.



4.

Phot. Tillmann-Matier, Karlsruhe.

Phot. Reiter, München.

Phot. Berger, Paris.

1. **Schulinspektor Heint. Fricke** (Hamburg) starb im 61. Lebensjahre. Er war der Präsident sämtlicher Druiden-Cogen der Welt (s. 3. 1450).

2. **Frä. Marg. Brunsch**, Großhofopernsängerin (1. Altistin) Karlsruhe, ist für die diesjährigen Bühnenspiele in Bayreuth engagiert worden.

3. **Ricarda Huch**, die ausgezeichnete Schriftstellerin, feiert am 18. Juli ihren 50. Geburtstag.

4. **Giulio Ulioi**, der Erfinder des Sprengkörperzerstörers. Seine Erfindung ermöglicht es, Minen und Bomben auf große Entfernung hin zu zerstören und die Pulverkammern der Schiffe und Forts in die Luft zu sprengen. Vor einer großen Anzahl von hohen italienischen Offizieren zerstörte er im Hafen von Florenz auf eine Entfernung von 17 Kilometer vier Bomben, die mit Holtermaterial umgeben waren. Er baut jetzt einen Apparat, der auf 100 Kilometer Entfernung wirken soll. Seine Erfindung ist bisher von Italien nicht angekauft worden. Giulio Ulioi ist ein Sohn der Toskana, der italienischen Landschaft, die schon viele bedeutende Männer hervorgebracht hat. Ueber die wissenschaftliche Wirkungsweise seiner Apparate wird folgendes berichtet: Der elektrische Scheinwerfer, der mit dem Apparat zusammenhängt, sendet seine Strahlen aus um eine metallische Masse in der Entfernung zu ertunden. Ist er auf diese gestoßen,

so wirft sie die Strahlen zurück und die Hilfsinstrumente an dem Ulioi'schen Apparat ermöglichen es, genau die Masse, die radiomagnetische Kraft und die Entfernung der Metallteile festzustellen. Ist dies geschehen, so wird der Sprengkörper von dem Erzeuger der ultraroten Strahlen des Sonnenspektrums aufs Ziel genommen. Die Wirkung dieser Strahlen kann dann so verstärkt werden, daß sie auch durch starke Metallhüllen hindurchgehen und daß die von ihr erzeugten Funken die Sprengstoffe im Innern zur Entzündung bringen. Da die Funken bisher auch Isoliermassen durchdrungen haben, scheint es sich um eine Erfindung von größter Bedeutung zu handeln. Vielleicht kann es sich hier um einen jener Apparate handeln, die Nobel so sehnlichst herbeigewünscht hatte, weil sie dem Kriegsgott die Waffen aus der Hand schlugen.



Phot. Reiter u. Co., München.



5. **Frank Wedekind** hat kürzlich seinen 50. Geburtstag gefeiert. Immer noch muß er um die Anerkennung ringen, aber doch hat sich um ihn ein Häuflein gesammelt, die, selbst ernste Menschen, an ihn glauben und für ihn wirken. Man mag sich zu Wedekind stellen, wie man will, man sollte aber immer anerkennen, daß er ein Dichter ist, der etwas zu sagen hat. Darüber sollte sich vor allem einmal die hochwohlgebliche Polizei klar werden.

× × ×

Die Hitze in New York.

Unsere interessanten Aufnahmen geben ein anschauliches Bild von dem New Yorker „Nachtleben“, das sich zur Zeit der großen Hitze in der Riesenstadt abspielt. Tausende von Familien kampieren vor der Haustüre, nur mit dem Notwendigsten bekleidet. Der Photograph ist durch die Stadt gegangen und hat hier und da Blühlichtaufnahmen der Schläfer gemacht, die davon sicher nichts gemerkt haben, denn die Stimmung dieser Nachtbilder ist durch keinerlei Pose getrübt.

Die Hitze in New York.

Phot. Reiter u. Co., München.



Frau Müller. Sei gefälligst ruhig. Ich nehme nur das Notwendigste mit



Die landliche Pension mit gesamtem Familienanschluss.



Frau Müller: Diese herrliche Luft!

Der Herzog von Sorfona

Roman von Carl Graf Scapinelli

(18. Fortsetzung.)

„Danke muß ich Dir, ewig für alles danken!“ stammelte er, und in dem ganzen Wirrsal seiner Empfindungen, in der gesteigerten Sensibilität der letzten Tage schimmerten seine Augen feucht. Er tat sich selbst so leid. Er bemitleidete sich, seine Jugend, seine verlorene Liebe, seine ungewisse Zukunft.

„Ret meinen, Petro, ein zukünftiger Held weint net!“ Sie sagte es so lieb, so überzeugend, daß er sie anfaßeln mußte.

„Alles wäre leichter, wenn Du es mit mir trügest!“

„Ich trag's ja mit, hab's ja so lange allein getragen, aber jetzt sei vernünftig, jetzt kommt Dein Mannesalter, das verlangt Taten, Festigkeit, Härte vielleicht!“

Durch diese paar Worte fühlte er sich aufgerichtet.

„Du hast recht“, erwiderte er, „ich bin eben arg nervös von der Fahrt, von allen traurigen Eindrücken!“

„Ist es so traurig, seinen früheren Schatz zu sehen, Petro?“

Er lächelte nur und sah sie halb zufrieden an. Sie zwang sich zum Gessen, stieß leise mit ihm an, war selbst tapfer und guter Dinge. Er sollte sie in angenehmer Erinnerung bewahren.

Da begann er langsam: „Deine Stelle befriedigt Dich? Nicht wahr, sie muß Dich ja befriedigen, Du findest überall Anlaß, Dein Talent hilfst Du weiter. Eine große Künstlerin bist Du geworden. O, ich weiß, ich hab's gesehen!“

Durch Dich, Petro, durch Deine Liebe, das soll Dich stolz machen!“

Wenn's so wäre, wär ich nicht ganz untauglich. Es ist schön, durch seine Liebe in einem anderen das Beste werden zu können!“

Sie hatte das Gessen weggeschoben.

„Ist Du nur so wenig, Kanny?“ fragte er besorgt.

„Viel eh' ich überhaupt nicht, ich muß schlafen bleiben. Heute aber habe ich gar keine Zeit dazu, ich muß noch mit Dir plaudern! Aber Du bist ja müde und abgespannt und brauchst Schlaf, ich darf Dich nicht lange zurückhalten!“

Ihm war es gar nicht recht behaglich mehr. Die Unrast in seiner Seele trieb ihn an, sich zu verabschieden, und der Anblick Kanny's hielt ihn doch. Er hätte gerne seine Gedanken, die Eindrücke dieser Stunde in sich geordnet. Doch er war zu müde, sie zu überdenken.

„Darf ich nicht mehr bleiben?“

„Besser ist's für dich und mich, Du gehst!“

Da erhob er sich langsam. Ein halbes Verlangen, die Vergangenheit wieder herauf zu beschwören, lag in seinen Zügen. Aber ihre Worte waren stärker als dieses. Er reichte ihr die Hand, küßte sie lange. „Leb wohl, Kanny, denk' an mich, wenn Du von Sorfona liehst!“

Dann ging er zur Türe. Sie nickte ihm zu, begleitete ihn bis an die Treppe, rief der Köchin, ihm hinab zu leuchten. „Leb wohl!“ sagte auch sie.

Tief aufseufzend trat sie wieder in ihr Zimmer. — fuhr sich mit der Hand vor die Stirne, als wollte sie einen Traum bannen, der sie umgaukelte. Vom Schreibtisch nahm sie sein Bild, sah aufmerksam in die Augen der Photographie, ob diese damals nicht anders drein gelaugt. Fast schien es ihr so. Aber das war ja alles gleich, alles war ja aus. Ihre Jugend, seine Jugend war begraben.

Sie hielt das Bild an die Lippen, Tränen glänzten in ihren Augen, milde Tränen, denen kein Schluchzen folgte. Sie hätte ihn nicht verwirren dürfen, sich noch unglücklicher machen, und langsam murmelte sie: „Armer Petro!“

XII.

Ein Pochen an der Schlafzimmertüre weckte Prinz Petro am anderen Morgen aus einem dumpfen, todähnlichen Schlummer.

„Ich glaube, königliche Hoheit werden zu müssen. Die gnädigste Herzogin hat schon öfter nach königlicher Hoheit gefragt“, sagte der eintretende Kammerdiener.

„Ja, es ist gut!“ Rasch erhob er sich. Er wollte noch die gestrigen Eindrücke überdenken, aber schon drängten neue in ihm nach. Die Großmutter rief. Eine seltsame Unruhe herrschte in der sonst so stillen Villa der Herzogin.

Unwillkürlich empfand er, daß es so besser sei, daß er den müßigen Gedanken von gestern nicht mehr nachhängen dürfte. Was aus war, war aus. Nur nicht Geister beschwören, nur nicht weich sein, jetzt, da man ihn rief.

Er wusch sich, kleidete sich sorgfältig an, — wählte einen Gehrock und dunkle Strawatte.

Nachdem er aus seinem Zimmer getreten, da kam

„Das übrige besprechen wir draußen. Das ist ja netzenjächlich!“

Die alte Herzogin nickte, dann sagte sie ruhiger: „Aber Abschied will ich doch nehmen von Petro! Erzählen, lassen Sie mich mit ihm allein!“

Sie wartete ungeduldig, bis der Graf hinausgegangen war. Dann zog sie Petro ganz dicht an sich heran. Flüsternd, höfweise sagte sie:

„Du hast schon manches dem Thron im voraus opfern müssen, armer Petro. Aber Opfer machen soll's. Deine junge Liebe, die Eltern, viel Schönes. — Doch dafür winkt Lohn. Sei zäh und hart, — hart wie Eisen! Laß Dich nicht rühren, wenn Du weißt, daß Du recht tust! — Trau niemandem, — halt alle für schwache Menschen, — nur Dir trau, Dir und Deinem Gefühl! Wenn Du oben bist — ihr Herr — dann mach' sie glücklich. Wachse, wachse über das Volk — das heißt regieren. Such' da ein Dein Glück! Ich bin bei Dir im Geiste — auch wenn ich nicht mehr am Leben bin!“

Sie küßte ihn auf die Stirn, machte ein verschämtes Kreuzchen darauf. „Jetzt geh!“ Ihre Stimme erstickte.

Aber er konnte nicht gleich gehen. Er beugte sich über ihre magere Hand und küßte sie, dankbar für ihren Glauben an ihn, dankbar für ihre Tapferkeit, ihren Mut, den er in sich jetzt fliehen fühlte.

Dann ging er auf den Zehenspitzen hinaus und hörte sie in die Rissen zurückgefallen ganz leise schluchzen.

Draußen nahm ihn schon Veiano Galli in Beischlag. „Es ist keine Zeit zu verlieren. Wir fahren mit dem Süd express. Für Autos und Wagen ist unten gesorgt!“

Ein Kammerdiener brachte ihm den Hut und Ueberzieher. Sein Koffer war schon gepackt.

„Wir haben gleich die Uniform beilegen lassen!“ sagte Veiano Galli. „Für unten ist sie von Wichtigkeit.“

Phot. Gebr. Hordel, Berlin.

Helgoland. Blick auf die Westküste mit Oberland und Leuchtturm.

ihm schon ein Lakai entgegen: „Ihre königliche Hoheit die Herzogin lassen den Prinzen bitten!“

„Es ist recht!“ Er kam in den Vorraum des Schlafzimmers, die Kammerzofe meinte: „Se. Erzellenz der Herr Graf sind drinnen, aber königliche Hoheit sollen nur gleich eintreten.“

Er klopfte und trat ein. Die Herzogin war heute noch nicht so gepflegt wie gestern. — Alt, klah, leblos schien sie jetzt. Doch da sie seine Schritte hörte, ließ sie sich ungeduldig aufrichten. Sie starrte ihn mit hohlen, glanzlosen Augen an. Wie ein Geist erschien sie ihm. Nun sprach ihre Stimme matt, schwach — und doch noch voll Lebenswillen.

„Es — ist — so weit. Sie rufen Dich, Petro!“

„Geh!“ — „Ich wußt' es ja, daß ich es erleben würde!“ Graf Veiano Galli, selbst bleich und erregt, meinte: „Königliche Hoheit, ich will das Nähere mit dem Prinzen draußen besprechen!“

„Hier, hier vor mir!“ befahl ihre matte Stimme. „Königliche Hoheit haben ja alles selbst schon bestimmt. Es wird Sie unruhig erregen, ermüden!“

„Das ist gleich, ich will's hören, ob alles so richtig ist!“

Da begann der Graf, der gewohnt war, ihr zu gehorchen: „An der spanischen Grenze werden königliche Hoheit von einem Trupp Getreuen erwartet. Ich selbst werde Ihnen bis dorthin das Geleit geben. Der Koffi hat die Erlaubnis, ins Ausland zu gehen, vom Kriegsministerium nicht erhalten.“

„Es ist besser so!“ meinte die Herzogin leise.

„Wer bleibt bei Dir, Großmama, Du kannst doch nicht allein bleiben!“

„Ich bin nicht allein, ich reise im Geiste mit, ich kämpfe im Geiste mit Euch! Ich will ja Deinen Sieg noch erleben!“ flüsterte sie mit rauher, erregter Stimme.

Am Portal stand schon eine Equipage bereit. — Ohne Zögern, ohne viel Gedanken stieg Prinz Petro ein.

Die Augen des alten Mannes an seiner Seite glänzten, seit einem Menschenalter hatte auch der auf diese Stunde gewartet. Er war voll Freude und Zuversicht. Durfte Petro da sein sein?

Die Fahrt war Petro wie im Traume vergangen. Die Abgespanntheit der letzten Tage ließ ihn dann und wann einnicken, — in den anderen Zeiten sprach Veiano Galli auf ihn ein, sprach von Sorfona, charakterisierte ihm eingehend die Führer der Bewegung, zeigte ihm auf Karten den Weg, gab ihm Aufschluß über alles.

Prinz Petro kam sich vor, als mache er eine Erkundung in ein Märchen- und Traumland, — schon fuhren sie über französischen Grund. Alles war für ihn neu, interessierte ihn. Die kleinsten Dinge lockten seine Aufmerksamkeit auf sich.

Ein seltsames Leben kam über ihn, eine Lust zu Abenteuern.

Noch wenige Stunden, dann waren sie an der Grenze, von dort sollten sie in Wagen- und Autofahrten erst ins Herz dieses Reiches dringen, in dem, eingeschlossen von anderen Provinzen, sein Land lag.

Wädlich war es ihm eingefallen, daß er nicht einmal Zeit gehabt hatte, von seinen Eltern Abschied zu nehmen. — Jetzt, wo ihm Graf Veiano Galli die offizielle schriftliche Verzichtserklärung seines Vaters auf den Thron von Sorfona zu Gunsten des Sohnes gezeigt hatte, die der Minister sich in den letzten Wochen persönlich geholt, fielen ihm die Eltern ein, — und mitten auf fremdem Boden, mitten von fremden Menschen umgeben, überkam ihn ein leises Heimweh nach dem ruhigen Winkel Annaberg.

Schwer war dem Herzog Heinrich dieser Verzicht nicht geworden, es war nur eine Formtatsache, lächerlich vielleicht für ihn, der von jeher von diesem Prätendententum nichts wissen wollte, und doch hatte es ihm tief ins Herz geschnitten, denn er unterschrieb damit indirekt für seinen einzigen Sohn eine Menge Gefahren, ein unruhiges Leben, vielleicht eine Waise für die ganze Familie.

„Was die Mutter, die gute, liebe Mutter, dazu gesagt hätte?“ Sie, die so fest an ihm hing, sie die ihn „wegen des vielen Geldes“, wie sie verschämt lächelnd zu jagen pflegte, der Großmutter und ihren Plänen überließ, sie, die bis jetzt über alle Ideen heimlich gewacht, — nun würde sie in tausend Angsten sein, in tausend Nöten.

Ihre Gedanken waren bei ihm — er fühlte es genau, — wenn er sich nur vorher ihr gegenüber hätte aussprechen können!

Ganz einsam kam er sich vor. Was er liebte, wem er vertraute, der blieb dort oben im Nordosten zurück — er fuhr ins Ungewisse, ins Unbekannte zu Fremden, die vorgaben, ihn zu rufen.

Aber jäh riß ihn das Halten des Zuges, das geschäftige Getriebe an der Grenzstation aus seinen Gedanken. Finanzbeamte kamen in den Wagen und musterten das Gepäck. Grenzgendarmen standen am Bahnhof. — Ein heftiges Herzlopfen befiel ihn, ob sie nichts von seiner Ankunft ahnten, — ihm schien in seiner Erregung, als müßte ihn der Beamte doppelt genau.

Gottlob — nun war es vorüber. Es wäre schrecklich gewesen, schon an der Grenze erkannt, schon vor dem Kampf unschädlich gemacht, nicht in das Land eingelassen zu werden.

Sie hatten noch einige Stationen zu fahren, bis zu jener, wo sie den Wagen besteigen wollten, den Getreue schon bereit hielten.

Alle Angst, alle kleinen Gedanken waren jetzt zerflogen. Nun sah Prinz Petro froh und frisch in die Welt — hinaus ins neue Land. Jeden Bauer auf dem Feld musterte er, jeder Baum, jeder Strauch schien ihm anders. Alles war umwoben für ihn von jahrelangem Träumen.

Die Großmutter hatte ja schon dem kleinen Enkelkinde von diesem Lande erzählt, wo Milch und Honig floß, wo der Bauer in bunter Kleidung ging, wo die Mädchen in ihrer farbenfrohen Nationaltracht wie Prinzessinnen aussahen.

Dann und wann hörte er Graf Vesano-Galli ein oder das andere erläuternde Wort sprechen, aber er horchte kaum hin.

Das alles sollte so sein und bleiben, wie er es sich vorstellte, wie er es geträumt.

„Es ist Zeit, Signor Logrone, sich zu richten!“ sagte der Graf zum Herzog.

Dieser sah ihn einen Augenblick ob der merkwürdigen Anrede erstaunt an, dann lachte er, ja richtig — hierzulande reiste er unter diesem Inognito, — der Feinde wegen.

Wie das klang: Logrone. Einfach, schlicht, wie ein Bürgername. Es amüsierte ihn fast.

Schnell nahm er sein Gepäck herunter, — seinen Ueberzieher, — und geduldig setzte er sich wieder.

„Man sieht schon die Türme des nahen Städtchens!“ meinte der Graf.

Weit legte sich Prinz Petro zum Fenster hinaus, um sie zu erspähen. Die Gegend war gebirgiger geworden — romantisch — das paßte zu seiner Vorstellung, obwohl sie noch Tagereisen von Sorfona entfernt waren.

Der Zug hielt — nur eine Minute. Ein alter, schmutziger Bauer stand am Bahnsteig, stürzte auf sie zu, riß die Koffer an sich und wollte sich über Prinz Petros Hände beugen, um sie zu küssen.

Aber Graf Vesano rief ihm ein zischendes „Vor-sicht!“ zu.

„Der erste Untertan —“, dachte Petro, — ein schmutziger Bauer, alt und schwächlich — der noch seinen Großvater gekannt und jetzt ihm mit dem Fuhrwerk entgegengekommen war.

Die Sonne brannte heiß hernieder, als sie zu dem Bauernfuhrwerk schritten, das vor dem unsauberen Bahnhofsgelände wartete.

Mit einem Ueberschlag voll feuriger, südlischer Worte, deren einzelne Bedeutung Prinz Petro wegen des Dialektes kaum verstand, wurden sie gebeten, einzusteigen.

Der Bauer hielt auch an die beiden Pferde, die müde im Sonnenbrand dastanden, eine kleine Ansprache, die ihren Ehrgeiz und ihren Stolz anseuern sollte, da sie den zukünftigen Herzog von Sorfona bis zu dem nächsten Schloß des Grafen Margazzi zu bringen hatten, der selbst, um jedes Aufsehen zu vermeiden, nicht gekommen war.

Und so setzte sich das kleine Fuhrwerk mitten durch den Staub und Schmutz des Städtchens in Bewegung. Grelles und kaltes, daß man sich dadurch geblendet fühlte, schimmerten die kleinen Häuser der holperigen Straße ihnen entgegen. Vor den primitiven Läden stand da und dort ein buntgekleidetes, häßliches, altes Weiblein — ein müßiggelender, zerfetzter Mann. — Nun kamen sie zum großen Platz mit einer schönen, byzantinisch-stolzen Kirche. Daneben irgend ein halberfallener Renaissancepalast. Am hübschen Brunnen labte

sich eine Kuhherde. Enten und Hühner wichen gackernd und schreiend dem Fuhrwerk aus. Brütende Mittagsbige — brütender Mittagschlaf überall. — Nur ein Schaar lautstührender, spielender Kinder brachten Leben in die toten Straßen.

Langsam begann der Weg zu steigen, tiefer schnitten die Räder in den hohen Staub der schlechten Straße.

Im Hintergrund tauchte eine stolze, kahlköpfige, braunblaue Gebirgskette vor ihnen auf. Rechts — links wuchsen noch längs der Hügel Weinreben. Aber ferne leuchtete schon Wald.

Die Pferde gingen längst in Schritt, der Bauer war abgestiegen.

Er blickte hinüber auf die Höhen und meinte zu dem jungen Prinzen: „Wie schön ist unser Land, Majestät!“ „Zag! Signor Logrone, — Bauer!“ rief der Graf. „Wir sind in Feindesland!“

Nun ließ der Alte eine Flut von Verwünschungen aus, murmelnd, nur zwischen den Zähnen knurrend — gegen die jetzige Regierung, gegen den jetzigen fernern Herrn, gegen die Beamten und gegen die hohen Steuern!

Gottlob, jetzt bog sie in einen Orangenhain, — ein wenig kühler wurde es doch, — denn Prinz Petro empfand nach der langen Fahrt die Hitze recht unangenehm.

„Wir hätten unser Auto mitnehmen sollen, Erz-leuz!“

„Damit sie uns schon an der Grenze festgenommen hätten,“ sagte dieser entsetzt. „Sie können überzeugt sein, daß alles reiflich überlegt ist. Beim Grafen Margazzi werden Sie Bequemlichkeit vorfinden, die Herzogin hat das selbst so angeordnet.“

Je höher sie kamen, desto schöner wurde der Ausblick, — nun ging es auf dem Hochplateau eine Weile eben dahin.

„Wie lange haben wir noch bis zur Grenze?“ fragte Prinz Petro ermüdet.

„Vier — fünf Stunden!“

Er seufzte auf. Das war eine endlose Fahrt. Die Abspannung nahm ihm allmählich jeglichen Genuß. Langsam, ganz langsam begannen die Schatten länger zu fallen, langsam, ganz langsam kam die Kühle des Abends über die Höhen. Ein heiliger Friede schien sich über das Land ergießen zu wollen — über das Land, in das dieser stille, junge Prinz Kampf bringen sollte.

Noch waren sie nicht auf dem Boden des ehemaligen Herzogtums, und schon dunkelte es, schon sank die Nacht hernieder. Die Pferde wurden immer müder, der Bauer, der so redselig gewesen, verstummte.

Durch kleine Dörfer fuhren sie, — an alleinstehenden Höfen vorüber. — — — Endlich um 9 Uhr abends langten sie vor einem einsamen Gasthof an. Es war ausgeschlossen, heute noch weiter zu wollen, auch war hier vor der Grenze ein Ueberrachten vorgesehen, alles war bestellt für Signor Logrone. Nun stiegen sie aus, der Wirt mit der Laterne kam.

„Ah, die Herren, wir erwarten Sie schon!“ Aus dem demütigen Mädel schloß Graf Vesano-Galli, es sei ein Eingeweihter, einer der Ihren.

In der schlecht erleuchteten Gaststube war bereits ein Tischlein gedeckt. Nur ein Fuhrmann saß noch darin, der hier seinen Wein trank. Sogleich brachte die Wirtin zwei Hühner auf der Pfanne, dazu Salat, merkwürdiges, pappiges, süßes Kompott und eine große Flasche Wein.

Petro aß mit Appetit, sprach dem Wein zu und fühlte sich plötzlich gestärkt, weniger matt, weniger gedankenlos, weniger unglücklich. — — —

Es wurde nur wenig gesprochen, der Wirt schien direkt vor ihnen Schilbache zu stehen.

Als der Fuhrmann, der noch im Zimmer gegessen hatte, gegangen war, kniete er zum erstenmal tiefer, tat geheimnisvoll und meinte, es sei ihm eine große Ehre, und auch der Herzog würde sicher, wenn er einmal regiere, ihm diesen Unterschlupf nicht vergessen. Ein paar Goldstücke, die ihm Graf Vesano-Galli in die Hand drückte, lösten eine Anzahl Schwüre bei ihm aus, daß er seinen Mund halten werde, daß er alles Glück wünsche — und nun entpuppte auch er sich in einer Flut von Verwünschungen als grimmiger Feind des jetzigen Regimes.

Ein schmutziger, niedriger Raum diente Petro und dem Grafen als Schlafzimmer. Liegen und Rücken summten darin umher, die Betten waren überbreit und weich, daß man darin fast verankert.

Der Prinz wollte das Fenster offen lassen, aber der Graf meinte, dann kämen noch mehr Insekten herein, und so schloß man es.

Einen Augenblick hatte Petro geschlafen, — dann erwachte er wieder, warf die Decke weg, legte sich wieder hin — sprang auf — rannte zum Fenster, riß es auf — starrte hinaus in die Stille der Nacht.

Unsern murmelte ein Bach sein eintöniges Lied, sonst war es ganz ruhig. Wieder versuchte er zu schlafen — aber er war das alles nicht gewohnt, die Umgebung, die niedrige Zimmerdecke, das Bett, die Hitze, das leise Summen der Fliegen. Bach lag er mit aufgerissenen Augen da — starrte ins Dunkle und sann nach, wo er sich befand, — welche Last und Haß das Regierenwollen über ihn brachte.

Mitten in der Wildnis eines fremden Berglandes lag er in einer schmalen, schmutzigen Kammer, wo sonst Fuhrknechte, Hausierer, Händler nächtigten. Sein Bett

steckte ihn. Er blieb starr liegen, um nicht um sich greifen zu müssen.

Stunden verrannen, abenteuerliche Gedanken quälten ihn, er verwarf den ganzen Plan und sah doch ein Königsschloß winken. Dann dachte er an die Großmutter, die allein in Wien lag, sich aller ihrer Getreuen feinetwegen entledigt hatte und die zufrieden war in der Hoffnung, in dem Bewußtsein, ihn hier zu wissen.

Da nahm er sich wieder vor, tapfer, hart zu sein, die Strapazen und Unbequemlichkeiten zu tragen, wenn es nur Licht, Tag würde, — dann wäre es schon gut.

Neben ihm schnarchte der alte Graf, — glücklich in dem Gefühl, einen großen Augenblick mit zu erleben, mit herbeigeführt zu haben. Und Petro schämte sich, daß der alte Mann dies alles leichter trug, als er, der Jüngling.

Endlich begann der Tag zu grauen. Da eilte er zum Fenster, riß es wieder auf, beugte sich hinaus, sog gierig die kühlende Morgenluft ein und starrte in die allmählich heller werdende Landschaft. Die Vögel sangen an, sich zu rühren, die Farben der Bäume, der Stämme wurden kräftiger, — nun glänzte die Kette der Berge schon im Morgenrot.

Schön, traumhaft schön erschien ihm dieser erste Morgen im fernem Land. Alle bösen, quälenden, beängstigenden Gedanken waren vergessen, — das Naturschauspiel hatte ihn freudig gestimmt. Er schlüpfte in die Kleider, wusch sich, ohne daß der alte Graf erwacht wäre, und ging leise die knarrende Treppe hinab, — kam zum Stall, sah nach den alten Säulen, die ihn gestern gefahren, und mußte auf einmal an seinen „Teufelskerl“ denken, — wenn der Pferdsknecht ihn nur unverfehrt nach München brachte. Sobald er hier festen Fuß gefaßt, wollte er ihn sich kommen lassen.

Da stolperte auch schon Graf Vesano-Galli halb bekleidet, das Einglas, wie immer, korrekt im Auge, die Treppe herab.

„Da sind Sie ja!“ rief er noch ganz erregt. „Mich so zu erschrecken — wie ich erwache, waren Sie verschwunden — ich dachte schon das Schrecklichste.“

Petro lachte ihm ins Gesicht. „Warum so ängstlich?“ „Ich bin doch Ihrer Großmutter für alles verantwortlich, Petro!“, dann humpelte er hinaus, um sich mit Mühe anzuziehen. „Noch eines“, rief er hinterher, „um Gottes willen keine Vertraulichkeit hier mit irgend einem Menschen!“

„Ich habe noch keinen wach zu Gesicht bekommen,“ meinte Petro.

Plötzlich amüsierte ihn die Geheimnistuerei, die ganze Romantik dieser Reise.

Der Kutscher kam jetzt auch schlaftrunken herab in den Stall. Petro half die Pferde füttern, streichelte sie — und dachte an seine eigenen.

„Der Herr können mit Rössern gut umgehen,“ meinte der Bauer, — „da sind der Herr ein guter Mensch! So sagt man bei uns. O ich hab' den seligen Großvater noch gekannt, ein gnädiger Fürst, ein gerechter Mann. Gott hab' ihn selig. Und wurde vertrieben. Aber nun zeigen wir es ihnen — wir Sorfonesen, — nun kommt die Rache! Ja, ja!“

So sprach er fort, und Petro hatte Mühe, seinen kranken Dialekt zu verstehen.

„Wird ein heißer Tag heute, kommen überhaupt heiße Tage, Herr — darum ist es besser früh aufzubrechen!“

Eine halbe Stunde darauf, nach einem rasch genossenen Frühstück, fuhren sie weiter.

Steil stieg die Bergstraße an. Nun hieß es auch für die Passagiere aussteigen und neben dem Gefährt einhergehen. Heute kamen ihnen schon mehr Menschen entgegen, — tiefen ihnen ein Gruß zu, sahen den noblen Herren erstaunt nach — murmelten allerlei Mutmaßungen über die Ankömmlinge.

Geheuer schien ihnen schon seit Wochen die Sache nicht. Es mußte etwas vorgehen, — dort droben am Schloß — aber was ging sie das an, sie zerbrachen sich ihre schwarzen Köpfe darob nicht weiter.

Endlich waren sie auf dem Boden des früheren Herzogtums. Ganz feierlich wurde es Petro zumute, als er es vom Grafen erfuhr. Und ganz anders schritt er plötzlich einher neben dem Fuhrwerk, ganz anders sah er in die Welt — in seine Welt. —

„Ueber diese Straße floß damals der Herr Großvater. Ich sehe die Herzogin noch — das Kind, Ihren Herrn Vater am Arm!“ sagte der alte Graf.

Und diese Szene der Flucht, von der er so oft gehört, stand jetzt lebhaft vor ihm. Ein kalter Schauer rann ihm über den Rücken, und doch ersahte ihn ehlicher Stolz.

Vor fünfzig langen Jahren waren sie vertrieben worden, nun kam er, um das Geraubte zurückzuerobern.

Als sie das Wägelchen wieder bestiegen und langsam in den warmen Morgen hinein traten, kam ihnen ein Auto entgegen, — knatternd blieb es stehen, harrte auf ihre Vorbeifahrt. —

Graf Vesano-Galli sah gespannt hin — eine Gefahr vielleicht — Nun erkannte man den Grafen Margazzi und die Contessa Amalia. Schon winkten sie — bald war man so nahe, daß man sich durch Zurufe verständigen konnte.

„Endlich, endlich!“ rief der alte Margazzi. Man ließ das Gefährt halten, stieg aus.

(Fortsetzung folgt.)

Heimkehr.

Von Turbo, Frankfurt am Main.

Durch die verdickte, von Kadelwäldern umfränzte Ebene raste im Dunkel der Zug. Weiße Felder drehten sich vorüber, halbverleichte Gräben blinnten auf und verschwanden, Wegsäulen mit trübem Lichtlein, stumme und schwarze Dörfer blieben zurück. — Nun donnerte der Zug über eine lange, ungefüge Eisenbrücke, die wie ein schwarzes Urtier den weißschimmernden Strom umschallte, schon stimmerten die Lichter der Station, knirschend fuhren die Bremsklötze auf die stählernen Räder. — freischend und schraubend stand die schwere Wagenteile.

Neber den leeren Bahnsteig hin glänzten die Lichter aus den Fenstern des wieder anhaltenden Zuges; schnell und immer schneller glitten sie über das Stationsgebäude, verschmolzen zu einem breiten Lichtbunde und enteilten. Nur das rote Schlupflicht glomm noch eine Zeitlang, dann verlor es sich in Nebel und Nacht. . . .

Der Mann, der als Einziger den Zug verlassen hatte, stieg die Treppen des Ausgangs hinab zur Chaussee, die zum Städtchen führte. Eben hatte die Stationsuhr vier geschlagen. Es war noch finster, doch im Schneelicht war der Weg als dunkles Band gegen die weiße Ebene zu erkennen. Rings war kein Laut hörbar als die Schritte des Fremden.

„Allein, ganz allein!“ . . . Johannes sagte die Worte vor sich hin, den Stof fastmächtig in den Schnee am Wegrand stoßend. Nach ein paar Minuten hielt er an und sah sich um. . . . Hier mußte sich doch gleich der Weg gabeln. Richtig, da drüben ragte schon der alte Wegweiser. Wie damals, alles noch wie vor elf Jahren. Johannes nahm den Hut ab wie zum Gruß. Der kalte Wind fuhr ihm durch das dünne Haar. . . . Links ab ging nun der Weg zum Städtchen, von dem ein paar Lichter herstimmerten.

Er schritt scharf aus. Seine Lippen bewegten sich im Selbstgespräch unabläßig. Dann hatten sie plötzlich die Frage geformt, um die seine qualenden Gedanken beständig kreisten: „Was willst du eigentlich hier?“ Warum war er einen Tag und eine halbe Nacht wie unter einem Zwang ohne Aufenthalt gefahren? Weshalb stand er nun hier, genau so wie vor elf Jahren an diesem Wegweiser und sah wie damals ins Dunkel? Ja, ja — das war es, was ihn hergetrieben hatte: Noch einmal alles hier sehen, noch einmal alle die lieben alten Wege gehen, die sie damals zusammen gegangen waren, noch einmal vor dem alten Hause stehen und vor dem Fenster, hinter dem „sie“ gesessen. Nur noch einmal davor stehen, heimlich, unerkannt und un gesehen, einmal noch mit der Hand die Türklinke berühren, auf der vor wenigen Stunden wohl ihre schmale weiße Hand gelegen. . . . Einmal noch von der vertrauten alten Brücke hinabstiegen in den Strom, auf dem sie so oft zusammen im Boot gefahren. Und wiederum vom Vergfriedhof hinüber blicken auf die im Dunst verdammernde Stadt und den Rathensturm, dessen Windmühle in Augenhöhe war. Und das breite Wasser drüben sehen, auf dem die weißen Segel entlang glitten, — und wieder die fernen Hügel schauen und die weite Ebene ringsum, aus deren hohem Nöhrich die Wildenten stiegen. . . .

Damals — Der Nebel wurde dichter, je näher Johannes dem Städtchen kam. Schon mündete die Chaussee in die Hauptstraße, die finster dalag. Er kannte jedes Haus. Es schien alles unverändert, als er die hallende Straße entlang schritt. Dann stand er am Markt und wandte sich nach rechts.

Da lag das Haus. Schwarz und still. Nur ein schmaler Lichtschein fiel aus dem Flur auf die Straße. Wie damals. Alles wie damals. Es war, als ob die Jahre spurlos vorbeigezogen wären. Gedankenverloren, von tausend Erinnerungen bestrahlt, starrte er hinüber und nahm das vertraute Bild wieder in sich auf.

Der Türspalt wurde breiter, eine Klingel schlug leise an, und ein Mann erschien auf der Schwelle. Johannes trat in den Schatten einer Mauerecke. Denn der dort in der Tür stand, war Meister Harder. Aber der blieb nur kurze Zeit stehen, sah in den Morgennebel hinein und auf die menschenleere, stille Straße, schlug dann, um sich zu wärmen, mit weitandholender Bewegung die Arme um seinen Körper und ging zurück ins Haus. Wieder klang der schwache Laut der Klingel, der breite Lichtkreis aus dem erleuchteten Flur verschwand, und nur noch ein schmales helles Band lag auf der dunklen Straße.

Johannes stieg jetzt vorsichtig die zwei Stufen zur Tür empor und sah durch das runde Guckloch, aus dem das Licht drönn. Durch den langen Flur konnte er bis tief hinein in die Badstube sehen, deren Tür weit offen

stand. Die Geisellen hantierten eifrig. Niemand sah ihn, niemand. Und das war ja gut. Aber es war doch wohl besser, wenn er jetzt ginge, ja, es war gewiß das Beste. Und doch konnte er nicht fort. Es würgte ihn am Hals, als er mit der Hand streichend über die Türklinke fuhr. Die Tränen kamen ihm in die Augen. Er ging die Stufen herunter und trat leise zum Fenster. Der Vorhang war nicht herabgelassen, ebenso wie sie es früher taten. Er starrte auf das schwarze leere Fenster. Hier, hinter diesen Scheiben hatte sie gesessen, hier hatte er im Vorübergehen zuerst ihr feines herbes Profil erblickt, als sie über eine Handarbeit gebeugt saß. Und wie sonst im Winter standen wieder am Fenster Töpfe mit Hyazinthen. Neber ihnen hatte damals ihr goldblondes Haar in der Sonne geleuchtet. Und so mancher lächelnde Gruß und rätselvolle Blick war ihm hier ein beglückendes Geleit in den Morgen geworden und ein strahlendes Erwachen in Tag und Nacht geblieben. . . .

Er legte den schmerzenden, wirt heißen Kopf müde auf das Fensterbrett. Unaufhaltsam brach ein heißes Schluchzen aus ihm. „Vorbei! Verloren, alles verloren!“ Wie elend war er doch, wie jammervoll elend. Hier stand er jetzt in Nacht und Einsamkeit, vom Unglück verfolgt, im Innern leer, wie ausgebrannt, ohne eine einzige schwache Hoffnung, daß es noch einmal aufwärts mit ihm gehen könne. All das Schwere, was er in den elf Jahren seitdem durchlebt, all die vergeblichen Versuche, seinem Leben einen Inhalt zu geben, alle Qualen und Selbstpeinigungen ob seiner zunehmenden Unfähig-

keiten, zu schreiben, zu denken, sich die Kleider abzureißen, sich selbst zu vernichten, nur nur nicht mehr dieses Leben weiter tragen zu müssen.

Er schleppte sich wie ein Trunkener fort, hinüber zum Brunnen auf dem Markt, saß auf die breiten Treppentritten und weinte leise vor sich hin, wie Kinder weinen. Unaufhörlich. Was er bisher nur dumpf geahnt, mehr gefühlt hatte, das rätselvoll Fremde, das ihn angetrieben hatte, vor anderthalb Tagen sich in den Zug zu setzen und hierher zurückzukommen, alles, was ihm bei harter Ueberlegung später wohl sinnlos, unverständlich erschienen wäre: daß er auf einmal alles im Stiche lassen und einem dunklen, triebhaften Entschluß folgen mußte, — all das sah er nun plötzlich wie in grellem Licht, unabweidbar. Und zugleich tauchte ein Bild in ihm auf und verknüpfte sich mit einer seltsam unklaren Vorstellung, die dann doch mehr und mehr Gestalt annahm, ihm dann vertrauter erschien. . . . bis mit einem Male alles andere in seiner Seele ausgelöscht war und nur noch ein Begriff sein Denken einnahm und ein Fremdes in ihm drängte, daß er das sich gestaltende Wort laut sprechen mußte.

„Die Totenschenke!“ Ein Schauer überlief ihn. Das Bild stand scharf vor ihm. Und mit einem Mal stand er auf. Sann noch einen Augenblick wie betäubt. Dann redete er sich entschlossen und ging schnell, mit festem Schritt über den Marktplatz. Aber ehe er in eine Seitenstraße bog, wandte er sich noch einmal um und umfahnte wie lieblosend mit den Blicken das alte Haus. Zum letzten Male.

Die lange Brückenstraße ging er hinauf, ruhig und sicher. Oben am Geländer hielt er einen Augenblick an und starrte in den Strom, über dem der Nebel brodelte. Starrte hinein, ohne Gedanken. Noch war die Vergessene drüben nicht zu erkennen. Tiefdunkel war es, und die grauen Schwaden hingen dicht über dem Wasser. Die letzte eiserne Brücke schaukelte rhythmisch, als er sie überquerte. Sein Weg führte nun empor zum Vergfriedhof. Bald stand er vor dem Kirchhofstor. Es war offen. Er hätte keinen Augenblick daran gezweifelt, daß es offen stehen würde. Es war ja alles wie damals. Er klinkte die Gittertüre auf und schritt den steilen Hauptgang hinan. Schnee lag auf den Grabsteinen und Gräbern, die Kreuze und Steine verschwammen im Nebel. Es ward schon etwas hell, und das schwache Licht nahm zu, je höher Johannes stieg. Oben, wo keine Bäume mehr standen und nur das weite Grabfeld sich breitete, ragte das hohe Portal des Haupteingangs an der Verg-

Phot. Gebrüder Paetel, Berlin.

Brückenberg von Kirche Wang gesehen.

chauffeur aus dem Morgendunst, und weiter rechts von der mittleren Allee zeichneten sich die Umrisse eines kleinen Bauwerks unendlich ab.

Die Totenschenke. Johannes stand vor dem verlassenen, verfallenen Gebäude. Ein schon halb vermoderter Bretterzaun trennte es von dem Kirchhof. Seit Jahrzehnten stand die Totenschenke leer. Früher war sie ein Wirtshaus gewesen, über das viel törichtes Spitzgerede umging wie über manche Häuser an Kirchhöfen. Johannes kannte sie nur als verfallenes Gebäude. Nun stand er seit so langer Zeit wieder davor. Der moribide, vom Wind halb umgedrückte Zaun hatte keine Tür mehr. Johannes ging durch die Öffnung hindurch, schob mit seinem Stof den Schnee von der wackligen Bank am Hause und setzte sich. Er war todmüde.

„Zum Sterben müde.“ Er sprach den Gedanken aus und nun spürte er erst, wie alles in ihm ruhig ward. Der letzte bange Zweifel schwand. Es war eine neue feierliche Stimmung in ihm. Er sah sich selbst und sein ganzes Leben wie in einem klaren Spiegel. Sah alle die leeren grauen Jahre vorbeiziehen, eines wie das andere. Freunde und Bekannte kamen und gingen, Raddengesichter tauchten auf und verfloßen, die Geschwister standen vor ihm, die ihn längst vergessen und vielleicht völlig aufgegeben hatten, das Bild des ersten, graubhaarigen Vaters und das bleiche Gesicht der immer fränkischen Mutter, die er nach jahrelangem Fernsein nur als Tote wiedergegeben, die Schwester auf dem Sterbebett, wie sie das Kleid, das sie trug. Und nun, wie wunderbar! Eine Melodie sumnte plötzlich in ihm auf. Er suchte, suchte. . . . Ach, ja! das alte Studentenlied! „Nun weih ich nicht mehr ein und aus, o Academia!“ Das klang, oh, das klang gut. Keine Hoffnung mehr, kein Licht in all dem Dunkel um ihn. Ohne Zweifel, er befand sich „auf dem absteigenden Ast der Lebenshyperbel“, wie der Mathematiker immer gesagt hatte. Johannes lächelte. Suchte dann in den Taschen herum und zog einen kleinen Spiegel heraus. Ja, ja!

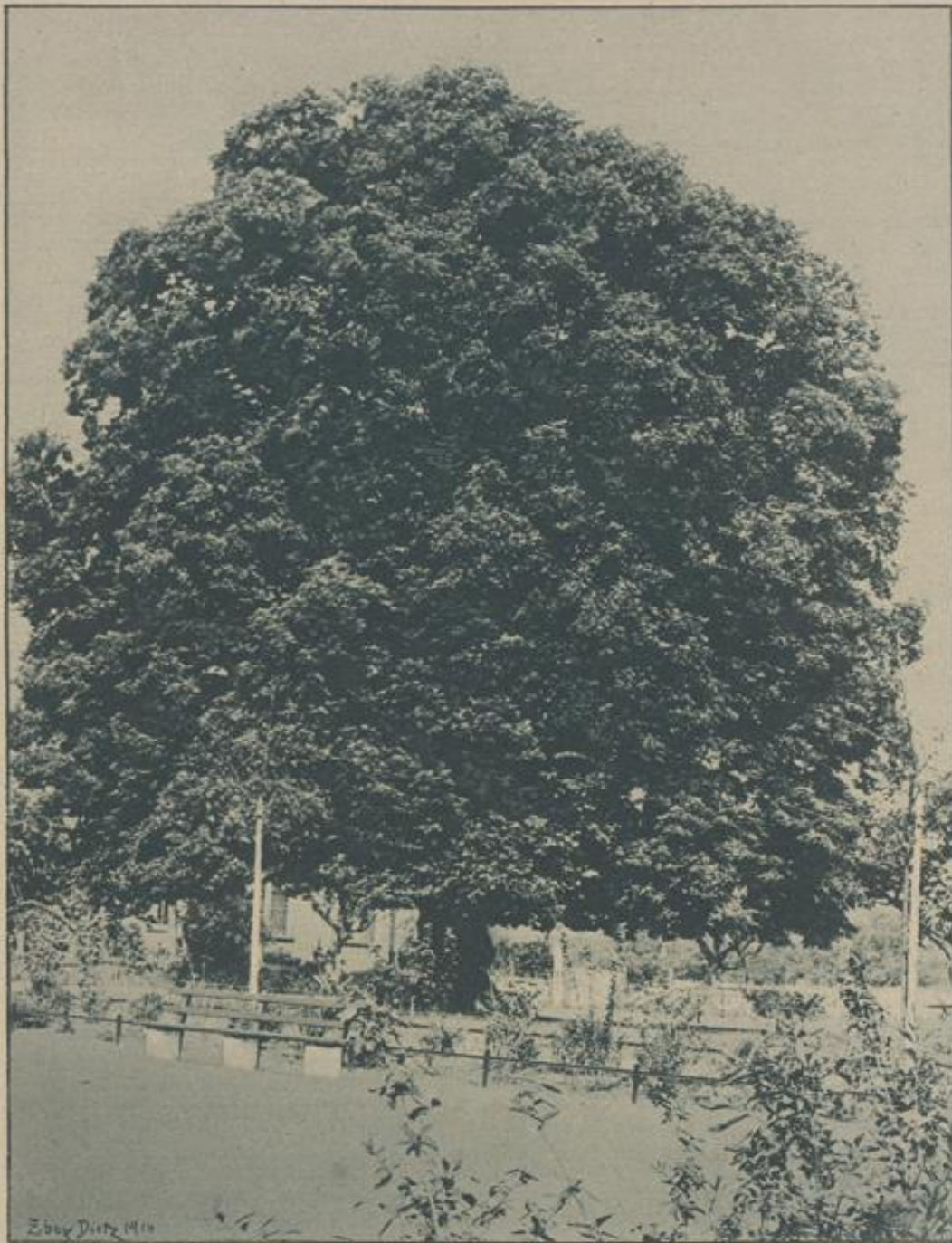


Die Zäpfchen begannen schon recht grau zu werden, gar viele Fältchen jagten in den Augenwinkeln, die Linie von der Nase nach dem Munde war wie eingeschnitten. Er steckte das Spiegelchen wieder ein. Seufzte und fiel wieder in Grübeleien. Wie lächerlich war doch sein Tun eben gewesen. Im Grunde war das äußere Gesicht doch nebenächlich. Innerlich — ja darauf eben kam es an. Innen war er leer und tot und ohne Spannkraft, also reif zum Abfallen. Nun, zu dem Letzten würde das bißchen Energie wohl schon noch reichen. ... Er hielt die Hand einen Augenblick ungeschlüssig, zog sie aber wieder zurück. „Noch nicht!“ jagte er laut. „Jetzt noch nicht!“

Die Helle hatte schnell genommen. Johannes schritt aus dem Bereich der Totenschenke heraus und ging einen breiten Luerweg entlang, von dem aus man einen Blick auf den Strom und die Stadt hatte. Aber noch war die Aussicht nicht frei. Dide Rebel ballten sich überm Wasser, füllten die Ebene bis weit hinaus zu den Hügeln und hüllten die Häuser ein. Nur die Spitzen des Kathanturms und der Kirchen standen unscharf am fahlen Morgenhimmel. Die Sonne lag noch tief in den grauvioletten Wälen.

Johannes trat auf die Plattform und blickte hinaus in den Himmel und ins Land. Langsam, anfangs zart, blaugrau verschwimmend begannen die weichen Linien der Höhenzüge links drüben aufzutreten.

Und mit einem Mal sah er sich wieder hier oben stehen — an einem Herbstmorgen, als das Land drunten in klarem, mildem Lichte träumte, der Strom wie ein bewegter Spiegel lag, die großen Lastkähne langsam dahinschlitten, feine dünne Rauchfäden unbewegt über den Effen standen, die Schwalben hin und wieder vorüberjagten, und alles ringsum nur ein großer, goldner Friede war. Damals war er heraufgestiegen, mit einem Herzen voll Bitterkeit, mit dem Bewußtsein, daß nun alles zwischen



Die Lutherlinde in Eschersheim.

ihr und ihm zu Ende sein müßte, daß sie nur einen artigen Zeitvertreib an ihm gefunden und daß er nun gehen müßte, wenn er nicht seine Selbstachtung und seinen Stolz verlieren wollte. Und die Verse fielen ihm wieder ein, die sich ihm damals unter dem Eindruck der Stunde formten. ...

Er fuhr zusammen. Ein Sträucher drei Meter lang mähend hinter ihm. Schwer strich der schwarze Vogel vorbei, hinterher ins Tal. ... Johannes hatte ihm noch nach, als der Rebel ihn längst verschlungen hatte.

Todesstille ringsum. Rebel, Schweigen. ... Mühsam blickte er um sich, ins Nahe, ins Ferne. Rebel, Rebel überall. Aber dort hinten, eine graue Masse. ... die Totenschenke. ... Und jäh überfiel ihn wieder der abergläubische Schrecken wie am ersten Tage, als er dieses Haus erblickte. Es war der Tod, der dort aus dem Rebel winkte. ...

Ergitternd wandte er den Kopf der Helle wieder zu und der Stadt in der Tiefe. Schon fiel das erste Krählicht in die Gassen.

Immer klarer stiegen die Türme heraus. Hinter ihnen begann es schon rötlich zu glimmen. ...

Der mattierte Lauf der Wäse schimmerte, als Johannes sie in Augenhöhe brachte. Seine Hand war nun ruhig, ganz ruhig.

„Rutter!“ sagte er da plötzlich mit einer fremden, harten Stimme.

Die weiße Winterfönne stand schräg über dem stillen Gesicht des Heimgekehrten.

□ □

Zum Sängerfest unter der Lutherlinde in Eschersheim.

Gern haben deutsche Linden Dem deutschen Sang gelauscht — Drum, wo in Sommerwinden Ihr lüchtes Laub sich bauscht, Da werd' ein Lied vernommen, Ein deutsches Lied vom Rhein, Das soll dem Baum willkommen, Wie seine Sönger sein!

Mit einem frohen Gruß für die Sönger unter der uralten Linde zu Eschersheim!

Rudolf Precher, Juni 1914.



Die Jahrhundertfeier in Würzburg. Brautzug aus dem Schweinfurter Gau. — Oben: Das bayerische Königspaar.

Phot. Hollwein u. Wied, Berlin.

V E N D E T T A

Ein russischer Roman von Wilhelm Fischer

(11. Fortsetzung.)

Wie Gomosow uns sagte, sollte das in einer der nächsten Nächte möglich sein, feiern doch die Prigni ihre religiösen Feiern, der großen Gefahr und der harten Strafen wegen, nur nachts und in verborgenen, meist unterirdischen Gewölbchen.

Gomosow erzählte uns, daß Sergei Nikolajewitsch anfänglich ihn und unsere Leute nicht einstellen wollte.

„Maria Alexandrowna“, berichtete er, „blickte mich mit funkelnden Augen an, wie die Frau des Potiphar den blöden Josef. Ich mußte ihr gefallen haben, und so wurden wir handelsseins. Eine Musterwirtschaft, dies Urusowo, der Herr, der Verwalter, die Beschließerin, der Aufseher, alles Prigni. Vielleicht ist es auch Sergei Nikolajewitsch. Maria Alexandrowna scheint zu den hervorragendsten geistigen Prigni zu gehören und eifrige Proselytenmacherin zu sein, denn schon am zweiten Tag nahm sie mich ins Gebet und versprach mir die Freuden des Paradieses auf Erden, wenn ich mich befehren würde.“

„Um! Sie sieht noch gut aus und kann so was versprechen“, bemerkte mein Schwager trocken.

Der Detektiv lachte: „Ganz recht. Maria Alexandrowna zeigt nicht mit ihren Reizen. Als ich ihr mitteilte, daß ich in Moskau schon gepilgert sei, als geistlicher Springer, da schloß sie mich in ihre Arme. Gomosow ist unser Bruder! hieß es bald im ganzen Haus. Uliana, die immer noch ansehnliche Beschließerin, verfolgte mich von da an mit ihrer Liebe. Was wollte ich mehr! Bald hatte ich sie so weit, daß sie mir alle Geheimnisse des alten Schlosses erzählte. Gestern abend erzählte sie mir, daß der große Prophet sein Erscheinen angekündigt habe und unten im Schiff demnächst wieder eine feierliche Besorgung stattfinden werde, bei der einige vom Teufel besessene Männer gewaltsam verengelt werden würden. Der Aufseher Natar und der Kammerdiener Alexei, ein Niese an Körperkraft, hätten kürzlich aus Odessa einen vom Teufel besessenen vornehmen Pharisäer gebracht, der von dem großen Propheten verengelt werden sollte. O, wir vernichten die Brut Hams. Unsere Herrin sei die Auserwählte des Propheten, erzählte sie mir, die Königin der Gläubigen aber sei Manja Stepanowna.“

„Sind die Gefängnisse der Beschließerin nicht zugänglich?“ fragte ich.

„Doch, sie bereitet den Gefangenen das Essen und bringt es ihnen in Begleitung Alexei's, der mir nicht recht zu trauen scheint. Wenn Sie den Kerl einmal in einer angeblichen Erbschaftssache um 11 Uhr nach Jekaterinodar laden würden, dann würde ich durch die Beschließerin bei den Gefangenen seine Stelle vertreten“, wandte sich Gomosow an meinen Schwager, der sofort die entsprechende Zustimmung an Alexei erließ und dadurch Gomosow Gelegenheit gab, die geheimen Eingänge und Gänge sich zu merken, Wachsabdrücke von den Schlössern zu nehmen und mit dem Gefangenen ein paar Worte zu wechseln. Gleichzeitig teilte Uliana dem Detektiv mit, daß der große Prophet angekommen sei und die „Schiffer“ für diese Nacht zusammenberufen habe. Wir verschoben daher unsere Aktion um ein paar Stunden, denn ich drang darauf, als ich die Gefahr erkannte, in der Lissowskij schwebte, das Schloß zu besetzen, Herrschaft und Dienerschaft gefangen zu nehmen und unseren Freund ohne Rücksicht auf den großen Fischkua, den mein Schwager gegen die Sektierer plante, zu befreien.

Durch Gomosow erfuhren wir, daß die Prigni zum Passabfest erst um Mitternacht zusammenkommen würden; er selbst entwarf den ganzen Kriegsplan. Als es dunkelte, führte er uns auf Schleichwegen in die Nähe des Schlosses; wir hatten alle auf seinen Rat Gummiüberschuhe angelegt. Mit unseren Leuten im Schloß waren wir im ganzen zwölf Mann, gut bewaffnet und zum Außersten entschlossen. In einer kleinen Schlucht hielten wir Rat und warteten auf Gomosow, der ins Schloß geeilt war, um die Wächter zu postieren. Zu unserem Glück fühlten sich die Urusower Sektierer so sicher, daß sie gruppenweise, zu dreien und viere, Männer wie Frauen, auf dem gewöhnlichen Weg durch das Schloßtor sich in ihr „Schiff“ begaben. Wir hätten also auch unsere Kosaken mitnehmen können; während sie Befehl hatten, gegen Mitternacht möglichst geräuschlos das Schloß zu umzingeln und nach abgegebenem Signalschuss zu stürmen. Mein Schwager wollte sicher gehen, zumal sich der Sotnik dafür verbürgte, daß seine Leute kein Rädchen durchzuweisen lassen würden. Er selbst schloß sich uns an, „um sich den tollen Spul anzusehen“.

Natürlich beherrschte der mystisch-wahnsinnige Kult der Prigni unsere leise geführte Unterhaltung.

„Je härter diese gemeingefährliche Sekte verfolgt würde, desto intensiver breitete sie sich aus“, erzählte Berger. „Das Martyrium hat eine verbende Kraft und das Narrentum kann sich darauf berufen, daß nichts epidemischer wirkt als menschliche Narreteien“, meinte Berger. „Man hat die ergriffenen Sektierer in Weiberkleider gekleidet, eine Narrenkappe ihnen aufgesetzt und sie so durch Polizisten in den Dörfern herumgeführt; man hat sie öffentlich gepeitscht, an Schandpfeilen verhängt, desto tiefer krallte sich der Wahnsinn in die Massen ein.“

„Man baue Narrenhäuser und gebe ihnen die Anute, das kuciert“, krummte der Sotnik. „Ich würde den Halsen ihre Verengung schon austreiben. Alle Tage fünfundsiebzig und an den Festtagen fünfzig, das würde dieser Sorte von Engeln den Himmel selbst zur Hölle machen. Wenn dann der Antichrist Rußland regiert, wie sie glauben, nun so sollen sie auch fühlen, daß es Anuten gibt. Wenn die Anute nichts nützt, dann teere man sie, wie die freien Amerikaner ihre Pferde diebe.“

Wir lachten herzlich auf. In diesem Augenblick erschien Gomosow.

„Es wird Zeit, die Heiligen sind beisammen. Folgen Sie mir“, rief er uns zu.

Wir entschleierten unsere Revolver und folgten ihm durch einen unterirdischen Gang, dessen Öffnung hinter einem Busch am Ende der Schlucht geschickt versteckt war. Nach einer Wanderung von nur zehn Minuten, die uns wie eine Ewigkeit vorkam, befanden wir uns in einer an das Schiff angebauten Kammer, wo unsere Leute versammelt waren. Gomosow entledigte sich seiner Kleider und stand in dem vorgezeichneten Pilgerhemd der Prigni vor uns, das ungefähr den Schnitt eines wallenden griechischen Hemdes hatte und unten außerordentlich weit war.

Er schritt in demütiger Haltung dem Altare zu, auf dem Maria Alexandrowna als Stellvertreterin der Himmelskönigin thronte.

Ein verzerrtes Lächeln überzog ihr geschminktes Gesicht, als sie den Detektiv, der ein wirklich schöner, athletisch gebauter Mann war, erblickte; während sie ihn segnete, fiel er vor ihr in die Knie und küßte ihr den Saum des Kleides.

Dann hieß ihn der Oberprophet vor der Gemeinde feierlich schwören, nichts zu verraten und in Gefahr alle Märtern zu erdulden, ohne die heiligen Geheimnisse der Auserwählten preiszugeben. Gomosow schwur, während die Gemeinde leise Gebete murmelte. Nach der Schwurzene spielte die Orgel einen Psalm, in den alles begeistert einstimmte.

Uns gegenüber hing ein großes, roh gemaltes Bild des Jaren, der mit Krone und Purpur an der Seite des ihn segnenden Teufels gemalt war, gleichsam als sei der Jar der Vollbringer des teuflischen Willens.

Rings um den ein längliches Viereck bildenden Bettsaal, das „Schiff“, waren Bänke angebracht, auf denen links vor uns die auserwählten „Brüder“ und rechts die Schwestern saßen. Es mochten etwa 500 Menschen zusammen sein. Alle, Männer wie Frauen, in lange weite weiße Hemden gekleidet.

Unter uns, oder vielmehr einige Meter vor uns befand sich der Altar, auf dem drei Zettel standen, der mittlere größer als die beiden seitlichen, die mit wohl gleichfalls geraubten, reichgestickten Altardeden von herrlichem Purpur dekoriert waren. Vor dem Altar befand sich eine Art Opferstein.

Der Prophet verbogte sich mit über die Brust kreuzweise verschränkten Armen wiederholt gegen den Altar und die auf letzterem thronende Himmelskönigin in einer die Messe parodierenden Weise, überhaupt lief der ganze Kult auf eine Parodie des orthodoxen Gottesdienstes hinaus.

In seinem langen, weißen, mit Goldstickerei verbrämten Hemd, das einem Christusgewand ähnlich die hagere Gestalt umwallte, sah der Kerl grotesk genug aus. Nach dem ersten Segen, den er der Gemeinde erteilte, drehte er ein paarmal sich mit solcher Geschwindigkeit herum, daß seine nackten, mageren Beine sichtbar wurden und das Hemd eine Wolke um ihn bildete. Dann stimmte er einen Gesang an, unschön und gedehnt, in den die Gemeinde, Männer wie Frauen, sich blitzschnell um sich drehend einfiel. Alles drehte sich so schnell um sich herum, daß es wie Windesbrausen im Höhlenwald klang und die langen, weiten Hemden, die sich aufblähten, wie sich drehende Staubfäden ausfanden.

Ich konnte niemanden erkennen, so schnell dreht sich Weiber und Männer um ihre Achse; beim Kosakentanz ist diese virtuosenhafte Drehung eine der grandiossten Epiziden, aber hier war es phänomenal. Nach dem Beispiel des Propheten mochten einzelne vielleicht hundert und noch mehr Drehungen auf einen Abstoß vollbracht haben. Dabei sang alles monoton: „Schont die Leiber nicht, schon Eva nicht!“

Ein Schlag auf ein Lärmblech, das an einem Pfosten hing, und blitzschnell stand jedermann unbeweglich. Der Prophet nahte sich jetzt betend dem Altar der Himmelskönigin und empfing aus den Händen der Gottesmutter eine Botenschaft.

„Eine Botenschaft des Himmels“, rief der Prophet, das Pergament hochhaltend. „Beten wir, auf daß wir würdig sind, sie zu vernehmen.“

Alles warf sich nieder und berührte mit der Stirne den Estrich. Wieder ein Paukenschlag. Die Männer verhielten sich still, während die Weiber laut beteten: „Schütze das gerechte Maß deiner Gnade über uns, o Herr des Himmels und der Erde! Gekreuzigter, wir im Glend preisen dich immerdar. Schütze die Gerechten und lasse die Pharisäer.“ — „Das sind wir“, flüsterte mir Berger zu — „Deiner Gnade unwürdig sein. Amen.“



Universal=Aufnahmемaterial für Ferienphotos.

Gleich vorzüglich geeignet

für die See wie für Städte,
für Bergeshöhen wie für Täler,
für den Norden wie für den Süden,
für Landschaften wie für Interieurs:

„Chromo-Isolar“-Platten

Gratisgelbfilter in jeder Packung)

Hochempfindlich. — Farbenempfindlich. — Lichthoffrei.
Großer Belichtungsspielraum. Bequeme, saubere Behandlungsweise.

„Chromo-Isorapid“-Platten

wie oben, aber extrarapid und von weicherer Gradation (ohne Gelbfilter).

Lesen Sie die instruktive, unterhaltende, interessant illustrierte Broschüre
„Ueber lichthoffreie und farbenempfindliche Platten“
von Dr. M. Andresen-Berlin

Gratis durch Photohändler oder durch die
„Agfa“, Berlin SO 36 ACTIEN-GESELLSCHAFT FÜR ANILINFABRIKATION



Bezug durch Photohändler.

Der dritte Schlag! Und der Prophet las: „Meine Vielgeliebten! Ich tröste euch, ich, der Herr des Himmels. Die Erde ist mit Fluch und Elend geplagt. Auch ihr, meine Kinder, werdet nicht verschont, aber ich hatte ein Auge auf euch. Der Antichrist herrscht und will euch durch Krankheit, die er gezaubert hat, vernichten. Ich segne euch in diesem Kampf, euer Gott.“

Und nun begann ein Getöse, ein Gejubil, ein Bacchanal der unmöglichsten Art. Er hat zu uns gesprochen! Er! Er! Er! Der Herr, der Himmelszart! Unser ewiger Bräutigam! Frischen die rasend gewordenen Weiber durcheinander und wälzten sich wie verzückt umher.

„Hört mich! hört den Propheten des Gekreuzigten!“ rief jetzt, weit den Purpurmantel auseinanderhaltend, Maria, die Königin des Himmels. Grabesstille, die nur von hysterischem Schluchzen unterbrochen war! Und mit dumpfer Stimme verkündete sie: „So wahr mein Himmelsreich, so wahr ich hier thronen, ihr Müheligen und Beladenen. Die letzte Plage ist über euch gekommen, wenn ihr sie bekämpft. Tötet alle, die gegen euch sind, erstürmt ihre Häuser. Erneut das Schicksal von Sodom und Gomorrah!“

Und nun setzte der wilde Teil der Befolgungen ein. Der Prophet begab sich mit den Himmelsköniginnen in die Mitte des „Schiffes“, im weiten Kreise reichten sich die Männer um ihn und um diese die Frauen. Und von neuem begann der rasende Tanz. Plötzlich begannen die „Andächtigen“ unter Gesang tastmäßig hüpfend sich zu bewegen. Der Prophet fing an zu springen, während die sich drehenden Weiber beständig in die Hände klatschten. Der Gesang der Männer wurde unregelmäßiger und artete schließlich in ein wildes Geheul aus. Auch die „Himmelsköniginnen“ begannen sich immer leidenschaftlicher zu drehen.

Die Raserei wurde allgemein. Die Tanzenden schlugen sich auf die Brust, und stöhnend riefen sie inbrünstig in einem fort: „O Geist, heiliger Geist!“ Die immer mehr wachsende Erregung, welche sich der Springer bemächtigte, äußerte sich darin, daß einer den anderen durch die Höhe seiner Sprünge zu überbieten suchte. Bei den Bacchanalien im alten Rom konnte es nicht toller hergehen sein. Das Recken: der erschöpft niedersinkenden Andächtigen, deren Leiber konvulsivisch zitterten, das wilde Toben der Springenden, das Getöse der Weiber, die rasenden Mänaden gleich in einen derartigen Zustand der Ueberreizung geraten waren, daß sie zu halluzinieren und „in fremden Jungen“ zu reden begannen, war in der Tat fürchterlich.

Entsetzt konnte der Anblick der Geistesfabriken nicht gewesen sein, wie derjenige, den die rasende Menge unter uns hat. Da schrie der Prophet, um den die Weiber wie Bachantinnen rasten, laut auf: „Ich höre die Engel singen und sehe den heiligen Geist. Siehe, er fährt! Siehe, siehe er fährt in unsere Mitte.“

In diesem Augenblick wurde Gregor Lissowski hereingetragen und auf den Opfertisch angeknallt.

Gomofow gab jetzt das verabredete Zeichen; wir stießen die Türe auf und erstürmten unter Hurraufen, aus unseren Revolvern Schüsse in die Luftfeuernd, den Altar. Eine Sekunde später war Lissowski seiner Fessel ledig und bewaffnet.

Unter den Prügeln entstand eine wilde Panik, die Frauen frischen auf, fielen in Ohnmacht oder jammerten, während die Männer sich mit Stühlen und Stöcken bewaffneten und Miene machten, auf uns loszustürmen.

In diesem kritischen Moment sprengten die Kosaken mit Kolbenstößen die schwachen, morschen Türen, drangen von allen Seiten in den Versaal ein und umzingelten die Menge.

„Hände hoch!“ befahl jetzt der Sotnik mit seiner weitgeschallenden, allen Lärm übertönenden Kommandostimme, während unsere Leute sich des Oberpropheten und der ohnmächtigen Gottesmutter Maria Alexandrowna bemächtigten. „Wer sich rührt, ist ein Feind des Todes.“

Die Menge versuchte keinen Widerstand.

„Im Namen des Kaisers erkläre ich euch für verhaftet. Kosaken, bindet die Männer und führt sie ins Gefängnis, die Frauen schließt in einen Saal ein und bewacht sie“, befahl der Staatsanwalt.

Gomofow warf sich auf den Riesen Alexew, machte ihn, da er sich wehrte, mit einem Säbelhieb kampfunfähig und legte ihm Handfesseln an, das gleiche geschah mit Mafar und Sergei Nikolajewitsch. Gregor Lissowski schien aus seiner Betäubung zu erwachen; er riß einem Kosaken die Nagaike von der Seite und stürzte sich zähneknirschend auf seine am Boden liegenden Peiniger. Seine Augen rollten, wie die eines Rasenden, und mit wuchtigen Hieben zerfleischte er das Gesicht seiner Peiniger, die mit einem tierischen Wutgebrüll antworteten.

Ich wollte ihm wehren, allein der Sotnik hielt mich zurück: „Lassen Sie ihn nur sich austoben; das beruhigt seine Nerven. Die Hunde haben ihn zum wilden Tier gemacht, sie sollen seine Wut spüren.“

Endlich hielt Gregor Lissowski, dessen Augen blutunterlaufen waren, mit einem unartikulierten Schreie inne und fiel uns taumelnd ohnmächtig in die Arme.

„Ein Anfall von Tobsucht“, raunte mir Berger zu. „Es war am besten so. Jetzt haben wir die Reaktion; er wird ausschlafen und als vernünftiger Mensch erwachen.“

Wir warfen Sergei, seine Frau, Mafar und Alexew samt den Oberpropheten in die unterirdischen Gefängnisse, die wir von Gomofow und unseren Leuten bewachen ließen, während die Kosaken ihre Gefangenen, 36 an der Zahl, auf Leiterwagen luden und in scharfem Trab in das Gefängnis von Jekaterinodar überführten. Die Weiber wurden im Schloß in eine leere Scheune eingesperrt und gut bewacht. Am nächsten Morgen meldete uns Gomofow, daß sich Maria Alexandrowna dem irdischen Richter entzogen habe; das unselige, leidenschaftliche Weib hatte die Goldfäden von ihrem Purpurmantel abgerissen und sich damit an der Türklänge gehängt. Maria Alexandrowna war der einzige Mann unter diesen Fanatikern, die ihr Schicksal in der feigsten Weise beklagten und förmlich um Gnade winselten. Auch Sergei und der Riese Alexew erwiesen sich als Feiglinge, nur Mafar und der Oberprophet, ein früherer Pöpel, welcher später die schwersten Kirchenbüßen erdulden und lebenslanglich in dem Verließ eines orthodoxen Klosters schmachten mußte, zeigten sich so verstockt wie die gefangene Prügeln von Sabara. Die ganze Bande wurde zur Zwangsansiedlung, Sergei Nikolajewitsch und Mafar wurden überdies wegen Menschenraubes und Folterung, denn Gregor Lissowski wurde gefoltert, zu lebenslänglicher Arbeit an der Karre verurteilt.

Gregor Lissowski hatte tatsächlich in einem Anfall von Raserei seine Peiniger mit der Kante bearbeitet; chunmüchtig wie er war, trugen wir ihn auf das Bett der Fürstin, wo er sich langsam unter Marthas Pflege und meinen, sowie Bergers Bemühungen erholte. Der Fürst-Hetmann kam selbst herübergeritten, als er von dem Staatsanwalt und meinem Schwager von dem glücklichen Ausgang unserer Expedition hörte. Er kam, um unseren Freund zu beglückwünschen, und um sich den Betstuhl der Prügeln zur Orientierung und zum Zweck der Berichterstattung an den Oberprokurator des heiligen Synods anzusehen.

Noch am Morgen nach der Befreiung teilte ich Anna Sergejewna die glückliche Errettung Gregors telegraphisch mit. Aber, was sollte mit der Fürstin geschehen? Das war die nicht leicht zu beantwortende Frage, die wir uns stellten. Wir hatten den Grafen zu schonen und fühlten instinktiv, daß man es uns in Petersburg danken würde, wenn wir im Interesse des Grafen auf die strafrechtliche Verfolgung der Fürstin Verzicht leisteten. Lissowski selbst fand das erlösende Wort:

„Die Rache ist mein, spricht der Herr!“ sagte er. „Wie oft habe ich mir das in der letzten Zeit zugetrunken. In diesen Mauern, an die schmierige, feuchte Wand meines unterirdischen Kerkers angeschmiebt, bin ich mit mir zu Gericht gegangen. Meine Rache war grausam und hat die grausame der Fürstin provoziert. Aug' um Auge, Zahn um Zahn. Sie hat sich gerächt, wie ich mich gerächt habe. Wir sind also quitt!“

„Gut, Lieberchen, aber wird sie so denken, wie wir! Wird sie dich in Ruhe lassen? Ich glaube nicht“, schüttelte Berger sein würdiges Haupt.

„Unschädlich müssen wir sie machen, das ist klar“, entschied ich. „Wir stellen ihr das Ultimatum: Entweder sie verläßt Odesa und siedelt sich in der Schweiz an, oder wir denunzieren sie dem heiligen Synod als Oberprophetin und Königin der Stopzen und würden gleichzeitig seiner Erzelenz die Augen über die Frau öffnen, die er mit seinem Verbrechen beehrt.“

In diesem Sinne schrieben wir gemeinsam der Fürstin. Unser Ultimatum wirkte. Zwei Tage vor unserer Rückkehr nach Odesa reiste sie ab; sie lebte abwechselnd in Genf, Paris und in Nizza, und zwar, wie mir die Prinzessin mitteilte, in Begleitung des falschen

Marquis, der als ihr Privatsekretär fungierte. Dieselben Menschen, dieselben Leidenschaften! Das ist einmal so Weltlauf. . . .

Schluss.

Anna Sergejewna kam uns mit ihrem Vater bis Sewastopol entgegengefahren. Das Wiedersehen der beiden Gatten war so erschütternd, daß uns die hellen Tränen die Waden herunterliefen. Gregor Lissowski war ein Held. Weder uns, noch seiner Frau erzählte er die Schmach, die ihm in seiner Gefangenschaft angetan worden war. Er suchte darüber mit leichtem Scherz hinwegzugehen; erst vor Gericht gab er unter großer Reserve zu, daß ihn Mafar und Alexew, die gemeinsam mit ihm von Widlaw bis Odesa gefahren waren, betäubt hätten; über seine Leiden in der Gefangenschaft selbst bat er, nichts aussagen zu dürfen, da er sich ihrer schäme. Er war barbarisch geknüttet worden.

Alle waren empört, und ich freute mich, als mir mein Schwager schrieb, daß unser Sotnik den Wärter Sergeis bestochen habe, ihn auf ein paar Stunden in die Zelle des gefesselten Halunken zu lassen und während der Zeit taub zu sein; er habe ihm dann den Leib mit der Reitgerte gezeichnet, ins Gesicht gespielen, ihn ein bißchen stark gefoltert und geknüttet, und sei dann zu ihm gekommen, um den Zwischenfall zu Protokoll zu geben, was mein Schwager verweigerte. Ich bin wirklich kein Freund der Prügelstrafe und sonstiger Gefängnisfolter, aber über das Temperament unseres Sotniks habe ich mich gefreut, wie ein Badfisch über Apfelsüßen mit — Schlagjähne.

Graf Hendrikow schien den wahren Grund der Abreise der Fürstin nicht zu ahnen, denn Manja Stepanowna hatte ihm geschrieben, daß sie gehe, weil sie sich gesellschaftlich in der schiefen Stellung, die sie in Odesa einnehme, nicht mehr halten könne. Ich teilte ihm hinsichtlich Lissowskis und seiner Errettung durch unser Eingreifen nur mit, daß Gregor Lissowski von räuberischen Stopzen entführt worden sei, die es wahrscheinlich auf eine Erpressung abgesehen hätten und überließ es dem Zufall, ihn später besser zu unterrichten. Die volle, ihn beschämende Wahrheit sollte er, so wollte es das Schicksal, nie erfahren.

Wenige Tage später fiel Graf Hendrikow einem Attentat zum Opfer. Er starb in meinen Armen fast heiter, indem er zu mir sagte: „Sie sehen, lieber Freund, wir haben es gelernt, wie man sterben muß!“

Nun stand mein Entschluß fest. Meine Hochzeit mit Martha feierte ich der Landesträuer wegen ohne größeren Brunk; zum letztenmal sah ich meine Freunde auf russischem Boden um mich versammelt. Dann nahm ich Abschied; meine Hochzeitsreise führte uns an den Rhein und mein liebes Weib in mein rebenumranktes, bescheidenes väterliches Haus. Ein halbes Jahr später siedelte sich Gregor Lissowski in meiner nächsten Nachbarschaft an. Anna Sergejewna litt es nicht mehr in ihrem Vaterland; sie ging den trüben Zeiten, die über Russland hereinbrachen, aus dem Weg, aus Sorge für den geliebten Mann, der ihre wegen seine großen Güter an ein Konjunktium verkaufte. . . . — Ende. —

Meine drei Schlager

Die neue Torpedo

Feuersichere Schränke Patent Adolphs

Einheits Büro-Möbel.

Büro-Möbel-Haus Beller Zeil 23

Für die Reisezeit

Füllfederhalter / Briefpapiere

Skizzenbücher / ganz neue Arten

Spezialgeschäft

Carl Klippel

75 Kaiserstraße 75

nächst Hauptbahnhof.

Fernsprecher Amt Hanfa 540 u. 6540.

de-Giorgi

Chocolade

Gebr. de Giorgi Frankfurt a. M.

Sommersprossen entfernt nur Creme

Any in wenigen Tagen garantiert! Machen Sie einen letzten Versuch; es wird Sie nicht reuen! frko. M. 2.70 (Nachn. 2.95). Gold-Medaille London, Berlin, Paris, 1882 notat. beglaub.

Dankschreib. bes. hierf. nur die Apotheke zum eisernen Mann, Strassburg 106. Els. Dep. in Frankfurt a. M. Engel-Apotheke, Gr. Friedbergerstr. 46.

Schleussner-Photo

Platten, Papiere, gebrauchsfertige Chemikalien

für Amateurphotographie. Preisl. u. Lieferg. durch Händler.

Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft

Frankfurt a. Main 7 und Berlin-Friedenau

Die Mode.



Nr. 2663.

Nr. 2663. Helgoländer-Haube für kleine Mädchen. Als die praktischste Kopfbedeckung für die Kleinsten haben sich von jeher während der heißen Sommerszeit die „Helgoländer“ erwiesen. Sie sind leicht, schützen auf das beste Kopf und Gesicht gegen sengende Sonnenstrahlen und sind leicht zu reinigen. Ein Umstand, der bei den Kleinen stark ins Gewicht fällt. Sie sollen immer hübsch und sauber aussehen, weiß kleidet sie vorteilhaft und doch will man sie nach Herzenslust toilen lassen; denn ruhig sitzen müssen sie später noch genug. Unsere Abbildung zeigt eine Haube, deren vorderer Teil sich aus Säumenstreifen und Einfähen zusammensetzt. Die Grundform wird im ganzen ausgeschnitten und durch einen Zugsaum anliegend gehalten, während der Garniturteil darübertritt. Den Volant gliedert ein Einfah. Erforderliches Material: etwa 50 cm Stoff 84 cm breit.

Nr. 2657. Kleid mit Volantrod für junge Mädchen. Weißer gepunkteter und glatter Mull ergeben nebst schmalen Einfähen das Material. Einem engen glatten Mullrod wird der untere Volant an- oder aufgesetzt; darüber tritt der zweite und zuletzt der dritte Volant. Jeder dieser Volants schließt mit einem Einfah und einem schmalen Schrägvolant aus glattem Mull ab. Uebereinstimmend begrenzt den herzförmigen Ausschnitt ein schmaler Volant, der auch die Vorderteile in Längslinien besetzt; die vordere Mitte markiert ein Einfah. Die angeschnittenen Ärmel werden ebenfalls durch einen Volant ergänzt. Gürtel mit Rücken-schleife aus farbigem Seidenband, zu dem die Farbe der Blumen abgestimmt sein muß. Erforderliches Material: etwa 5 m Mull, 80 cm breit.

Eine schwierige Stellung der Mode gegenüber nahmen bisher die älteren Vorfälle ein, die Jugend zwischen 15 und 17 Jahren. Dem Kindlichen waren sie erwachsen, zu den Erwachsenen gehörten sie noch nicht, und wie mit ihrer Persönlichkeit pendelten sie auch mit ihrer Garderobe hin und

her. Wohl hat sich in den letzten Jahren die Mode auch ihrer angenommen, aber so oft lehnte sie sich nur allzusehr an die Mode der Erwachsenen an. Nun, in diesem Jahre kann sie es ruhig tun, denn die herrschende Moderrichtung ist in ihren schlichten Linien so recht die Mode der Schlangen und Jugendlichen. Zu vermeiden ist hier wie überall der allzu enge, die Körperformen markierende und geschlichte Rod. Beides sind Formen, die keinem gut anstehen, zum mindesten jedoch nicht auf die Straße gehören. Und wozu auch. Wir haben so graziöse und leid-same neue Modelle, die reich sind an Variationen.

Die Verwendung verschiedenen Materials, wie es von der Mode bevorzugt wird, ist gerade der Jugend und deren Toilettebudget besonders vorteilhaft. Denn einmal lassen sich vorhandene Stoffe und Kleider verarbeiten und modernisieren, und dann kann man sich mit einem hellen Rod und verschiedenen Mäusen und Taillen hübsche Variationen schaffen. Apart und letzte Neuheit sind die Taillenröde, denen ein mit Trägern versehener hoher Gürtelteil angehängt ist; hierzu werden ebenfalls absteckende Mäusen getragen. Ihre Form ist halbfrei mit langen Ärmeln; der bevorzugte, herzförmige Ausschnitt kann sehr kleidsam sein, wenn er nicht von den Allzuschanken gewählt wird. Für diese ist der rund abschließende Halsausschnitt vorteilhafter. Die Ausstattung besteht neben eingefügten Spitzen und im Stoff ausgeführten Stickereien aus abgesteppten Falten, da Reifalten des Wäschens wegen unpraktischer sind. Des Wäschens wegen ist auch die weiße Farbe allen anderen vorzuziehen.

Neben Batist und Mull, glatt und bestickt, haben wir in Waschvoile, Crepon und Frottee hübsche und dankbare Wäschstoffe. P. Gr.



Nr. 2657.

Nr. 2658.

Nr. 2658. Kleid mit kurzer Tunika für junge Mädchen. Das duftige Material der Vorlage bestand aus Waschvoile und Spachtel-einfähen in etwa 4 cm Breite. Ueber den glatten, oben leicht eingereichten Rod fällt eine etwas glöckig gehaltene, kurze Tunika, die mit einem breiten Saum abschließt. Die weite Rimontaille mit ebenfalls weiten, angeschnittenen, halbblangen Ärmeln erhielt einen über die Schulter laufenden Säumenstreifen, den Einfähe begrenzen. Die vordere Taillenmitte betonen einige Säumen, während die Längs-streifen aus Einfähen sich vorn und hinten als kurze Patten fortsetzen. Schmale Volants als Ärmelabschluß. Gürtel aus breitem Schärpen-band, das hinten zur Reißschleife gebunden wird. Erforderliches Material: etwa 3,50 m Voile, 100 cm breit.

Neues für die Kinder.



Nr. 2662.

Nr. 2662. Einfaches Kleid mit Volants für Mädchen von 6-8 Jahren. Zwei Gründe sind es, die die größte Einfachheit für die Kleidung unserer Jugend verlangen. Einmal ist zunächst die Kindlichkeit der Trägerin schärfster Schmuck, und dann benützen wir im Sommer fast ausschließlich Wäschstoffe, die eben nur bei größter Einfachheit ihren Zweck erfüllen können. Je einfacher ein Kleidchen ist, desto leichter läßt es sich waschen. Was nun die Farbe der einfachen Kleidchen betrifft, so ist naturfarbenes Leinen das praktischste, weil aus ihm selbst die hartnäckigsten Flecke entfernt werden können. Wollmulline ist weniger vorteilhaft, weil zur Entfernung von Flecken stets das ganze Kleid gewaschen werden muß. An seine Stelle tritt Zephyr, Kattun, Frottee und Waschvoile. Nicht ganz so empfindlich wie Keimweiß ist Weiß mit farbigem Musterung und unter den Farben ist Rot dem Blau vorzuziehen, weil es in der Wäsche nicht so schnell bläht.

Unsere Vorlage besteht aus weichem Kattun mit roten Ringen und erhielt als Ausstattung einen Umlegekragen aus Glasbatist. Das Kleidchen besteht aus einer langen Taille mit angeschnittenen Ärmeln, die mit einem angelegten Volant abschließen und deren Länge man am besten nach der Breite des Stoffes richtet, um eine Naht in der vorderen Mitte zu vermeiden. Das Röddchen setzt sich aus drei schmalen, eingereichten Volants zusammen, deren unterster einem glatten Rodteil angehängt ist, während die beiden oberen aufgenäht werden; der oberste Volant setzt mit einem Köpfchen an, wodurch ein Gürtel entbehrlich wird. An Wäschstoffen sind schräge Nähte und Kanten zu vermeiden. Rückenschluß. Erforderliches Material: etwa 2 m Stoff, 80 cm breit.

Nr. 2660. Schürze mit Paffe für kleine Mädchen. Für heiße Tage haben sich die Kleider-schürzen als praktisch erwiesen, die im Hause und Garten das Kleidchen entbehren lassen. An unserer Vorlage ergab weiß-blauer Kattun das Material. Die Hängerteile, deren Ränder im Rücken aneinandertreten, sind eingereicht einer glatten Paffe angehängt. Eine schmale, blaue Blende deckt den Ansatz. Eine gleiche Blende begleitet den eingenahten Volant, der die Länge ergänzt. Rechts ist ein Täschchen angebracht, das oben mit einem Köpfchen abschließt. Hiermit harmonisieren die kurzen Puffärmelchen. Erforderliches Material: etwa 1,20 m Stoff, 80 cm breit.

Nr. 2661. Schürze in Kimonoform für kleine Mädchen. Auch diese Schürze kann an heißen Tagen sehr gut das Kleidchen ersetzen. Das Material ergab naturfarbenes Leinen und roter Kattun als Besatzstoff. Der glatten, durchgehenden Grundform sind kurze Ärmel, die mit einem breiten Saum abschließen, angeschnitten. Den herzförmigen Ausschnitt füllt ein Satz aus Besatzstoff. Gleiches Material ergibt den unteren Besatzteil, der in der vorderen Mitte mit einer Spitze aufsteigt. Erforderliches Material: etwa 80 cm Leinen und 25 cm Kattun.



Nr. 2660.

Nr. 2661.

Strand- und Reise - Hüte.



Phot. Tolbot, Paris.



Phot. Manuël, Paris.

Mit den Ferien hat die Hochsaison der Bade- und Ferien-Reisen eingesetzt. Die Badeplätze und Reisezentren bevölkern sich, und ganz von selbst erwacht der Drang unter all den Menschen, die zur Erholung, zum Ausruhen und zu noch größerem Teil als Rannequin ihrer Toiletten herbeigekommen sind, zunächst nur rein äußerlich zu glänzen und angenehm aufzufallen.

In Bezug auf die Toilette hat man es diesmal nicht gar zu schwer, das gezielte Ziel zu erreichen. Da ist ja alles gestattet. Die bagatelartige Idee reicht zum Eigennut und tollste Einfälle dienen dazu, die natürlichen oder künstlich gereinigten Reize in ein anzügliches Licht zu setzen, dessen magnetischem Schein nur die wenigsten zu widerstehen vermögen. Man muß sich aber andererseits auch gestehen, daß diese Jügellosigkeit der Mode zu Ueberreibungen geführt hat, die wir um den Ruf der Mode als solchen Willen gern vermeiden sehen würden. Und man hat allen Grund, sich denen anzuschließen, die mehr einseitliche und begrenztere Befehle der Mode wünschen.

Mit zu den wichtigsten Kleidungsgegenständen gehört die Toilette des Kopfes. Und wenn es auch andererseits als modern erklärt wird, „unbehütet“ zu gehen — auch so ein Ausdruck moderner Emanzipation — so werden solche doch bei weitem überstimmt von denen, die der Kopfbedeckung als Supplement der ganzen Toilette nicht entraten zu können glauben. Mit Recht! Zur weiblichen Toilette gehört aus ästhetischen Gründen schon ein Hut.

Für die Reise hat man zumal gegenwärtig einige wirklich nette Neuheiten herausgebracht. Für die noch überwiegende Zahl derjenigen, die die Eisenbahn benützen, zeigt man Filzreishüte, die sich wie Panama-hüte zusammenrollen lassen und in Rodenfarben bei wei-



Phot. Manuël, Paris.

tem unempfindlicher als diese sind. In weiß und hellfarbig dürfte das Häutchen auch am Strand eine häufige Erscheinung sein.

Neben solchen Hüten zeigt man aparte Samitis und Vercors in Haarfilzen und Roden sowie die eigentlichen Touristen- und Rodenhüte mit Gamsbärten und Bildgestecken. Auch Fadenlappen sind sehr häufig zu sehen.

Die Strandmode beschränkt sich nicht auf diese wenigen Arten. Sie ist weitergehend und übergreifend auf alle jene Richtungen, die die jeweilige Ruhmode auszeichnen. So komponiert sie Modelle, die einerseits Abschied vom Sommer nehmen, andererseits die Wintermode willkommen heißen. Die auf Strohrändern Filzrändern legen oder aus dem Kopf das winterliche Material hervorwachsen lassen.

Ganz Moderne haben auch diese Etappe der Mode überholt. Sie kleiden sich nach Pariser Art in schneeweiße Seide — Taffet oder Satin — oder auch Cord und Kailli. Daneben wagt sich auch der Samituhut schon heraus. Weich verarbeitet, mit weichem Kopf versehen, mit Netzen, Paradoxgestecken oder Humidi garniert, wird er den Glanz der Badehüte bilden. Man bringt ihn auch mit weißer Seide kombiniert in unzähligen aparten Ausführungen, von denen dem Canottier der Vorrang gebührt.

So bieten sich auch dieses Mal Gelegenheiten genug, den Wettstreit im Reich der Mode erfolgreich anzunehmen. Es heißt nun, sie auch richtig zu benützen, so zu benützen, daß der Badeaufenthalt 1914 nicht zu jener Reihe von verlorenen Zeiten gehört, an denen die Modeschöne im allgemeinen aber ziemlich arm zu sein pflegt. Ruberte, Paris.



Phot. Manuël, Paris.



Phot. Manuël, Paris.

Schach.

Bearbeitet von A. Krieses.

Alle auf diese Rubrik bezüglichen Aufdrucken wolle man an die Schachredaktion des „Illustrierten Blattes“ richten.

Aufgabe Nr. 6.

Von V. R. Zalkind in Moskau.
Schwarz.

Weiß.

Matt in drei Zügen.

Das vorstehende wertvolle Problem wurde vor einiger Zeit in einem ungarischen Problemturnier mit dem zweiten Preise ausgezeichnet.

Lösung der Aufgabe Nr. 5.

- | | | | |
|-----------|----------|-----------|----------|
| 1. Se7-d5 | Ke4xd5 | 1. e4-d3 | e4-d3 |
| 2. Sd3-b5 | n. f. w. | 2. Tc6-c5 | n. f. w. |
| 1. f4-b1 | La2-b1 | 1. Sd5-b3 | e4-c3 |
| 2. Sd3-b1 | n. f. w. | 2. Sd5-b3 | n. f. w. |
1. beliebig anders
2. Sd3-c5 n. f. w.

Von Aufgabe Nr. 4 ging ferner eine richtige Lösung ein von Karl Roemhild in Frankfurt a. M.

Schachliterarisches.

Das Turnierbuch des St. Petersburger Turniers, von Dr. Laxnisch herausgegeben, wird im Selbstverlage des Verfassers (Nürnberg, Hirschstr. 62) spätestens Mitte Juli erscheinen. Es wird eine Sammlung sämtlicher Partien mit ausführlichen Erläuterungen enthalten. Bei der Bedeutung des Petersburger Turniers darf dies, von einem Meister wie Laxnisch bearbeitete, mit sorgfältigen und instruktiven Anmerkungen versehene Sammlung der Turnierpartien mit Recht auf das Interesse der Schachfreunde rechnen. Es ferner das Turnier für den Ausbau der Eröffnungslinien von hervorragender Bedeutung ist, und der Verfasser dieses Gebietes bei jeder Partie, und lobenswerth noch in einem zusammenfassenden Artikel mit besonderer Sorgfalt behandelt hat, so ist das Turnierbuch zugleich ein modernes Lehrbuch der Eröffnungen, das für Turnierspieler zur Zeit unentbehrlich sein dürfte. Trotz der sorgfältigen Arbeit erscheint das Buch schon so kurze Zeit nach Beendigung des Turniers.

Der Preis des elegant gebundenen Buches beträgt 7 Mark.

Nachtrag verboten.

Rösselsprung.

•	Lich	glänzt	und	ist's	die	•
•	teile	war	Lich	das	fin	das
bin	voll	glück	wie	wird	dah	Welt
meist	egle	herr	ich	sich	zusamm	get
icham	ich	höst	wie	wie	ein	baum
•	jandst	tra	an	die	in	•

Dexierbild.



Der alte Sepp liest einen Brief,
Der nicht für ihn geschrieben
Es steht manch' heißes Wort
Tarin, von Abschiedschmerz und Lieben.
Wer hat den Brief verloren?

Auflösungen.

Rösselsprung-Rebus.

Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen.

Silbenrätsel.

Trache	Chemie
Gesmer	Meeress
Münster	Sterne
Beite	Seni
Gnagel	Geldern
Reiber	Derne
Delta	Labak
Ida	Faber
Gene	Nero
Nadel	Telphin
Schiller	Leiche
Termin	Rinden

Dem Verdienste keine Kronen.

Schiller.

Rätsel.

Winde - Rinde - Vinde - Rinde.

Wortesfahrtsrätsel.

A	C	B
Daten	Sera	Grube
Boh	Wmt	Rann
Gören	Nat	Haus
Löwen	Maul	Giel
Kann	Cber	Wefel
Gold	Reh	Werk
Stäbe	Antel	Land
Stand	Uhr	Glas
Polar	Meer	Schaum

Harmonium.

Rapselrätsel.

Schauwollen, Zintenwischer Seneca, Wandbilder, Nickelstahl, Tauchmilch, Großmacht, Kampendocht, Dachviertel, Elisabeth, Dorkmar, Wirbelwind, Fawunderung, Aukstorte.

Unwissend bin ich nicht,
doch viel ist mir bewußt.

Goethe.

Haus und Küche.

Bereitung von Speiseeis im Hause.

Wenn man Fruchtis in größeren Mengen benötigt, wie zur Sommerzeit und bei Familienfesten, bei denen es namentlich in der warmen Jahreszeit eine beliebte Erfrischung ist, so kann man es auch ohne Eismaschine in jedem Haushalt bereiten, wenn man folgende Winke beachtet. Das in einem groben Lappen eingeschlagene Eis schlägt man mit spittem Hammer zu möglichst kleinen Stücken. Davon packt man etwa handhoch in einen Eimer, bestreut es dicht mit Viehsalz, stellt die enge Blechbüchse, in der das Speiseeis bereitet werden soll, etwa eine große Kalao-, Bonbon-, Honig- oder Keksbüchse, Milchsaune usw. fest darauf in die Mitte und umhüllt sie dicht mit Eis und Viehsalz, das man sehr anknüpft. In die sauber ausgeriebene Büchse gibt man nun die Gefriermasse und unter ständigem Drehen derselben und öfterem Abstoßen der gefrorenen Masse und Berühren derselben läßt man es fest werden. Wenn es recht schön glatt und fest geworden, serviert man es entweder mit oder ohne Schlaglähne und Eiswaffeln auf Eischälchen oder Tellern. Anfängerinnen bedienen sich zur Mischung der Fruchtismasse vielleicht auch einer Gefrorenen-Bage, die es für billigen Preis bei jedem Optiker gibt. Wird dabei stets darauf geachtet, daß sie bis zu 17 Grad mit der Masse gleich steht, so ist ein Mithlingen desselben ausgeschlossen.

Erdbeereis. 1/2 Pfund Walderdbeeren drückt man durch ein Sieb, gibt 1 Pfund Zucker, den Saft von 2 Zitronen, einige Tropfen Cochenille oder Alkermes zum Färben und 1 Liter Wasser dazu, gießt alles durch ein Sieb und füllt es in die Gefrierbüchse.

Himbeereis. 1/2 Pfund Himbeeren treibt man durch ein Sieb, gibt 1 Pfund Zucker, den Saft einer Zitrone, einige Tropfen obiger Farbe und 1 Liter Wasser dazu und läßt nach dem Durchsieben gefrieren.

Schokoladeeis. 1/2 Pfund Zucker, 1/2 Pfund geriebene Schokolade, frische Eier und 1 1/2 Liter Milch werden unter Rühren zum Kochen gebracht, dann erkalten gelassen, wobei man öfter rührt und zum Gefrieren wie oben angegeben behandelt.

Kaffeeis. In 2 Tassen Wasser lasse man 1/2 Pfund frisch gebrannten gemahlene Kaffee langsam 10 Minuten kochen. Durchgeseiht, gebe man 1 Pfund Zucker, 4 Eigelb und 1 Liter Milch dazu, lasse alles unter Rühren bis zum Kochen kommen, dann unter Rühren erkalten und endlich gefrieren.

Zitroneneis. Das Gelbe von 5 bis 6 Zitronen gibt man feingewiegt in 1 Liter Wasser, in dem man 1 Pfund Zucker auflöst. Nach 1/2 Stunde gibt man den Saft der Zitronen dazu, gießt alles durch ein Sieb und läßt es gefrieren.

* *

Will man Käse selbst bereiten, so verhindert man Schimmelbildung dadurch, daß man gelsichten, zerfallenen Kalk durch ein Sieb laufen läßt und mit diesem feinen Pulver die Käse äußerlich bestreut. Der Kalk befördert das Reifen der Käse, erhält sie madenfrei, verhindert ganz bestimmt die Schimmelbildung und hat dennoch keinen Einfluß auf den Geschmack.

Gegen die lästigen Schmeißfliegen, die so schnell ihre Eier ablegen auf alle möglichen Exponaten, gibt es ein treffliches Schutzmittel im Vorbeereis. Stellt man dieses in flachen Schälchen in die geöffneten Fenster, so hält man die unangenehmen Gäste fern.



Hochsaison im Freibad Wannsee bei Berlin.

Phot. Schröder Gerd. Berlin.



„Gläserne“ Tiere.

Text und Bilder von H. Forstreuter (Wien).



Ein zierliches „Spielzeug“ der Natur könnte man die winzigen zarten Wesen nennen, von denen wir einiges erfahren wollen. So zierlich, daß der geschickteste Glasbläser sich vergebens bemühen könnte, ähnliches nachzuschaffen; so schön geformt, daß man glauben muß, die Natur ist die vollkommenste Künstlerin, die nur so aus dem Kiesel schüttelt, ohne welche Anstrengung merken zu lassen. Die Glasschwämme — denn sie sind zuerst einmal gemeint — können im eigentlichen Sinne gläserne Tiere genannt werden. Ihr äußeres Gerüst setzt sich nämlich aus feinen Kieselnadeln zusammen, enthält also einen wichtigen Bestandteil unseres gewöhnlichen Glases. Zudem ist dieses Kieselsteilett durchscheinend, fast durchsichtig wie Glas. Und an Sprödigkeit lassen die kleinen Nadeln nichts zu wünschen übrig.

Die Grundform aller ist die Sechsstrahligkeit. Man denke sich an einem Würfel nur die drei Hauptachsen, also drei Achsen, welche sich unter einem rechten Winkel schneiden, so trifft man die eigentlich Form. Wie sehr die Natur eine einzige Idee auszubauen vermag, zeigt die „lustige“ Vielfältigkeit der Arten, die sich auf dieser Grundform aufbauen. Bald bleiben die drei Achsen gleich lang; bald verlängern oder verkürzen sich eine oder zwei; teilen oder verästeln sich. Indem jedes Ende entweder ein Scheibchen oder Sternchen trägt, bisweilen auch zu einem pinselförmigen Büschel sich umgestaltet, nimmt die Mannigfaltigkeit der Formen zu.

So ein einziges harmonisch gebautes Körperchen ist aber noch kein Tier. Das besteht aus einem weichen Schleim, der von dem zierlichen Gerüst gestützt wird. So einem Schwamm: mangelt augenscheinlich alle Fähigkeiten eines Tieres nach unserem Sinne. Er kann sich nicht bewegen, hat keine wahrnehmbaren Sinne, weder einen Darm, noch ein Blutgefäßsystem und noch manches andere nicht, was wir von einem „echten“ Tiere erwarten. Ja, äußerlich ist tatsächlich an einem solchen „Klumpen“ kein Leben wahrzunehmen. Erst wenn wir ein wenig Farbstoff in das umgebende Wasser bringen, wird eine kleine Strömung nach den größeren Öffnungen wahrnehmbar. Kurzum, die Schwämme gehören zu den niedrigsten Tieren, besonders auch insofern, als es einer wissenschaftlichen Bestimmung der ursprünglichsten Eigenschaften eines Tieres bedarf, um den Schwamm als solches zu kennzeichnen. — Wie schon gesagt, sind viele Tausende der kleinen „Kunstwerke“ zu einem Gerüst verbunden, das natürlich auch wieder sehr mannigfaltig sein kann. Es ist vielleicht interessant zu erfahren, daß bis jetzt mehr denn zweitausend Arten von Kieselchwämmen bestimmt worden sind.

Die Merkwürdigkeit eines Kieselchwammes ist noch nicht erschöpft. Bei manchen Arten können wir das vor uns im Wasser befindliche Wesen „ein Tier“ nennen, dessen wesentlichster Teil die sogenannte Geißelkammer ist. Das ist der in der Mitte befindliche Hohlraum, welcher durch Kanäle mit der äußeren

Umgebung verbunden ist. Er hat seinen Namen nach den Zellen, die ihn austapezieren. Jede derselben besitzt nämlich einen kleinen schwingenden Faden, die Geißel. Solcher Arten gibt es verhältnismäßig wenige. Meistens haben wir mehrere Geißelkammern vor uns. Dann sprechen wir von einem Tierstock, also einem kleinen Tierstaate. Gerade die Glasschwämme machen die „sozialen“ Verhältnisse noch verwickelter. Mehrere solcher Verbände, hier Stöckchen genannt, bilden einen Stock, also eine Vereinigung vieler tausend Wesen, welche sich in

entfernten Verwandten, der Stenophoren oder Rippenquallen. Von ihnen sagt Hertwig, daß sie „alle pelagischen Organismen an Durchsichtigkeit und Zartheit der Gewebe übertreffen“; daß „ein heftiger Wasserstrudel genügt, sie zu zerreißen, und daß alle Versuche, sie zu konservieren, bis jetzt gescheitert sind“. In dem birnförmigen Körper ist auch die kleinste Verzweigung der „Kanäle“, „Trichtergefäße“ und „Sinneskörper“ sichtbar. Man könnte von ihnen sagen, daß sie das Duftigste, Hingehauchteste seien, was die Natur nach dieser Seite hervor-

zubringen vermocht hat. Der an den einzelnen inneren Teilen verschieden starke und farbig verschieden abgestufte Schiller erhöht noch diesen Eindruck. Eine genaue Einführung in den interessanten Körperbau würde hier zu weit führen.

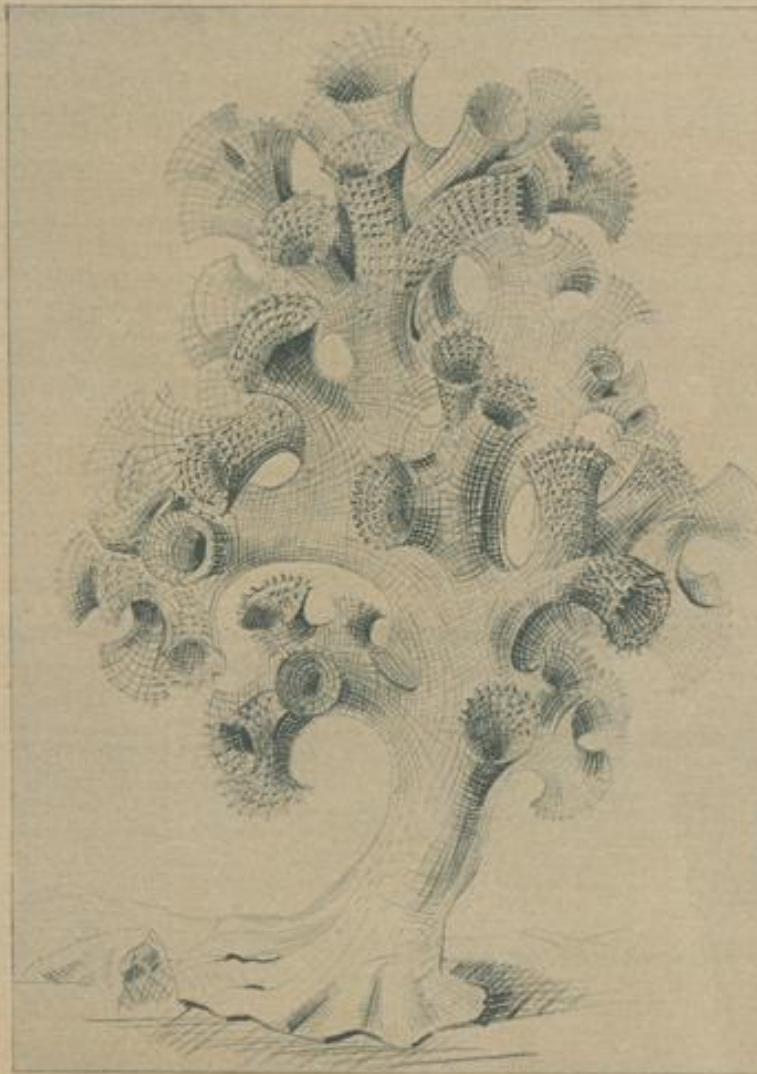
Von anderen pelagischen Tieren sind vor allem die Salpen erwähnenswert, deren „Mantel“ Zellulose enthält, einen organischen Stoff, wie wir ihn in der Pflanzenzellenwand vorfinden: Trotz einer ziemlich dicken Schicht erscheinen die Tiere fast vollkommen durchsichtig. Auch Formen, deren nächste Verwandte einen festen, undurchsichtigen Körper haben, nehmen als Planktonbewohner eine „pelagische Gestalt“ an, wie Krebse, Muscheln und Fische.

Zierliche „Glästierchen“ sind auch die Rädertierchen. Die mikroskopisch kleinen wurmartigen Tierdinge sind Bewohner des „ewigen Schnees“. Ihr durchsichtiges Körperchen vermag ruhig einzufrieren. Taut man es auf, so beginnt das vorher unterbrochene Spiel des zarten Wimperkranzes von neuem.

Will man die Bewegung eines kleinen Krebschens in allen Phasen studieren, so braucht man nur einen der sehr häufigen Flohtreibe (Daphnien) in einem Wassertropfen unter das Mikroskop zu bringen. Der zarte Leib bricht die Strahlen fast gar nicht, verhält also weder den Bau noch die Arbeit der inneren Organe.

Wir wissen, daß die feinsten organischen Gebilde die Nervenfäden sind. Es glückte den Forschern lange nicht, festzustellen, wie ein Nerv an einem Muskelfaserchen ansetzt. Die Rädertierchen offenbarten das „Geheimnis“ nicht. Da beschäftigte man sich zufällig mit kleinen Tieren, die im Süßwasser oder im Moose leben, den Bärtierchen, um ihre „Gevatterschaft“ festzustellen.

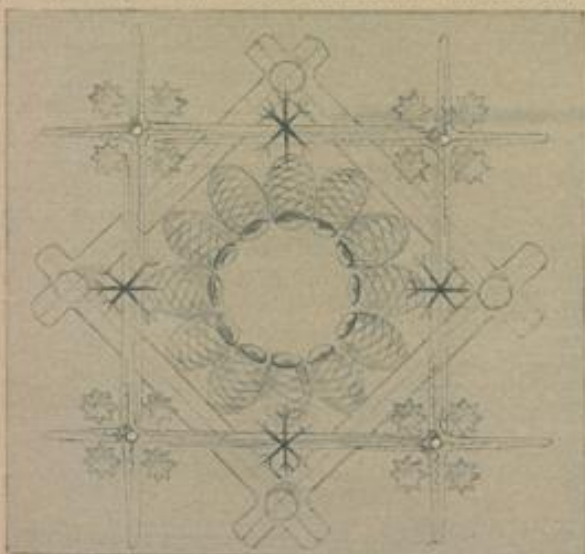
Natürlich wunderte man sich über die vollkommene Durchsichtigkeit der Winzlinge. Und Dohere gelang es wirklich, an ihnen zu schauen, wie der Nerv am Muskel endigt. Wenn man ermißt, welche Zartheit der umgebenden Gewebe zu dieser Beobachtung vorausgesetzt werden muß und wie die Rippenquallen im Tierreich stehen, so wird man eine Vorstellung von deren Zartheit erlangen können. — So nebenher mag gestattet sein, zu bemerken, daß die Bärtierchen mehrere Jahre eingetrodnet ruhen können, ohne das Leben zu verlieren. Eine Art hat man sogar nach dem berühmten Arzt Huseland genannt, der eine Anweisung zur Verlängerung des Lebens geschrieben hatte.



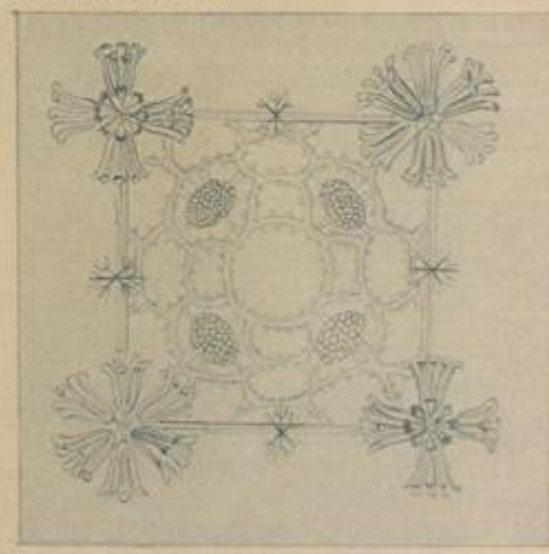
Der Glasschwamm *Farrea Haeckelii*.

ihren Lebensbedürfnissen vollkommen angepasst haben. Während bei anderen Schwämmen ein unregelmäßiger, äußerlich wenig gegliederter Klumpen vorhanden ist, wissen die „Glästierchen“ auch in ihren großen Verbänden die Zierlichkeit und Regelmäßigkeit zu wahren. Wir finden regelmäßig verästelte Bäumchen, fein gewundene Bänder, gestielte Äugeltichter, Stämme mit fortzieherartigen, verästelten „Zweigen“ u. a. Als sehr zierliche Formen erwähnen wir das „Venustierchen“ mit siebartiger Deckplatte, die baumartige, aus hohlen Röhren zusammengesetzte *Farrea*, deren dünne Wände ein äußerst feines Gitterwerk zeigt. Die quadratischen Maschen sind von geradezu wunderbarer Regelmäßigkeit und Zierlichkeit, so daß nur das Bild den wahren Eindruck wiedergeben kann. Ferner entzückt das Auge die becherförmige *Holtenia* auf dem buschigen Stiele, dessen zusammengedrehten Kieselnadeln sich durch nichts von gesponnenem Glas unterscheiden. Ueberhaupt glaubt man die kunstreichsten Filigranarbeiten aus gesponnenem Glas vor sich zu haben. Daß solche zarten Gebilde nur im Wasser leben können, in einem Mittel also, das die Tiere allseitig trägt und gegen Stöße schützt, erscheint uns selbstverständlich.

Unser Thema soll uns noch einige merkwürdige Formen vorführen, die wegen ihrer Fähigkeit, „durchsichtig wie Glas“ zu sein, allgemeines Interesse erregen dürften. Seltenerweise sind es meistens Tiere des Planktons, also der oberen Wasserschichten des Meeres. Quallen sind dem Strandgäste bekannte Erscheinungen, da das unbarmherzige Meer in seiner Erregung alles an die „Luft“ (soll heißen: Strand) setzt. Aber was bedeutet die Durchsichtigkeit dieser Ohrenquallen gegen die ihrer



Eine Masche des Schwammes *Farrea Haeckelii*.

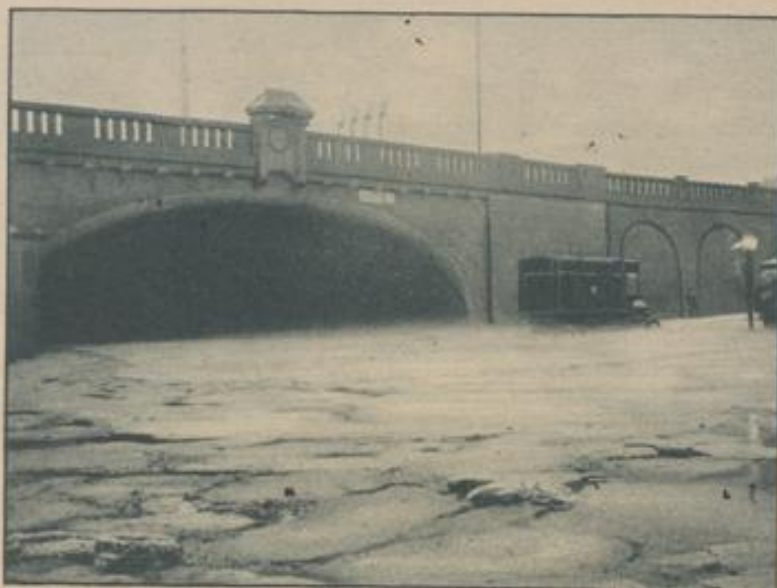


Ein Stück aus der äußeren Haut von *Euplectella aspergillum*. (Stark vergrößert).



Phot. Koster u. Co., München.

Joseph Chamberlain,
der bekannte englische Politiker, der sich seit Jahren vom politischen Leben zurückgezogen hatte, starb am 3. Juli im 78. Lebensjahre in London.



Das große Hagelunwetter in Nürnberg.

Ein Postauto blieb stecken. Die Hagelkörner hatten einen Durchschnitt von 35 bis 38 Millimeter.



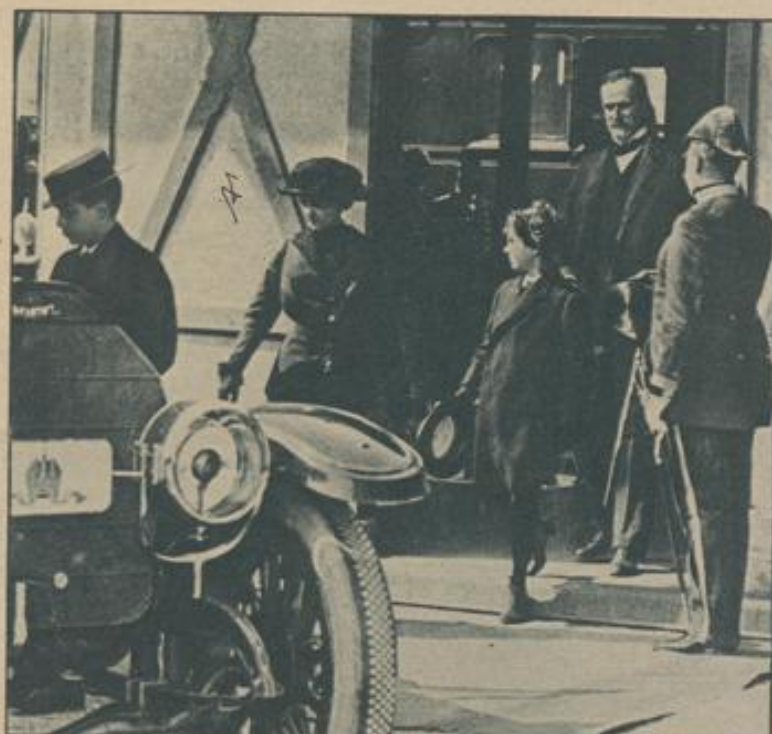
Photothek, Berlin.

Der Reichskanzler kommt von der Berliner Trauerfeier für das ermordete Erzherzogspaar.



Leipziger Presse-Büro.

Schloß Artstetten, die letzte Ruhestätte für den Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin.



Photothek, Berlin.

Die Kinder des ermordeten Erzherzogspaares kommen vom Begräbnis ihrer Eltern zurück.



Phot. Walter Schmidt, Frankfurt a. M.

Die neue Operette: „Ein Tag im Paradies“ von Edmund Eysler, die mit Herrn Viktor Fleming in der Hauptrolle im Neuen Theater (Frankfurt a. M.) bei ausgezeichnetester Darstellung einen großen Erfolg erzielte. Von links nach rechts die Herren: Großmann, Arnold, Fleming, Cobe, Hille, die Damen: Dora Tillmann und Käthe Dorch.

Druck der Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Frankfurt a. M., Große Eschenheimerstraße 33/37. Bezugspreis: Vierteljährlich 90 Pfg. zuzüglich Postgebühren. Für den Inhalt verantwortlich: Max Weisenheryner, Frankfurt a. M.

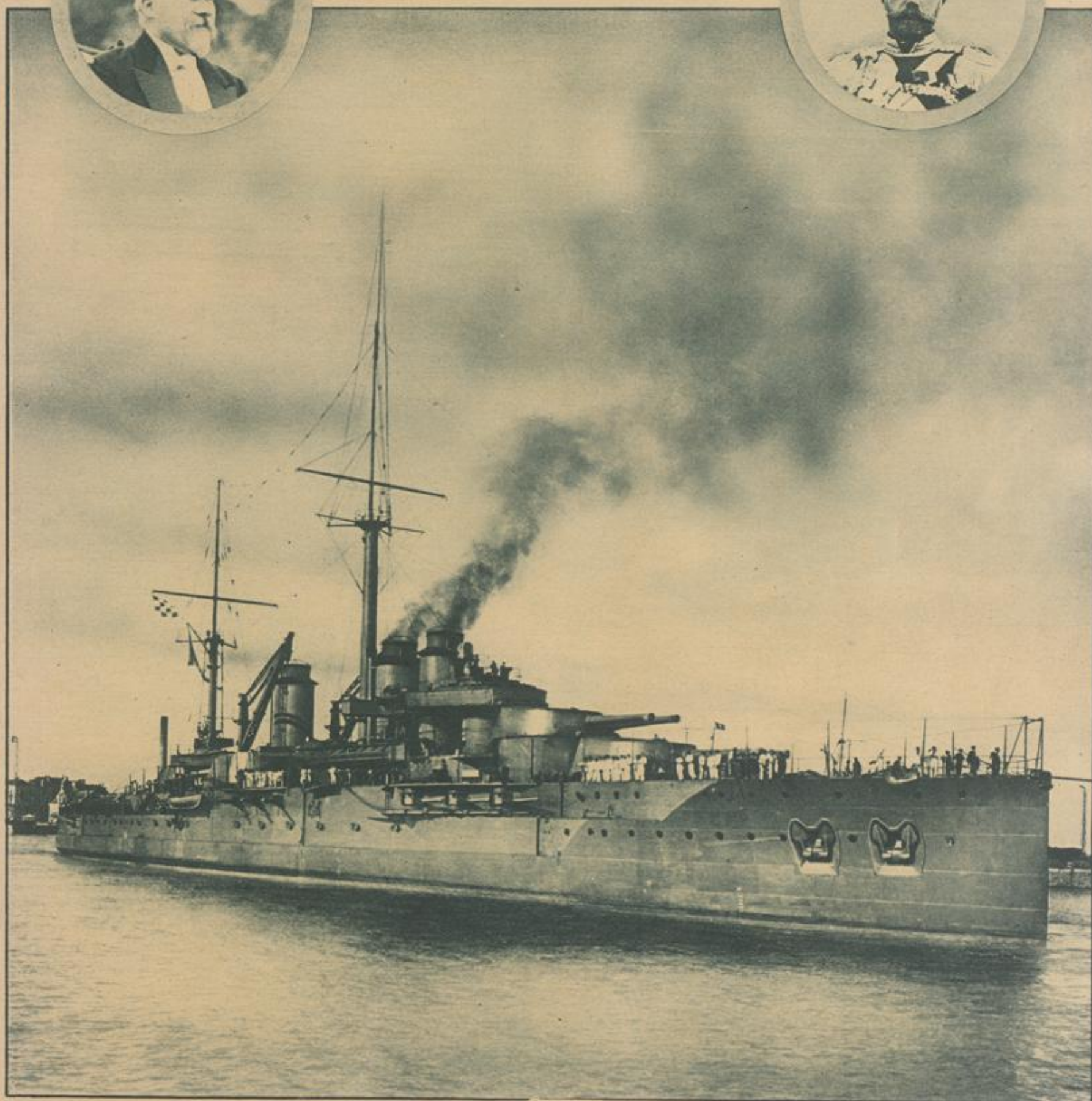
II. Jahrgang.
No. 30

23. Juli 1914.
Einzelpreis 10 Pf.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

Von der Triple-Entente.



Präsident Poincaré hat sich auf dem neuesten französischen Schlachtschiff „La France“ zum Besuch des Zaren nach Petersburg begeben.
Links Poincaré, rechts eine neue Aufnahme des Zaren.

Phot. A. Gerlach, Berlin.

Ferien-

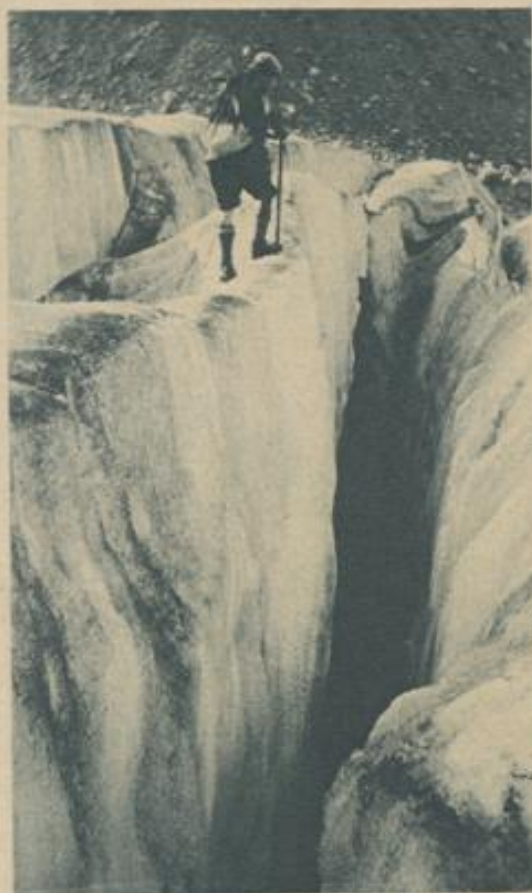
Vergnügen!



Phot. Gebrüder Gaudel, Berlin.
Auf der Rohstein-Nadel.



Phot. Berliner Ill.-Bl.
Am Meeresstrande.



Phot. Gebr. Gaudel, Berlin.
Ein schwieriger Grat.



Phot. Gebrüder Gaudel, Berlin.
Hätt' ich Schwingen — hätt' ich Flügel.



Am Strande.

Phot. Berliner Ill.-Bl.

Ein Fest in Java.



Der Oberst der Leibwache.



Sultan Mangopurno von Djohjafarta schaut dem Feste zu.



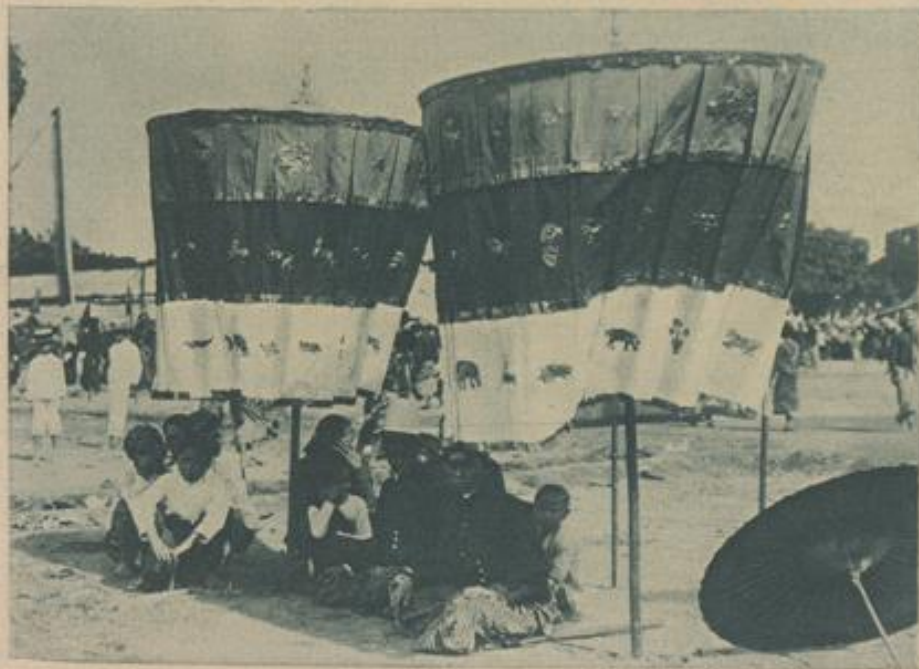
Sein Kollege.

Java, die kleinste aber wertvollste der Großen Sunda-Inseln in Niederländisch-Ostindien, ist eins der schönsten Länder der Erde. Es war schon dem Ptolemäus dem Namen nach als Jabadiu bekannt. Seine spätere Geschichte ist aber völlig dunkel. Die früheren Beziehungen zum vorerindischen Festlande werden durch die indischen Götterbilder, Inschriften usw. bewiesen. Von Europäern gelangten die Portugiesen 1522 unter Henry Verne von Malakka aus zuerst nach Java, wurden aber später von den Holländern vertrieben, die bald die herrschende Macht im Indischen Archipel wurden. Es kam zu Kriegen mit den Beherrschern des die beiden östlichen Dritteile umfassenden Reichs Mataram, und 1749 mußte der Beherrscher sein Reich der niederländisch-ostindischen Compagnie abtreten, die es dann in die beiden von einander unabhängigen Reiche von Surakarta und Djohjafarta teilte, die noch als Fürstentümer eine besondere Stellung einnehmen. Unsere Bilder führen nach Djohjafarta. Nach wechselvollen Schicksalen — 1811 ging Java an England über, bis Holland 1814 durch den Londoner Traktat es wieder zurückerhielt — gelang es den Holländern, immer mehr von diesem prächtigen Lande Besitz zu ergreifen und gewaltigen Nutzen aus dem Lande zu ziehen. Sie taten das auf Grund des höchst ansehnlichen Systems; Fronarbeit der Bevölkerung gegen einen von der Regierung festgesetzten geringen Lohn. Schließlich wurde Java nur

noch als Geldquelle betrachtet und ausgepreßt. 40 bis 60 Millionen betrugen die Ueberschüsse im Jahr. Schließlich wurden aber die Proteststürmen in aller Welt so laut, daß 1870 das System beschränkt wurde. Unsere Bilder führen weit ab von allen diesen geschichtlichen Erörterungen in die holde Gegenwart, sie führen in das Fürstentum Djohjafarta, wo ein einheimisches vornehmeres Fürstengeschlecht unter der Oberaufsicht des Residenten regiert. Die Bilder hat der Weltreisende Franz Otto Koch auf seiner vierjährigen Reise durch aller Herren Länder aufgenommen. Es war eine besondere Gnade des Sultans, daß ihm die Teilnahme an dem Fest, dem auch der Resident beizuohnte, gestattet wurde und daß er sogar Aufnahmen machen durfte, die sonst nur der javanische Hofphotograph anfertigen darf, der dafür das fürstliche Gehalt von 60 Rl. im Monat erhält. Die Javaner sind ein lustiges, fluges und poetisches Völkchen mit einem fein ausgeprägten Sinn für malerische Wirkungen. Das sieht man auch an dem Gewand des Sultans Mangopurno von Djohjafarta, der in seiner Staatsuniform auf einem kostbaren Stuhl sitzt und dem Feste zuschaut. Alle Bilder zeugen von einem sinnfrohen sympathischen Völkchen, von dem man sich gut denken kann, daß es „Multatuli“ in sein Herz schloß und jahrelang bis aufs Blut für sein Wohlergehen kämpfte.



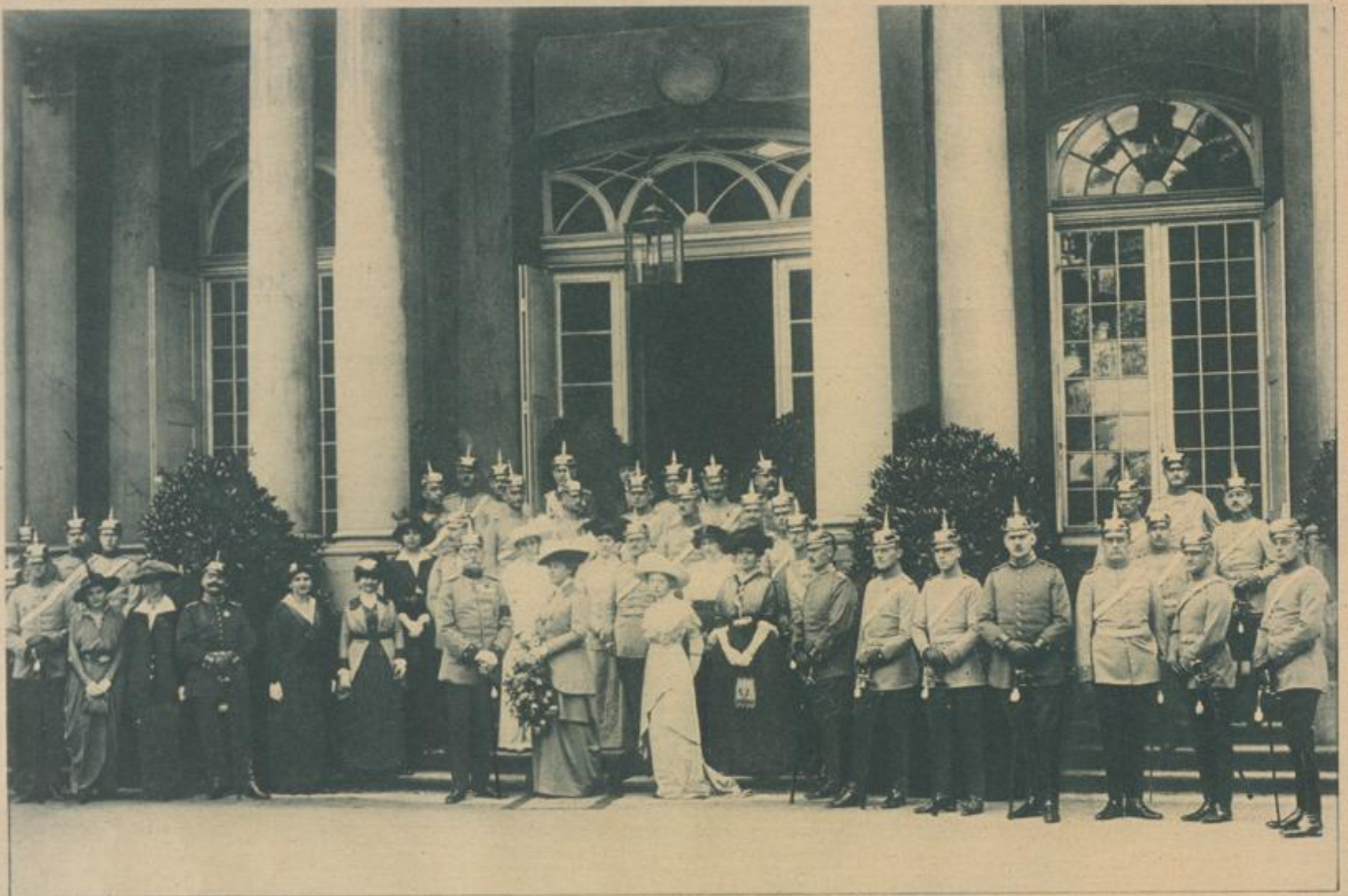
Die Offiziere des Sultans beim Kaffeetrinken auf dem Festplatz.



Die Minister des Sultans unter dem großen offiziellen Schirm sitzend.



Die lustigen Kammerdiener in ihrer originellen Uniform.



Die Begrüßung des 2. Badischen Dragoner-Regimentes Nr. 21 durch seinen Chef, die Großherzogin Hilma von Baden, unter Begleitung des Großherzogs Friedrich II. auf dem Schloßhof in Bruchsal. Die Fürstlichkeiten im Kreise der Offiziere.



Vom grünen Rasen.

Leutnant von Egan-Krieger X von den Danziger Schwarzen Haisaren war kürzlich in einem Rennen in Joppot gestürzt. Erfreulicherweise hat er sich bald wieder erholt und konnte bereits in den nächsten Tagen am gleichen Platze wieder in den Sattel steigen und einen Sieger reiten.

Fot. v. Bremer. Berlin SW



Präsident Carranza.

Huerta dankt ab.

Huerta ist nun doch endgültig zurückgetreten und Präsident Wilson hat assentiert. Aber noch ist nicht aller Tage Abend und es können immer noch Ereignisse eintreten, die der Union neue Kopfschmerzen machen. Jetzt, wo Huerta abtritt, richten sich noch einmal aller Blicke auf seine Persönlichkeit. Er ist gewiß nicht der größte Herr gewesen, die in Mexikos Geschichte eingegriffen haben. Von Geburt ein reinblütiger Azteke, also ein Indianer, hat er sowohl im Felde wie in seinem Privatleben und als Präsident in sich die Tugenden und Fehler seiner Rasse vereinigt. Huerta übernahm die Präsidentschaft in Mexiko, als vor etwa anderthalb Jahren Madero von einer Rebellion arg bedrängt wurde. Die blutigen Ereignisse, die dann folgten, sind wohl noch in aller Erinnerung. Madero wurde gefangen gefesselt und kam, wie es in dem offiziellen Bericht so schön hieß, „auf dem Transport“ ums Leben. Die letzte Überzeugung in Washington, daß die Niederwerfung Maderos mit Wissen Huertas, ja in seinem Auftrage geschah, hat Huerta in der Union außerordentlich geschadet. Wilson erklärte in aller Öffentlichkeit, daß er nicht gesonnen sei, einen Präsidenten, der seine Hände derart mit



Der albanische Ministerpräsident Isakhan Pascha in Berlin.



Huerta dankt ab.

Blut besudelt habe, anzuerkennen. Aber er sah sich in seiner Erwartung schwer getäuscht, daß nun Huerta auf eine solche Erklärung hin einfach abtreten und die Regierung einem anderen Präsidenten überlassen werde. Im Gegenteil, Huerta erklärte: Die Frage der Präsidentschaft sei eine innere Angelegenheit Mexikos und ginge die Vereinigten Staaten gar nichts an. Da die europäischen Mächte durchaus nicht auf der Seite Wilsons standen, blieb dieser mit seiner schroffen Haltung Huerta gegenüber allein und in vielen politischen Kreisen wird noch jetzt die Ansicht geäußert, daß Huerta dank seiner Energie wohl der geeignete Mann gewesen wäre, dem Lande den Frieden zu bringen und daß nur der hartnäckige Widerstand des Präsidenten Wilson die Revolution hat liegen lassen. Das Schicksal Mexikos ist nun in die Hände dieser Rebellen gelegt und noch weiß man nicht, was sie tun werden. Vorläufig ist Carranza interimistisch mit der Präsidentschaft betraut worden, aber es ist noch sehr fraglich, ob die Rebellen ihn anerkennen werden. — Inzwischen ist doch Carranza Präsident geworden. Aber schon gibt es eine neue Revolution. General Orozco hat eine Rebellion gegen Carranza entfacht.



Das Panorama von Valona.

der von den Aufständischen und Epiroten bedrängten Stadt, von deren Schicksal es abhängen dürfte, ob ein Einschreiten der Mächte erfolgt.



Königspalast in Duala.

Die Enttarnung der Duala hat kürzlich die politischen Kreise beschäftigt. Die Eingeborenen glaubten sich durch die Enttarnung und Verlegung ihrer Wohnstätte geschädigt. Eine Denkschrift der Regierung befrucht das. Der Reichstag stimmte der Enttarnung mit der Maßgabe zu, daß den Eingeborenen eine angemessene Entschädigung gewährt werde.

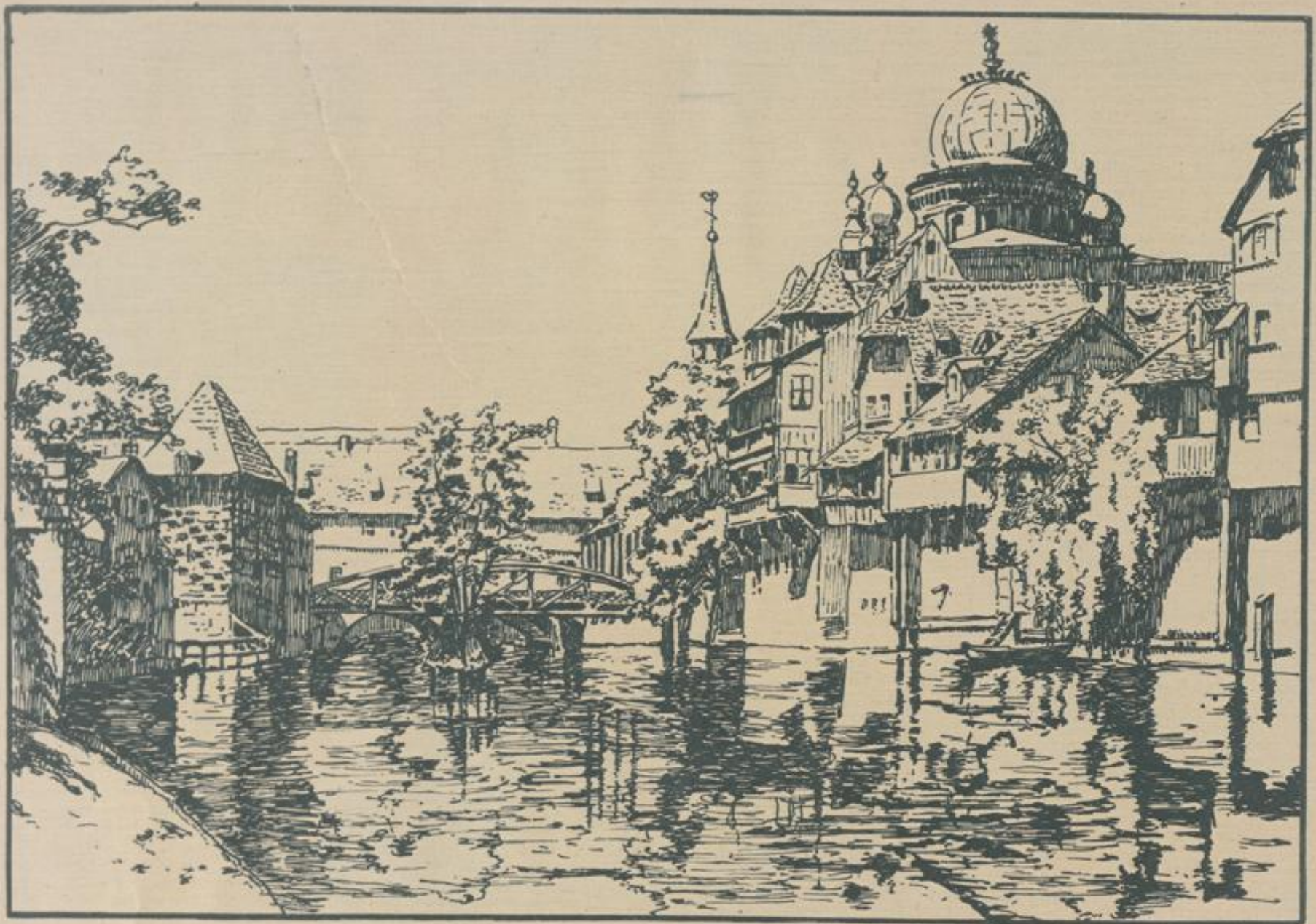


Die Revue von Longchamps.

der deutsche, der österreichische und der russische Militärattaché.



Ein Patriot kommt von der Revue von Longchamps mit Fahne und Sonnenbleim.



Nürnberg (Partie an der Insel Schütt).

Spezialzeichnung für das Illust. Blatt von Karl Wiesner (Nürnberg).

Der Herzog von Sorfona

Roman von Carl Graf Scapinelli

(29. Fortsetzung).

Da folgte ihm ein Teil der Führer, eine Truppe Bewaffneter schloß sich ihm an. Als er sich nach der Richtung des Kampfes hin —

Ran stand er an den Kanonen. Stauchend, zischend flammten sie der Reihe nach auf und schleuderten die schweren Kugeln gegen die Feinde.

Noch war von Führern nichts zu sehen, die Tortojaner mußten angetroffen sein und sie draußen auf freiem Feld abhalten, sie im Kampf schwächen durch Seiten- und Rückenangriffe.

Herzog Petro sah, daß er hier ohne militärische Kenntnisse nichts mit seinem Mannedum ausrichten konnte. Langsam schritt er wieder durch die Straßen, — langsam sah er zu den Häusern, zu den einzelnen Menschen — wie ein Traum erschien es ihm, und doch war es Wahrheit. Ritten in Sorfona war es, mitten im Kampf.

Über eine neue Anlage schritt er dahin, — ein ganz modernes Viertel unter all' dem Alten.

Hier hausten die Marottis, dort in diesem herrlichen Neubau! Das daneben ist eines ihrer Fabrikgebäude! — sagte irgend ein Begleiter.

Er sah hin, — und plötzlich stand vor seinen geistigen Augen Nibelas schlauke, hohe Gestalt. Also hier wohnte sie während einiger Wochen im Jahr. — Und war ferne, in Baden-Baden, während der Kanonendonner ihr Heim umrauschte.

Nach wehmütig gedachte er ihrer. Wenn er hier Herzog wäre, dann wollte er sie begrüßen, besuchen, gewinnen. Nicht als Frau, das war ja ausgeschlossen, aber eine gute Freundin sollte sie ihm bleiben. Umstimmen wollte er sie!

Wir müssen gehen. — Es ist nicht unmöglich, daß der Feind von irgend einer Seite in die Stadt dringt und der Straßenkampf beginnt!

Wieder gelangten sie auf den großen Platz, wo ihr Stammquartier stand. Weiter heulten und brüllten die Kanonen, jetzt mischte sich deutlich das Geknatter von Gewehren hinein.

Auf einmal kam auch in die Straßen der Stadt ein unheimliches Leben. Das Pflaster wurde von den Geströmen da und dort aufgerissen, Ladentüren, Wagen, die herumstanden, beim Hadersehn aufgetürmt, mächtige Straußwälle errichtet! Barricaden! — Geschrei drang an ihr Ohr. Dort in einer Straße mußte der Feind eingedrungen sein, aber von den Bayern schien er zurückgedrängt zu werden. Oben an den Fenstern in den bürgerlichen Wohnzimmern erschienen plötzlich die Köpfe — die Älften der Bewaffneten, von oben prasselte ein Regen Geschosse hernieder.

Deutlich sah Petro, wie ein junger feindlicher Offizier mit gezücktem Säbel trotz der Barricaden vordrang — und lautlos hinfiel. — Ein Held, dachte er, ein toter Held und ein Feind! Ein Feind, der auch seine Lieben dabei hatte, der dieselbe Sprache sprach wie alle hier, — und tot. —

Ran schien in dieser Gasse der Feind zurückgedrängt. Für Augenblicke hörte das Gewehrgeknatter auf, verschwanden die Köpfe an den Fenstern. —

Aber — was war das — ein Lärm wie von Hunderten von Berittenen! Mit lauten, heiseren Rufen, die das Aufgeschlapper der Köpfe fast übertönten, kam ein Trupp Kavallerie herangesprengt — in rasendem Lauf, wie eine wilde Herde, — trotz des Geknatters der Gewehre von den Barricaden her, dicht, dicht — auf diese zu, — über diese hinweg, rechts und links fielen Reiter, sanken Köpfe. — Der improvisierte Wall hatte ihre Wucht gebremst, dort stieg ein Pferd hoch zum Himmel, seinen Reiter abwerfend, — dort stach ein Bajonett eines tief in die Äpfel.

Zwei, drei, mehr vielleicht kamen hinüber, aber schon riß man sie vom Pferde, und die ganze feindliche Wut war in den Bayern erwacht. Schon band man sie — nahm ihnen die Gewehre ab, — zitternd, aber ruhig standen die paar Pferde daneben.

Kleine Gefechte, Straßenkämpfe da und dort, dann wieder Stille, — nur Rufe und Stöhnen, schon längst war es weit über Mitternacht.

Als der Morgen graute — neuerliche Kämpfe; dichter und dichter drang das Militär in die Stadt, — enger zog es seinen Kreis, besetzte die äußeren Viertel.

Aber von außen her hatten sie deswegen noch keine Ruhe. Die Truppen der Aufständischen, die von Tortosa gekommen, Bayern aus dem Unterland, stießen von hinten auf sie, suchten sie zu umzingeln, sich Eingang in die Stadt zu verschaffen, um ihrem neuen Herrn beizustehen.

Kalt zog der Morgen ein, sah! fiel das erste Licht in die Straßen — Herzog Petro stand auf dem großen Platz.

Durch die feindliche Umschließung mußte ein Trupp der Bewaffneten durchgedrungen sein. Nun stürmte ein reitender Vort auf ihn zu, parierte vor ihm das Pferd und hielt ihm entblößten Hauptes einen Zettel hin.

Ich komme vom Schlosse Margazzi, die Nachricht ist heute Nacht telegraphisch eingetroffen!

Herzog Petro riß das Papier an sich, las rasch — ein Zittern und Grauen befiel ihn, löste seine Fassung. Die Großmutter war gestern, nachdem sie die Nachricht seines glücklichen Einzuges erhalten hatte, — gestorben. Die Großmutter, deren Willen er das alles gewagt, deren Plan er ausführt.

Er drückte dem Mann einige Goldstücke in die Hand und schritt schweigend zu dem Trupp der Begleiter.

Seine ganze Tapferkeit war erloschen. Die Augen der alten Herzogin, die er unausgesetzt auf sich gerichtet

geföhlt hatte, die ihm Mut, Begeisterung gegeben — waren für immer geschlossen.

„Ich bin bei Dir — auch wenn ich tot bin!“ hatte sie ja beim Abschied gesagt. Ihre Ideen lebten weiter in ihm, weil er durfte nicht wankelmütig werden, nicht klein von sich denken. Und doch — ihm war ganz eigen weh zu Mute, — ihm war, als sei ein Stück von ihm gestorben, als sei irgend etwas da drinnen erloschen. Ein treibender Gedanke, ein heißes Gefühl.

Er sah es an den Gesichtern der Führer, daß auch sie ein jäher Schreck erfaßt hatte, er fühlte aus ihrem Rat, vorläufig der Wunde den Tod der Herzogin nicht bekannt zu geben, — ihre Angst, als könne dies auch die Kämpfer mutlos machen.

Graf Margazzi meinte zu Petro: „Wir haben jetzt keine Zeit zu trauern, königliche Hoheit, — wir müssen kämpfen. Dies ist auch im Sinne der Verbundenen. Sie ist mit der Freude im Herzen gestorben, daß Ihre Sache gesiegt hat. — Nun wollen wir ihr diesen Glauben ins Grab hinein bestätigen!“

Wieder knatterten die Gewehre. Bei einer Barrikade auf einige hundert Meter Entfernung tobte schon der Nahkampf.

Da litt es Herzog Petro nicht mehr länger. Ohne Besinnen stob er vor. Ohne Besinnen hand er auf den Barrikaden, die Augen pfliffen um ihn, — er hatte das Gewehr eines Gefallenen erfaßt und schoß auch auf den Feind.

Die Führer suchten ihn zurückzudrängen, — es wäre Wahnsinn, was nützte ein Sieg selbst, — wenn er im Kampfe fiel.

Aber ihm war jetzt alles gleich, die tote Großmutter sollte ihm nicht den Vorwurf aus dem Jenseits machen können, daß er nicht mutig wie ein Bauer für ihre Sache, für ihre Idee gekämpft.

Und mitten im Kampf ahnte Petro deutlich, daß es Wahnsinn sei, an einen Sieg zu denken. Jetzt, wo die Großmutter tot war, gehand er es sich ruhig ein. Wie konnten die paar Bauern auf die Dauer gegen wohlgeschulte Soldaten auskommen. Ein verspäteter, phantastischer Traum, der Traum jener Frau, die in Vorstellungen vergangener Jahrzehnte lebte, hatte ihn angefaßt, hatte ihn auf diesen Posten gestellt.

Aber er wollte aushalten.

Schon kam die Schreckensnachricht, daß an einer Stelle das Militär in die innere Stadt eingebrungen war. Schon tönten die feindlichen Trompetensignale an sein Ohr. Raß mit Gewalt riß man ihn weg, trieb ihn zur Eile.

„Schnell, ins Haus, ins Haus!“

Nun war der Kampf bis zu dem großen Platz vorgebrungen, auf dem der Palazzo stand. Von allen Seiten drang Militär ein, stürmte die Barrikaden. Jetzt standen die ersten Feinde am Hauptplatz — leuchtend — dezimiert, — manche verwundet. Aber Petro war noch nicht ins Haus getreten. Er hatte den Säbel hochgeschwungen in der Rechten, — sein Helm war längst verloren.

„Lieber sterben, sterben in Ehren!“ dachte er.

Dort drangen ein paar auf ihn ein, die Bauern suchten ihn zu schützen, — aber er wollte ihren Schutz gar nicht. Rechts und links hieb er zu, — nun fühlte auch er plötzlich am rechten Arm einen Stich — nicht schmerzhaft — nur erschreckend, der Säbel entfiel ihm, er nahm ihn in die Linke.

Mitten im Gedränge wurde er zurückgestoßen, von den eigenen Mannen — fast gewaltiam bis zum Tor des Palastes. Jetzt öffnete die Tür sich von innen. Man zog ihn hinein, schnell fiel sie drohend ins Schloß. Aufatmend stand er in dem dunklen Housflur.

Draußen brach ein ohrenbetäubender Lärm aus. Man kämpfte auf Leben und Tod um dieses alte Haus. Oben klirrten schon Fenster, fielen auf den Platz, — am Tore wurde gerüttelt.

„Schnell zurück, von hinten gibt es einen Ausgang,“ — rief einer, und ohne Besinnen folgte er. Nicht eilig — nur in tiefer Trauer.

Raum war er über den alten Hof, durch den Seitenbau in den Frieden eines großen, verwilderten Gartens gedrungen, — da hörte er, wie das Tor vorne krachend nachgab, wie sich jubelnd ein Trupp Militär hinein ergoß.

In einem Gartenpavillon hatte man ihn verborgen, — einer der Führer verband seinen Arm, schnitt ihm rasch den Ärmel von der Uniform, den Ärmel vom Hemd und verschürte ihm damit die Wunde.

Durchs Fenster sah er in das Dickicht des Gartens. Dort stand ein Herr mit schwarzem Spitzbart und Ankleider — er kam auf den Pavillon zu. — Und plötzlich wußte Petro, das ist Isabella's Vater, Miarotti.

„Ich möchte Sie retten, königliche Hoheit, ehe das Militär kommt — meiner Familie zuliebe. Hinten an der Mauer steht mein Auto, noch ist der Feind nicht in den Stadtteil hinter dem Palaste gedrungen. Wir können, wenn wir es geschickt machen, Sie unbemerkt durch eine meiner anstehenden Kutschen ins Freie bringen!“

„Sie, Herr Miarotti, wollen mich entführen lassen, Sie — mein schärfster Gegner!“

„Ja, als den Freund meiner Tamen, um ihr junges Leben zu schonen, das Leben eines lebenswürdigen Lebepriuzen!“

„Ist's nicht Berrat?“ fragte einer der Getreuen.

„Miarotti ist kein Schuft. Kommen Sie, Herzog, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist! In einer Viertelstunde

hat man Sie entdeckt und gehängt! Einen Maudon gehängt!“

Es schwante Petro. Hier in dem Frieden des Parks kam ihm alles zum Bewußtsein, die Großmutter tot, die Eltern anderer Ansicht als er. Abnen, der Mutter mühte er sich erhalten!

Man hüllte den Verwundeten in einen Mantel, — legte ihm eine Automasse auf. Willenlos ließ er es geschehen. Willenlos folgte er ihnen, — floh — floh aus der verlorenen Stadt.

Er wußte später selber nicht mehr, wie es gekommen. War er durch die Wunde so geschwächt, waren seine Gedanken durch die Strapazen der letzten Tage so getrübt?

Nur eines erinnerte er sich. Einer rasenden Fahrt! Einer Fahrt auf Leben und Tod! Mitten durch die Straßen an Soldatentrüpp vorbei, — zwischen laufenden Augen, — durch schattige Wälder, über Berg und Tal — bis zum Meer.

Nur ein Gedanke hatte in ihm gelebt, der eine Vorwurf: Hunderte sind für Dich, für eine verlorene Sache gefallen.

Aber er würde jetzt weich sein, alles Geld sollte für die Familien der Toten bereit sein. Der Herzog von Soriona wollte Leben und Treue — wenigstens mit Gold lohnen.

XIV.

Prinz Petro, der einen Tag lang Herzog von Soriona gewesen, war geflohen. — Nicht nur vor den Feinden, — nein auch vor den Freunden und aller Welt.

Argendros auf einer stillen Insel des Mittelmeeres hielt er sich auf, nur wenige wußten, wo er war.

Troben in Wien hatte man die alte Herzogin mit königlichen Ehren begraben, droben in Wien hatte man das Testament der Großmutter eröffnet, — das nebst ein paar Legaten für den Grafen Vesano-Galli, für Amalia Contessa Margazzi und für einige andere Getreuen bestimmte, daß ihr ganzes Vermögen dem Prinzen Petro zufiel. — Aber Prinz Petro hatte nur den geringsten Teil, so viel als seine Äpanage vor dem Tode der Herzogin betrug, angenommen — das übrige Vermögen durch seinen Rechtsbeistand und einige Getreue unter die Familien der Kämpfer verteilen lassen.

Auch seine treuesten Anhänger wußten kaum, wo er sich aufhielt. Auch vor ihnen war er geflohen, weil ihr Rat ihn in solche innere Bedrängnis getracht. Wenn es die Großmutter als alte Frau nicht wissen konnte, die Adelsknechten es wissen müssen, daß dieser Kampf, der nur Blut kostete, aussichtslos war.

Was sie, was er verschuldet, wollte er fähnen. Vergeltens schrieb ihm die Eltern, er solle doch nach Innsbruck kommen, kein Mensch nicht einmal die Zeitungen, machten ihm Vorwürfe, überall hieß es, er habe sich tadellos benommen. Daß er geflohen sei, sei nur Flug, nicht feige gewesen, wenn er geblieben wäre, hätte der Kampf noch lange gedauert, noch mehr Opfer gefordert.

Aber Prinz Petro kam nicht. Er hatte das Bedürfnis, allein zu sein, sich über alles, über seine Zukunft klar zu werden.

Die Eltern flehten ihn in ihren Briefen an, doch ja auf seine Verwundung zu achten, — wollten ihm einen verlässlichen Arzt schicken, aber er widersetzte sich. Sein Arm heilte, so gut es ange. Daß ihm freilich die Sehne verletzt worden war und er eine etwas steife Hand behalten würde, verschwieg er. — Was lag daran, zum Mühsalgehen hatte er ja noch Kraft genug.

Immer noch beschäftigten sich die Zeitungen mit ihm, immer noch trachteten sie zu erforschen, wo er sich aufhielt, — je stiller es war, eine desto interessantere Figur gab er für sie ab.

Im Lande selbst hatte man trotz der blutigen Kämpfe die Sache bald als einen tollen Streich genommen. Man lächelte ein wenig darüber; die Franzosen spotteten sogar, — machten ihn zur Spektakelfigur und zerrten ihn über sämtliche Vaudevillebühnen von Paris. — Aber das alles trug nur zu seiner Popularität bei, der alte Name des „Lebepriuzen“ lautete für ihn wieder auf. — man lachte über den Lebepriuz, der Herzog sein wollte — aber nicht bozhaft — sondern sympatisch, freundlich, mitleidig und doch voll Bewunderung für seine gar nicht zeitgemäßen Herrscherträume.

In der Einsamkeit, fern von guten Beratern, von treuen Anhängern, kam ihm selbst das alles klar zum Bewußtsein. Hier, wo er als Graf Logrono unbemerkt dahinglebte, zwischen anderen kleinen Größen die Meeresluft einatmete, da sah er die Sache ganz anders an.

Von klein auf hatte man ihm, hatte besonders die Großmutter ihm von diesem Märchenland erzählt — von klein auf hatte man ihm den Thron gezeigt, der seiner harte, hatte es ihm als seine höchste und heiligste Pflicht hingestellt, ihn zu erobern, hatte ihm später alle Ablenkung, alle Liebe verboten, ihn mit reichen Mitteln versehen! War's da ein Wunder, daß er, der einen Lebensinhalt suchte, die Idee aufgegriffen, mit der Begeisterung seiner Jugend durchglüht, sie zur Wirklichkeit gestalten wollte?

Das Romantische der Idee, des Landes, des Kampfes hatte ihn angezogen. Was wußte er, wie groß die Zahl der tatsächlichen Anhänger wäre, was kannte er die Schwierigkeiten einer solchen Thronbesteigung!

Und je mehr er aus diesem Jugendtraum erwachte, desto trauriger wurde er, desto weniger mochte er an eine Rückkehr nach Innsbruck oder München denken.

Man wollte ihm den alten Grafen Vesano-Galli als Gesellschafter schicken, aber er bat und flehte, dies nicht zu tun. Er könne keinen der Menschen leben, die dort unten um ihn gewiesen. Jetzt noch nicht. Sein Herz wäre zu wund. Er müsse ihnen noch großen, weil sie ihn in eine verlorene Sache hineingedrängt.

Durch die Mutter hatte er gehört, daß Amalia Margazzi den Oberleutnant de Rossi geheiratet hatte. Nun wunderte er sich auch darüber nicht mehr; er sah sie, wie sie stolz zum Traualtar schritt, wie sie fast verächtlich die edle Nase rümpfte, wenn von ihm die Rede war. Er hatte sie ja bitter enttäuscht in der Liebe, wie im Kampf. Aber vielleicht hatte er sie durch diese zwei großen Enttäuschungen auch für das Leben tauglich gemacht, hatte ihr ihre letzten Mädchenträume genommen, den Glauben an seine Größe, an sein Verdienst geraubt.

Aus Innsbruck, woher er jetzt wöchentlich einige Male von der Mutter liebe, tröstende Briefe erhielt, war auch die Nachricht gekommen, daß die Prinzessin Wetterstein mit ihrem Manne eingetroffen sei. Das schien das einsame Mutterherz der Herzogin Lise zu trösten, das schien sie heiterer zustimmen und die Sache anders ansehen zu lassen.

Und tatsächlich, seit die Wettersteins zu Besuch in Innsbruck waren und den Spätherbst dort verbrachten, war der Ton lebendiger und frischer geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Gesunde und schöne Zähne

sind eines der herrlichsten Geschenke, die uns die Natur verliehen hat. Sollen sie aber nicht nur vorübergehend uns Nutzen bringen und unseren Mund zieren, sollen sie sich vielmehr zu einem dauernden Lebensgut von bleibendem Wert konsolidieren, so müssen wir sie regelmäßig mit Odol pflegen.

Wer Odol konsequent täglich anwendet, übt nach unseren heutigen Kenntnissen die denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus.

Preis: 1/2 Flasche Odol M. —.85, 1/4 Flasche (Monate ausreichend) M. 1.50.



Ausstellung alter Goldschmiedearbeiten aus Frankfurter Privatbesitz und Kirchenschätzen.



Bischofsring, nämlich 15. Jahrhundert. Silberarbeit.



Fischerring. Papst Sixt. IX.

Deckelpokal von C. Beuttmüller, 1585.
Bel.: J. Eduard Goldschmidt.

Alle Goldschmiedearbeiten aus Frankfurts Privatbesitz.

Kein Fremder und kein Einheimischer sollte an dieser Ausstellung im Kunstgewerbemuseum vorbeigehen. Abgesehen von dem unendlichen Materialwert, der dort aufgespeichert liegt, ist die Ausbeute an rein künstlerischem so bedeutend, daß hier auf neue Klar wird, wie weit Frankfurt allen anderen deutschen Städten in Bezug auf alte Kunstschätze voranmarschiert. Man steht immer wieder voll Bewunderung vor diesen Schöpfungen der Meister. Aus glühender Liebe zum Werte selber sind hier

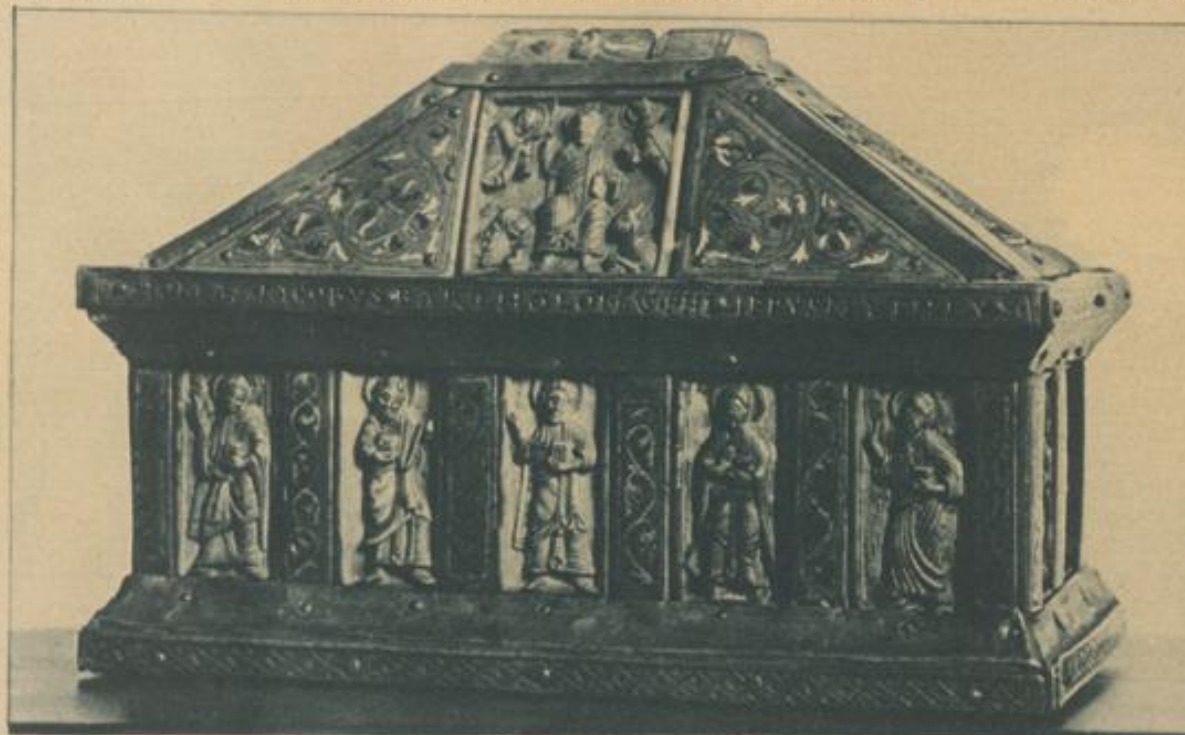
Vortragskreuz mit Emails. Italien 15. Jahrhundert.
Bel.: Geheimrat von Passavant.

Stücke entstanden, die, obwohl sie meist einem bestimmten Zweck dienen sollten, also Gebrauchsgegenstände waren, doch reinsten Kunstwert in höchster Potenzierung enthalten. Wir denken da z. B. an den gotischen Pokal, den wir in fast natürlicher Größe wiedergeben. Das aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammende Kunstwerk, das ehemals der Stadt Ingolstadt ge-

Doppelpokal von C. Beuttmüller, 1585.
Bel.: Frau Direktor A. Ullmann.

Am Lippenansatz weißsilberne Blüten. Am Kelchansatz freigezeichnetes weißsilbernes Laubwerk.

hörte und jetzt im Besitze des Freiherrn Max von Goldschmidt-Rothschild ist, zeigt bis ins Kleinste den geschmackvollen und feinsinnigsten Meister, der seiner Schöpfung ein ungewöhnliches Maß von Eigenleben verliehen hat. Trotz der guten Photographie sind natürlich auf unserem Bilde nicht alle Einzelheiten zu sehen, z. B. nicht die entzückende Art, mit der unten am Sockel die Weinranken behandelt sind — die einzelnen Trauben sind winzige kleine dunkle Glasperlen. Ein außerordentlich feines Kunstwerk ist auch das Vortragskreuz aus dem 15. Jahrhundert aus dem



Reliquienkästchen, Köln. Um 1160. Bel. Geheimrat Richard v. Passavant.

Das Holz ist belegt mit Kupferschmelzplatten und mit Reliefplatten aus Walroßzahn. Auf den Seiten die 12 Apostel, dazwischen Grubenschmelzranken mit gezackten Blättern. Auf dem Dach blaue Ranken, oben ein Eisenbeinbruchstück.



Papstring 16. Jahrhundert.



Dogerring in Gold mit der Abbildung der Marthastiche.



Giftring, 16. Jahrhundert.

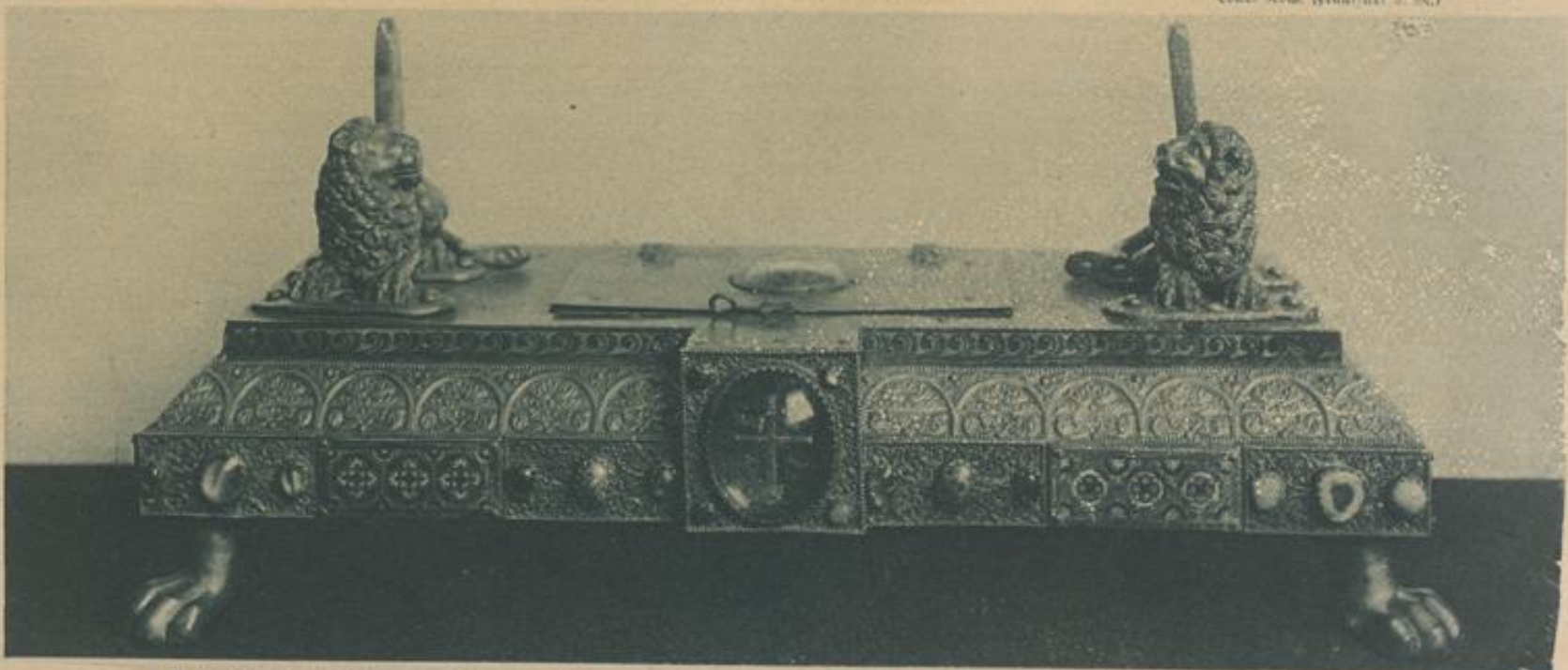
Heilige des Geheimrats Richard von Passavant. Aber auch die anderen Kunstwerke, die wir wegen Raum Mangels nicht weiter beschreiben können, haben ein jedes für sich hunderte von Feinheiten. Besonders erwähnt sei noch die Ausstellung der Kirchenschätze, der hiesigen katholischen Gemeinde, einzelne Stücke aus dem Besitz verschiedener Frankfurter Korporationen, sowie Teile der Ringammlung des Hofjuweliers Louis Koch (Frankfurt). (Eine eingehende Würdigung der Ausstellung ist im Vierten Morgenblatt der „Frankfurter Zeitung“ vom Sonntag, den 19. Juli zu finden).



Frankfurter Ring.

Kanne, Norddeutsch 1588.
Bes.: Frau Direktor A. Ullmann.Gotischer Pokal, Ingolstadt. Ende 15. Jahrhundert.
Bes.: Freiherr Max v. Goldschmidt-Rothschild.Buckelpokal, Nürnberg von Hans Kellner um 1600.
Bes.: Geheimrat Richard v. Passavant.Jüdischer Trauring, 14. bis 17. Jahrhundert.
(Aus einer Frankfurter Familie.)Deutscher Verlobungsring, 16. Jahrhundert, mit der Inschrift
Anfang bedenk's Ende!

(Zwei dieser Ringe sind Stücke der großen Ringammlung des Hofjuweliers Louis Koch, Frankfurt a. M.)



Unterfaß eines Reliquars, Schule von Verdun 1. Hälfte 13. Jahrhundert. Bes.: Freiherr Max von Goldschmidt-Rothschild.



Der Theaterbrunnen in Stuttgart von Professor Karl Dondorf (Stuttgart).

Die Kohlezeichnung.

Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von
Clara Bener-Chur.

„Dank für das mir zugedachte schöne Geschenk, mein lieber junger Freund, aber, aufrichtig gestanden, setzt mich Ihr Vorschlag in Verlegenheit.“

Der grauhaarige Herr mit der Goldbrille lehnte sich in dem Armstessel zurück und faltete die Hände über dem Leib. Seine großen hellgrauen Augen ruhten mit einem mild unverkennbaren Wohlgefallen auf seinem jungen Freund. Vielleicht lag ein leiser Anflug von Ironie darin, von Verlegenheit aber keine Spur.

„In Verlegenheit,“ wiederholte der junge Maler, die Zigarre aus dem Mund nehmend. „Wie soll ich das verstehen? Ich will doch nicht hoffen,“ fuhr er weiter, als der andere hierauf nichts erwiderte und ihn statt dessen unausgesetzt mit demselben sonderbaren Ausdruck betrachtete, „daß Sie mir dieses Vergnügen versagen werden. Als Dank für alle mir von Ihnen bewiesene Güte kann ich Ihnen ja nichts anderes bieten als eines meiner Bilder. Bitte wählen Sie selbst. Ich bin mir zwar wohl bewußt, daß das eine sehr unzulängliche Erkenntlichkeit ist, aber — —“

„Durchaus nicht,“ fiel ihm der alte Herr ins Wort. „Ich möchte augenblicklich nichts, das für mich so großen Wert besäße wie dieses Recht selbst wählen zu dürfen, das Sie mir so großmüthig einräumen. Ja, das ist buchstäblich wahr. Sie wissen, jede Uebertreibung liegt mir fern, aber eben diese Wahl, die ich treffen soll, ist schuld an meiner Verlegenheit.“

„Sie wollen sagen, daß Sie sich nicht entschließen können — —“

„Sie können unmöglich erraten, was ich damit sagen will“, unterbrach ihn der alte Herr abermals. Rein, ich war keinen Augenblick im Zweifel darüber, was ich wählen würde. Aber ich fürchte, daß meine Wahl Ihr Mißfallen erregen wird. Das ist's.“

„Durchaus nicht, da seien Sie nur unbesorgt.“ Rungut, wir wollen mal sehen. Ich bin nämlich trotz meiner grauen Haare so unverfänglich, alle diese wunderschönen Bilder zu übergehen, mit denen Sie sich in unserer Kunstwelt einen so angesehenen Namen gesichert haben und wenn Sie so freundlich sein wollen, mir zu folgen, werden Sie sehen und staunen.“

Der junge Maler stand auf und folgte mit gespanntem Lächeln seinem Gönner bis an das untere Ende des geräumigen, hellen Ateliers. In der entlegensten dunkelsten Ecke blieb er stehen und wies auf eine Skizzenzeichnung in schwarzem Rahmen, die dort ganz im Schatten und halb verhüllt von einem dunkeln Vorhang, neben einer kleinen aedäselten Püre hing.

„Diese wähle ich,“ sagte er mit einer entschiedenen Handbewegung auf die Zeichnung deutend.

"Wie, diese da? Aber das ist eine ziemlich kümperhafte Arbeit meines verstorbenen Vaters. Sie wissen ja, er war ein wenig Dilettant in Kunstsachen. Ich habe viel bessere Bilder von ihm als dieses hier."

Der Maler nahm die Zeichnung von der Wand herunter und wischte mit der Hand den Staub vom Glas.

„Zudem ist die Zeichnung beim Fixieren mihraten. Sehen Sie, der Mund ist ja halb ausgelöscht. Weshalb wohl nur gerade der Mund?“

Die das Brustbild einer Frau vorstellende Stahl-
 skizze konnte tatsächlich nicht als zeichnerisches Kunst-
 wert angesprochen werden.

Der Herr mit der Goldbrille nahm das Bild dem jungen Maler aus der Hand und betrachtete es einen Augenblick lang schweigend.

„Das ist Ihre Mutter,“ sagte er dann.

Etwas in dem Tonsall seiner Worte ließ den Maler
 rasch ausblicken und ein Schimmer des Verständnisses
 leuchtete über sein Gesicht.

„Es ist sehr ähnlich,“ setzte der alte Herr hinzu. „Sie können sich wohl kaum mehr an Ihre Mutter erinnern?“ meinte er dann mit einem freundlichen Blick auf den jungen Künstler.

„Nur ganz undcutlich; denn ich war erst fünf Jahre alt, als Mutter starb,“ erwiderte der junge Maler. „Aber daß dieses Bild nicht gut ist, kann ich Ihnen als Künstler mit Bestimmtheit sagen. Ich habe noch andere Bilder von Mutter, die Vater gemalt hat, wenn Sie sie sehen wollen.“

„Nein, ich behalte dieses hier,“ sagte der alte Herr.

„So hören Sie denn, was Sie gewiß schon erraten haben. An dieses Bild knüpft sich für mich eine Geschichte. Es erinnert mich an die peinlichste Lage, in die ich mich im Leben je verlegt sah.“ Wieder flog ein Lächeln über sein Gesicht, das diesmal beinahe etwas Verschlagenes hatte. „Später habe ich als Militärarzt oft im feindlichen Ausgelenk gestanden und zu Tausenden den zerrissenen Wundenglieder aufgesucht; ich habe der Cholera in die Augen geichaut und lief mehr als einmal Gefahr, das Leben zu verlieren; aber das Unheimlichste, was ich je erlebt habe, hängt, soweit ich mich erinnere, mit diesem Bild zusammen. Das ist buchstäblich wahr. Sie wissen ja, daß ich nicht übertreibe.“

„Ja wohl“, bemerkte der junge, der nun wieder von der Fährte abgekommen war. Das von der peinlichen Situation war ihm schon ganz und gar unverständlich.

Wenn ich Ihnen nun die Geschichte erzählte, sagte der Arzt, es sind ja gut vierzig Jahre darüber hingegangen und niemand kann mehr daran Anstoß nehmen. Sie mögen daraus ersehen, daß es nicht Mangel an

Interesse an Ihren eigenen meisterhaften Gemälden ist, die Ihren alten Sonderling von einem Freund die stümperhafte Kohlezeichnung vorziehen läßt, die oben-
drein noch — beim Ritzieren! — mikraten ist."

Mediſcher Humor bligte aus ſeinen Augen, wie er dies ſagte. Der Maler ſah ihn fragend an.

„Sie müssen sich nun nicht auf etwas Außergewöhnliches gefaßt machen; es war ein natürliches Erlebnis, nichts weiter, aber für mich selbst — das dürfen Sie mir glauben — war es keineswegs so ergöglich — damals. Ich war ein junger, kaum neunzehnjähriger Student. Ihr Vater, der mein Lehrer gewesen war, war einige Jahre älter als ich und seit der Schulzeit kam ich regelmäßig in sein Haus. Nicht sein freundlicher, anregender Verkehr war's, der mich dorthin zog. Sie wissen ja, daß es in diesem Alter nur einen Anziehungspunkt gibt und das weibliche Ideal, auf das sich meine grassgrüne Schwärmerei geworfen hatte, war niemand anderes als Ihre Mutter. Sie war für mich der Inbegriff alles dessen, was schön und edel war und die einzigen Werte, die ich je gekostet, trugen ihren Namen als Ueberschrift. Daß sie schon verheiratet war, beeinträchtigte mein Glück nicht im mindesten. Darin lag im Gegenteil eine Sicherheit, die meiner Schwärmerei den rein ätherischen Charakter wahrte, der ihr in meinen Augen den größten Zauber verlieh. Man ist ja so eigentümlich in diesem Alter — das haben Sie wohl selbst erfahren — aber offen gesagt — ist man dabei eigentlich nicht besser und Gott wohlgefälliger als später — nein, das ist man wohl doch nicht, sonst würde einem, denke ich, nicht verstattet sein, länger zu leben. Natürlich ahnte Ihre Mutter nichts von der stillen Altarflamme, die in meiner Brust brannte, sie so wenig als irgend jemand anders. Was sie von mir hielt, weiß ich nicht und ich glaube auch nicht, daß mich das weiter kümmerte.

Da sprach ich eines Vormittags nach meinem täglichen Gang zur Universität bei Ihrem Vater vor, der mir bei meinem Eintritt entgegenrief: „Guten Tag, Fritz. Komm, du mußt mein neuestes Meisterwerk sehen und mir sagen, ob du erräthst, was es vorstellt. Ich erinnere mich des Tages mit merkwürdiger Deutlichkeit. Ich folgte ihm mit Ihrer Mutter in sein Studierzimmer, wo sie sich lachend neben das Bild stellte, damit ich es mit dem Modell vergleichen könne. Daß das Bild eher mißraten ist, mag ja sein. Das müssen Sie als Künstler besser wissen als ich; aber in jenem Augenblick schien es mir das Schönste, das ich je auf Erden gesehen.“

„War es diese Zeichnung?“ fragte der Maler.

Ja. Ist sie wirklich so schlecht? Daß sie ähnlich ist, dafür kann ich bürgen. Ich sprach mich über die Schönheit der Arbeit mit jener Bescheidenheit aus, die ein Schüler stets empfindet, wenn er aufgefordert wird, ein Werk seines Meisters kritisch zu beurtheilen und mein

Bemerkungen machten Ihrem Vater offenbar Freude. Es rührte mich immer, wenn ich Zeuge der naiven Freude war, die in seinen Augen aufleuchtete, wenn ein die Bilder Betrachtender fand, daß ihm sein Versuch geglückt sei, gleichviel ob es nun die Meinung eines Laien oder eines Kunstverständigen war. „Langweile ich Sie mit meiner Erzählung?“ fragte der Arzt, plötzlich abbrechend.

„Nein, im Gegenteil,“ antwortete sein junger Zuhörer.

So begaben wir uns zum Frühstück hinein und unter eifrigem Gespräch über die wichtigsten Tagesneuigkeiten

— ach Gott, wie lange ist das schon her — verließ die Mahlzeit. Ich kann mich nicht mehr erinnern, was für ein häusliches Ansehen Ihre Eltern auf einmal in die Küche rief, aber ich glaube, es war ein Wortgefecht mit einem der damals stark grafierenden Marktbauern, die in jenen goldenen Tagen die Bewohner der Hauptstadt mit ihrer einzig dastehenden Aufdringlichkeit zu belästigen pflegten. Ich blieb allein im Wohnzimmer und Sie können sich wohl denken, daß ich mich zur Zeichnung hinstellte, mich davor setzte und in süße Träumereien versank. Immer stärker empfand ich den Liebreiz der Züge, es war mir, als ob das so anmutige Antlitz aus dem Bild herausträte und sich mit seinem bezaubernden Lächeln mir näherte. Ein verzweifelter Gedanke schoß mir durch das Gehirn. Gott mag wissen, welcher Teufel mir das eingab. Ich erhob mich, sah mich um, um dann mit der fieberzitternden Faust eines Verbrechers meinen Mund auf die Zeichnung zu drücken. Hätte ich damals gewußt, von wie spröder Beschaffenheit eine solche Koblezeichnung ist, so hätte ich mich selbst im Augenblick maßloser Schwelgerei nicht hinreiß lassen eine solche Tollheit zu begehen. Das Ergebnis können Sie sich leicht vorstellen, aber was Sie sich einfach nicht vorstellen können, ist der lähmende Schrecken, der mich packte, als ich sah, daß die lächelnden Lippen auf dem Bild wie weggeblasen waren und daß mir an deren Stelle ein oder grauer Flecken entgegenstarrte.

Wie versteinert sah ich da.

Nie empfand ich so deutlich wie damals, was es heißt, sich in einer hoffnungslosen Lage zu befinden und eine verzweifeltere Situation ließ sich kaum denken. Ich hatte ein Gefühl, als ob mein Gehirn auf einmal ganz gedankenleer wäre, leer wie ein ausgeprekter Schwamm.

Wenn Sie nun etwa glauben, ich wäre noch fähig gewesen, das Komische der Lage zu sehen, so gehen Sie ganz fehl. Ich hatte nur das Schreckliche vor Augen. Gleichzeitig hörte ich die Kurglocke läuten und wie durch einen Nebel drangen die begrüßenden Worte Ihres Vaters zu mir, die mir durch Mael und Wein gingen und mir die Haare zu Berge stehen machten.

„Guten Tag, Petersen! Guten Morgen, verehrte Frau! Kommen Sie, Sie müssen mein neuestes Kunstwerk ansehen!“

Ich sprang auf. Schritte im Nebenzimmer — dann die sonnenklare Gewißheit, daß ich nun rettungslos verloren war — und — die Türe ging auf.

Meine Augen sahen suchend ihrer Mutter entgegen und es muß ein so verzweifelter, horribelwinkliger Ausdruck darin gelegen haben, daß ihre fromme Seele der stummen Bitte nicht widerstehen konnte. Sie trat rasch vor und als Ihr Vater sich ganz vergessend, ausrief: „Was zum Teufel auch ist das hier!“ sagte sie zu ihm, „sei nicht böse, lieber Robert, das habe ich verübt.“ So lange ich lebe, werden diese Worte in meiner Seele unaussprechlich eingegraben sein.

Was in mir vorging, läßt sich nicht beschreiben, obwohl es noch heute deutlich in meiner Erinnerung steht; aber eines wurde mir in jedem Augenblick klar, daß,

nichtig man mit einer Zeichnung, die noch nicht fixiert ist, umgehen muß. Der leichteste Windstoß kann sie ganz verunstalten. Hätte ich das bloß ein wenig früher gewußt. — Kurz gesagt, Ihr Vater war sehr ärgerlich darüber und sein Bemühen, den Schaden wieder auszubessern, war nicht von Erfolg begleitet. Selbst als ich mich nach etlichen Tagen mit dem schuldbeladenen und zerknirschten Gewissen eines reuigen Sünders wieder bei ihm einfand, war seine Verstimmung über das, was er das unbegreiflich läppische Zugreifen seiner Frau nannte, noch nicht gewichen.

Der vielgerühmte Edelmut und die Opferwilligkeit der liebenden Junglingsseele erfährt in meiner Geschichte, wie Sie sehen, eine üble Darstellung. Ich hätte für Ihre Mutter mein Leben in die Schanze geschlagen, aber ich war unedel genug, sie die Schuld für mein Vergehen tragen zu lassen und ich empfand, glaube ich, nicht einmal sonderliche Reue darüber. Das aber ist gewiß, daß dieses Erlebnis viel dazu beitrug, daß meine schwärmerische Anbetung ihrer Person sich bald in aufrichtige Freundschaft verwandelte. Die mit der Koblezeichnung verknüpfte Episode wurde zwar in unsern Gesprächen nie mehr berührt, aber noch öfters in spätem Jahren stieg mir das Blut in die Wangen, wenn sie in ihrer gütigen, mir unvergesslichen Art neckisch darauf anspielte.

„Nun wissen Sie den Grund, warum ich diese Wahl getroffen habe. Oft kam mich das Verlangen an, Sie um diese Zeichnung zu bitten, aber eine lächerliche Eitelkeit, Ihnen diese Geschichte zu erzählen, hielt mich bisher davon ab. Ihre freundliche Anerbieten heute hat mir nun die Zunge gelöst. Wissen Sie was, hängen Sie das Bild einstweilen wieder auf. Heute abend werde ich mir dann erlauben, es durch meinen Diener abholen zu lassen.“

Der alte Arzt erhob sich. Eine seltsame Hast hatte sich plötzlich seiner bemächtigt.

„Und nun leben Sie wohl, lieber Herr! Ich habe da oben an der Straße noch geschäftlich zu tun. Leben Sie wohl und nochmals Dank für Ihre Gabe.“

Mit einem Händedruck verabschiedete sich der Arzt von seinem Gastgeber und ging. Der junge Vater sah ihm verwundert nach.

„Om,“ murmelte er — es sah ganz so aus, als ob er Tränen in den Augen hätte, der Alte.“

Er trat zum Tisch hin, nahm die Koblezeichnung in die Hand und stand so eine Weile gedankenvoll und schweigend in Betrachtung des Bildes versunken. Dann schritt er langsam der andern Ecke des Zimmers zu und hing die Zeichnung dort wieder an ihren früheren Platz hinter dem grünen Vorhang.

Sommersprossen

entfernt nur Grüns
Any in wenigen Tagen
garantiert! Machen
Sie einen letzten Versuch:
es wird Sie
nicht reuen! frko.
M. 270 (Nachm. 296).
Gold-Medaille London,
Borlin, Paris,
1882, 1887, 1889, 1894, 1904.
Dankschreiben, lies, hier, nur die
Apotheke zum eisernen Mann, Strassburg
106, Elb. Dep. in Frankfurt a. M. Engel
Apotheke, Gr. Friedbergstr. 46.

Der neue Hut.

Phot. Manuel, Paris.

wenn mir das Schicksal je eine Gelegenheit bieten sollte, für Sie in den Tod zu gehen, so würde ich mit beiden Händen zugreifen.

„Wie hast du das nur angestellt?“ forschte Ihr Vater in äußerst gereiztem Ton.

„Auf dem Mund hatte sich ein Kohlenstumpchen festgesetzt, das ich fortwischen wollte. Dabei muß ich einen Teil der Lippen ausgewischt haben. Ich wollte den Schaden verbessern, habe dabei aber die Zeichnung nur noch mehr verdorben.“

„Wann in aller Welt hast Du das Meisterstück verübt? Bevor wir zu Tische gingen? Und dann hast du die ganze Zeit über geschwiegen und getan als ob nichts geschehen wäre!“

„Ich wagte es nicht zu sagen, aber nun sei nicht länger böse, du hast das ja bald wieder ausgebeffert.“

„Das ist leichter gesagt als getan. Aber ich kann gleichwohl nicht begreifen — du weißt doch, wie vor-

Kunstgewerbe-Museum * Neue Mainzerstraße 49
Ausstellung alter Goldschmiede-Arbeiten
aus Frankfurter Privatbesitz und Kirchenschätzen
Dienstag bis Samstag geöffnet von 10-1 und 3-5 Uhr, Sonntags von 10-1 Uhr.

Schleussner-Photo-Platten, Papiere, Chemikalien
gebrauchsfertige
für Amateurphotographie. Preisl. u. Lieferg. durch Händler.
Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft
— Frankfurt a. Main 7 und Berlin-Friedenau —

Der Rechtsanwalt im Hause.

Praktische, vorzügliche Anleitung u. Auskunft für jedermann über alle Klagesachen zur Selbstvertretung nach neuesten Verfahren durch Hülrichs praktische Rechtsbücher. Ausfuhr. Darstellung des Civil- u. Strafrechts. Zahlreiche Musterklagen, Beispiele, Formulare, alle fertig zum Abschreiben. Es zeigt, wie man wirkungsvoll alle Klagen ablassen muß, tanto Schuldner zur Zahlung zwingt, Warenklage, Wechselklage, Darlehenskage, Mietsklage, Streitschlichtung, Beleidigungsklage, Körperverletzung, Unterschlagung, Diebstahl, Jagdvergehen, Hypothekklage, Zwangsvollstreckung, Alimentsklage, Offenbarungssklage, Aemterklage u. viele andere; ferner das neueste „Bürgerliche Gesetzbuch“ mit ausführlichem Sachregister u. „Das Strafgesetzbuch.“ Preis alle Teile zusammen nur 2.50 Mk. Versand p. Nachn. Nur z. beziehen v. A. Hülrich, Verlag, Berlin-Südende 638

Tiefdruckpapiere - Kartons

liefert billigt

Jaeger'sche Papierhandlung
C. Göttsch & Cie., Frankfurt a. M., Domplatz.

Die Mode.



Nr. 2674.

Nr. 2674. Stiderei mit Tunika.

Nr. 2675. Stiderei mit Blüsch für Mädchen von 6-8 Jahren.



Nr. 2675.

Nach der überaus farbenprächtigen Frühjahrs- und Sommermode war es voranzuführen, daß der Hochsommer die weiße Farbe auf den Schild heben würde. Man hat eingesehen, daß Weiß in jeder Beziehung die vorteilhafteste Farbe ist. Optisch ist sie vorteilhaft, weil sie die Sonnenstrahlen nicht in dem harten Maße in sich aufnimmt wie die dunkle Farbe. Aus dem gleichen Grunde sind Weißstoffe selbst in dunklen Tönen den leichtesten Stoffen vorzuziehen. Vom ästhetischen Standpunkte verdient die weiße Farbe ebenfalls den Vorzug, denn wenn die Sonne ihre sengenden Strahlen herniederstend und die Luft klar und durchsichtig erscheint, dann wirken dunkle Stoffe schwer und unnatürlich. Man trägt deshalb in südlichen Gegenden selbst bei tiefer Trauer die weiße Farbe als Grundstoff und läßt nur Garnitur und Ergänzungen in Schwarz erscheinen.

Diese Farben sind nicht so praktisch, weil sie leichter bläuen, sowohl von der Sonne wie von der Wäsche, und dann kann es sehr unangenehm wirken, wenn man selbst ein gelbrotes Kleid trägt und auf dem Spaziergang die Nachbarin zufällig in einem blauen oder kräftig grünen Kleid erscheint.

Die ungleiche Bitterung der letzten Jahre, die Geschäftsverhältnisse mit ihren im Hochsommer eintretenden Ausverkauften veranlassen viele, sich neue Garderobe anzuschaffen oder Vorhandenes umzuarbeiten. Wir haben hier einige Abbildungen, die diesen Verhältnissen Rechnung tragen. Das Stiderei mit Tunika kann sowohl einer Modifizierung wie der Verwendung eines Reites als Vorlage dienen.

Die Mode bringt als Garnitur für leichte Sommerkleider schmale Felzrollen, doch ist dies einer jener Auswüchse, die nur von den Modedamen akzeptiert werden.

Waiskleider werden naturgemäß futterlos verarbeitet. Sehr dünne Stoffe, wie Voile, Glasbatist und Aehnliches, erhalten eine Unterbluse aus Waisstoff oder sind mit Tüll zu füttern, wobei dieser den Schnitt zeigen muß wie der Oberstoff. P. Gr.

Nr. 2674. Stiderei mit Tunika. Unsere Abbildung zeigt die aparte und moderechte Verarbeitung der abgepaßten Stidereikleider. Als Unterkleid diente glatter Mull, den eine schmale Stiderei ergänzt. Südlich ist es, den unteren Rand in tiefe Fäden zu langstrecken. Die Tunika ist ringsum gleich lang und am oberen Rand eingereicht. Die Taille zeigt Amonosform mit kurzen Ärmelstücken, die durch eine eingereichte Ruffe aus glattem Stoff ergänzt wird; vorn Doppelvolant mit Säumenstreifen. Die Stidereiteile werden vorn und hinten durch Säumenstreifen verbunden, wobei der vordere rechts untergenäht, links untergehaßt wird. Umgelegt aus Stiderei. Für den Gürtel legt man das farbige Band von hinten nach vorn, dann wieder nach unten und bindet es hier zur Schleife. Erforderliches Material: etwa 2,75 m glatter Mull und Stiderei.

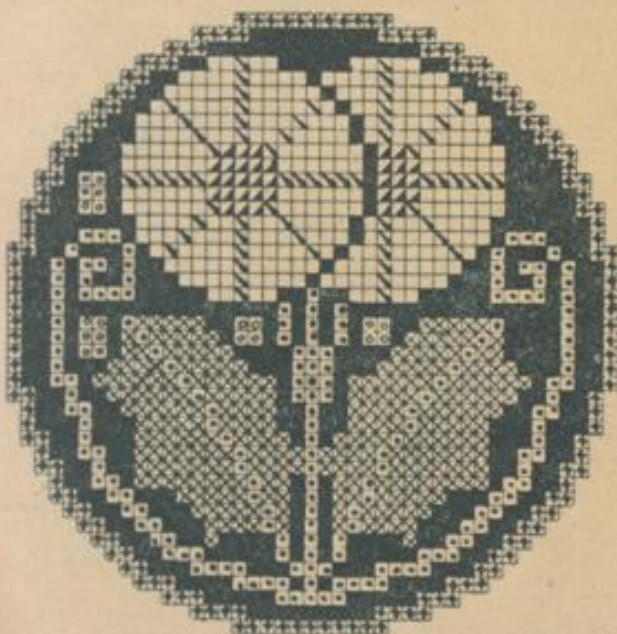
Nr. 2675. Stiderei mit Blüsch für Mädchen von 6-8 Jahren. Unsere Abbildung zeigt, wie man ein zu kurz gewordenen Stidereikleiden apart verändern kann. Einem glatten Unterkleid wurde ein Blüschstücken angeheftet, ebenso wurden neue Ärmel eingesteckt. Diese sind in Raglanform zugeschnitten, mit weitem Armloch eingesteckt und vorn und hinten dem leicht eingereichten Kostteil angeheftet. Den vorderen Ärmelrand deckt eine Randschleife mit schmalem Einsatz. Hiermit harmonisiert der Ärmel, der rechts angeheftet wird und nach links überhaßt. Den Ansatz des Kostvolants deckt eine farbige Schärpe, über die das Stidereistück fällt. Erforderliches Material: etwa 2,50 m Mull und Stiderei.



Nr. 2676. Tunikaleid mit Heberbluse für junge Mädchen.

Nr. 2676. Tunikaleid mit Heberbluse für junge Mädchen. Bei der Voile und gepunkteter Mull ergeben das duftige Material. Heber den aus geradem Stoff bestehenden Mod fällt eine Tunika, die oben eingereicht ist. Die Heberbluse ist mit weitem Armloch gearbeitet und vorn und hinten tief ausgeschnitten. Ein Stidereigalon begrenzt die Ränder. Die für sich bestehende Bluse zeigt vieredigen Ausschnitt und ist hier, an der Ärmelfuge des eingesteckten Ärmels, sowie an dessen unterem Rand mehrmals in schmaler Möpchen abgereicht. Am Außenschnitt schmale Volants. Erforderliches Material: etwa 3 m Voile, 110 cm breit, und 2 m Mull, 80 cm breit.

Moderne Schmuckstücke aus Perlen.



Typenmuster zur Brosche Nr. 2677.



Nr. 2677. Brosche in Perlenstickerei.

Farbenangabe zu Abb. Nr. 2677.

- Kornblumenblau.
- Gelb-Gelbgrün.
- Dunkel-Gelbgrün.
- Rottbraunrot.
- Gelbviolett.
- Gelb.
- Weiß.
- Goldperlen.



Naturgroßes Ausführungsdetail zur Brosche Nr. 2677.

Die leichten, einfarbigen Kleider und besonders die weichen kann man durch die Perlenarbeiten apart beleben. Man verwendet farbige Glas- oder Porzellan- und Goldperlen und verarbeitet sie als Broschen, Arzaffen, Gürtelschließen und Knöpfe; zudem ist die Arbeit überaus leicht, so daß Kinderhände sie ausführen können.

Als Grund für die Perlenstickerei benötigt man weiches oder gelbliches Leinen, auf dem die Perlen mit feiner, weicher Spitzennadel oder mit Zwirn in Gobelinstich (Petit point) aufgenäht werden. Jede Perle wird mit einem Stich über zwei Nadelkreuzungen festgehalten, wie das naturgroße Detail. Der Stich wird so wie ein halbes Kreuzchen ausgeführt, und die so aufgenähte Perle legt sich in entgegengesetzter Richtung zum Stich auf den Grund. Führt man die Stiche von rechts nach links, so

kommen die Perlen von links nach rechts zu liegen, und es ist daher zur Erreichung einer tadellosen Arbeit unbedingt nötig, daß alle Stiche in gleicher Richtung gearbeitet werden. Vor Beginn der Arbeit muß auch ausprobiert werden, ob Perlen und Stoff im richtigen Verhältnis zueinander stehen, das heißt, ob die Perlen den Grundstoff vollständig bedecken und sich eng aneinander schließen. Man führt die Stiderei nach dem Typenmuster aus. Die Perlen werden mit feiner Nähnadel (Perlennadel) aufgenäht. Man arbeitet stets Muster und Grund gleichzeitig reihenweise nach einer Richtung. Die fertigen Perlenarbeiten läßt man bei einem Galanteriearbeiter in einen vergoldeten Messingrahmen fassen, der bei Broschen mit einer Nadel und bei Gürtelschließen mit einem entsprechenden Verschluss ausgestattet werden soll.

Die Kriegsbereitschaft in Ulster.

1.



Phot. W. Borch-

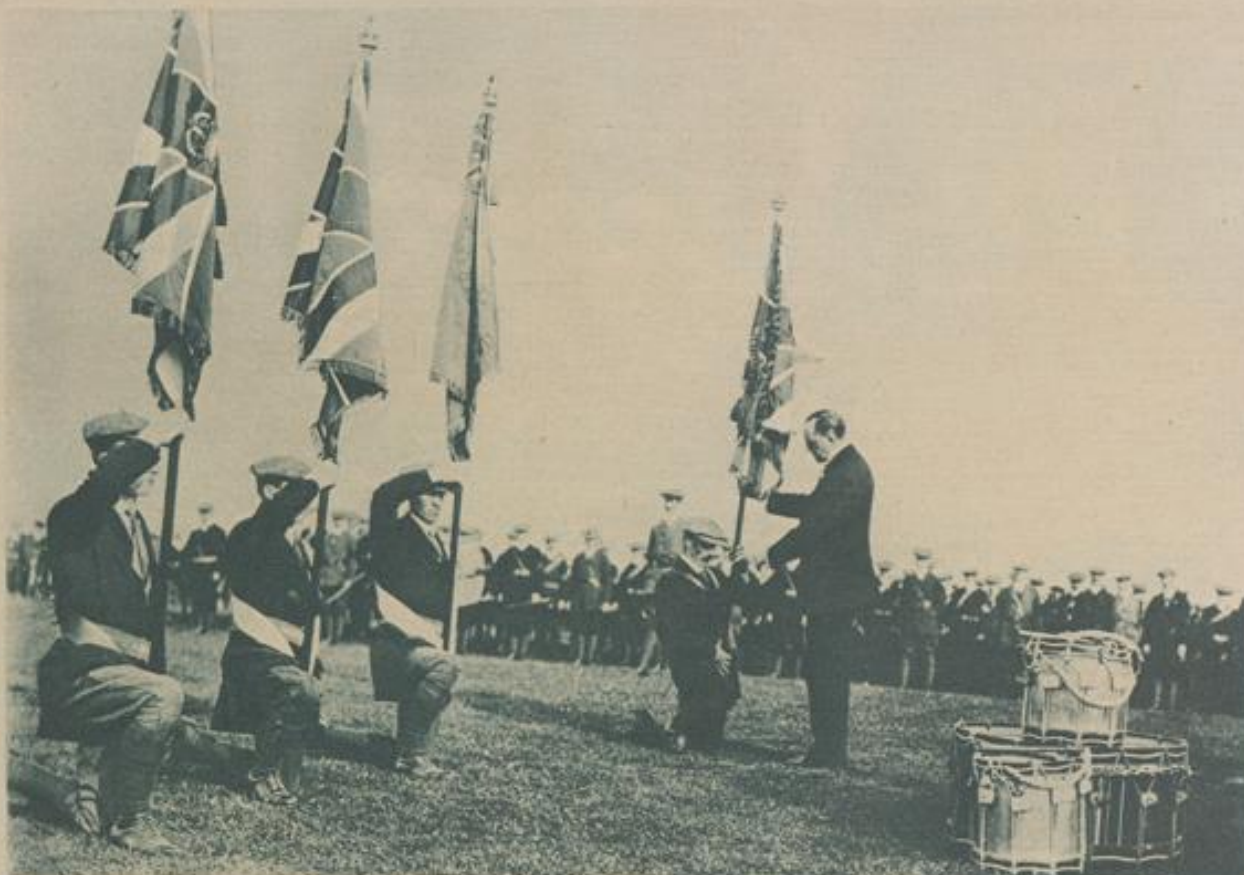
mann, Berlin

2.



Phot. W. Borch-

mann, Berlin W.



Phot. Kettner u. Co., München.

Sir Edward Carson verleiht einem Freiwilligen-Regiment Trommeln und Fahnen.

1. Geheimer Medizinalrat Dr. Heinrich Fehlbender, der über 40 Jahre an der Berliner Universität gewirkt und sich namentlich um die Geschichte der Geburtshilfe verdient gemacht hat, ist nach kurzer Krankheit im Alter von 72 Jahren gestorben.

2. Der deutsche Gesandte in Peking von Harthausen ist am 13. Juli in Berlin gestorben. Er kam vor drei Jahren als Neuling nach China und hatte sich gerade eingearbeitet, als ein tödliches Darmleiden seinem Leben ein Ende machte. Harthausen galt als ein hochbefähigter Diplomat.



Phot. Kettner u. Co., München.

Carson inspiziert ein Freiwilligen-Regiment.

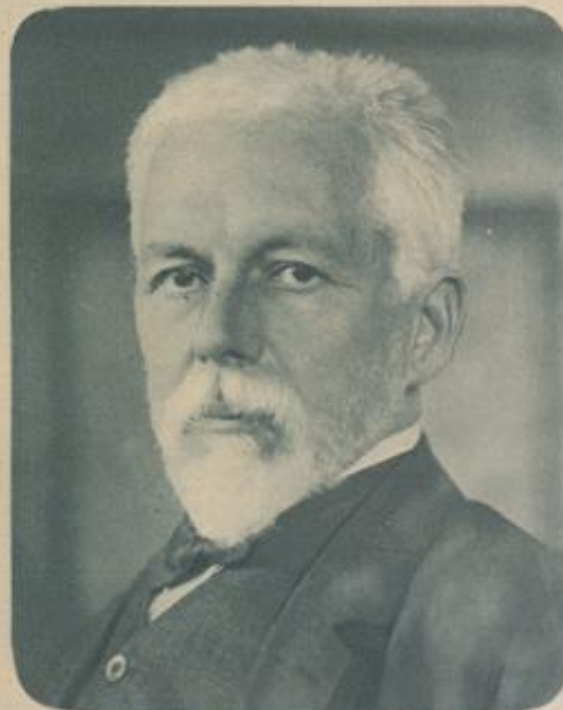
Die Kriegsbereitschaft in Ulster.

Die Krisis in Ulster hat sich in den letzten Tagen zugespitzt und unsere Bilder geben ein klares Bild von der Gefährlichkeit der Situation. Der energische Sir Edward Carson, dessen scharf geschnittenes Gesicht von seiner Umgebung bemerkenswert abhicht, hat nicht nur leere Drohungen ausgesprochen. Er schreitet wie ein Feldherr seine Truppenfronten ab und drohend sind die Maschinengewehre aufgerichtet. Bis jetzt ist aber die Hoffnung noch nicht geschwunden, daß es noch zu einer Einigung und zum Frieden kommt — gefährlich ist die augenblickliche Lage aber trotzdem.



Phot. Kettner u. Co., München.

Freiwillige exerzieren mit einem auf einem Automobil befestigten Maschinengewehr.



Phot. Kettner u. Co., München.

Dr. Georg Ketschensteiner, der bekannte Münchner Schulmann, feiert am 29. Juli seinen 60. Geburtstag.



Barbara Midlenkemp
jungt in Bonreuth die Senta mit großem Erfolg



Der Kronprinz bei der Zoppoter Sportwoche.

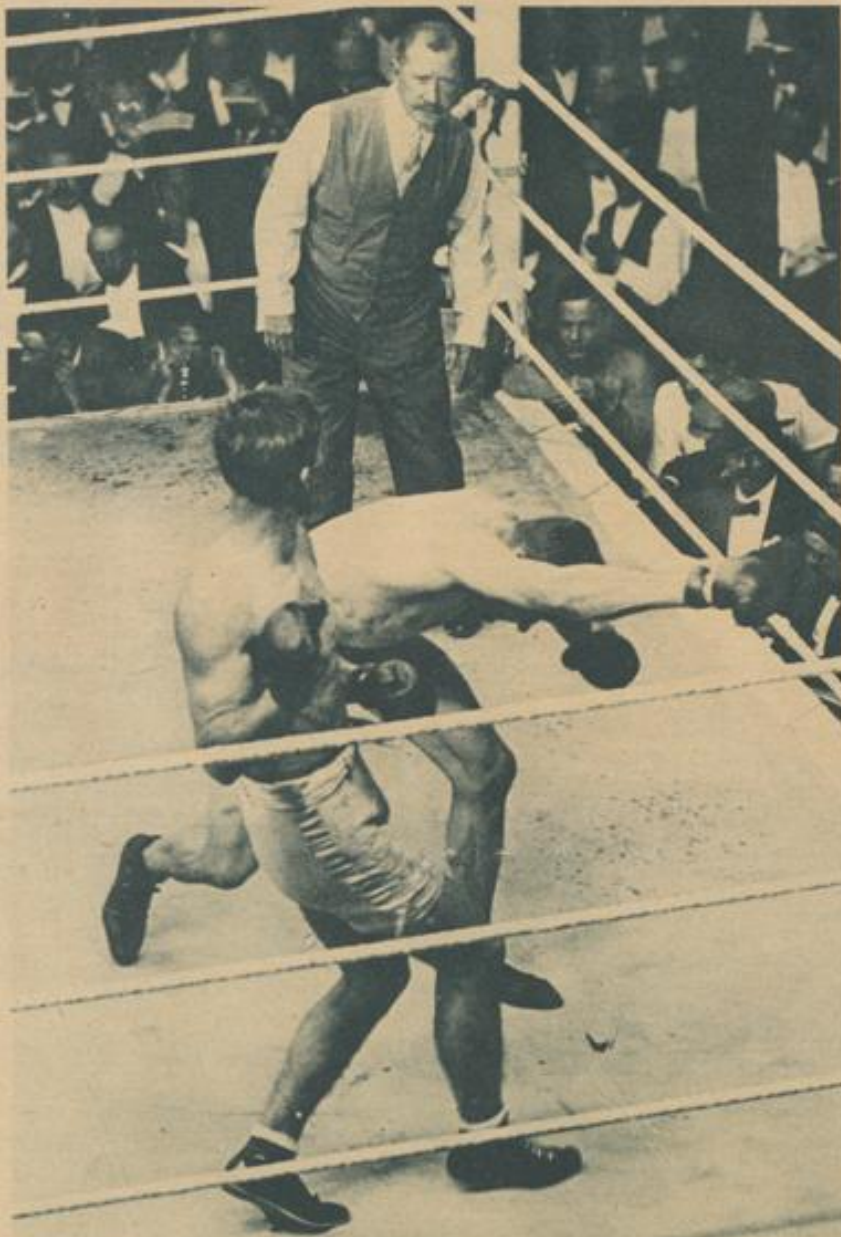


Hermann Bahr
der bekannte Schriftsteller und Wagnerianer, mit
seiner Frau Anna Bahr-Mildenburg, die die
Kundens fängt.

Die Schwestern Elise sind aufgenommen von
Edmund J. von (Frankfurt).



Phot. Murrill, Paris.
Der Generalstaatsanwalt im Prozeß Caillaux,
Me. Herbeaur.



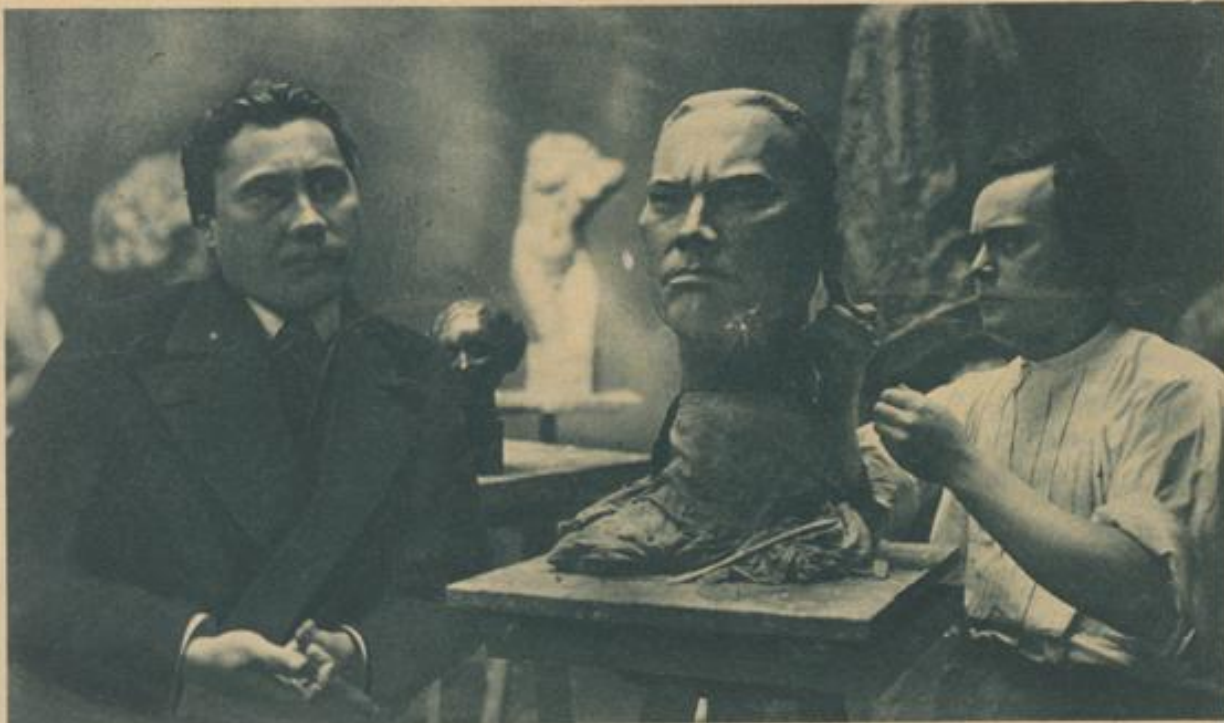
Phot. Murrill, Paris.
Der Boxkampf Carpentier-Smith in London.



Phot. Murrill, Paris.
Me. Labori
der Verteidiger der Frau Caillaux.

Boxkämpfe.

Von den Boxkämp-
fen, die in der letzten
Zeit stattgefunden haben,
sind einige sehr bemerk-
enswert. Der schwarze
Weltmeister Johnson
verteidigte seinen Titel
erfolgreich gegen Ro-
can. Der englische Mei-
ster Bombardier
Wells konnte den Aus-
traliar Gollin Well
bezwingen. Sehr intere-
sant verlief auch der
Kampf um die Welt-
meisterschaft im
Leichtgewicht. Dem
Verteidiger des Titels,
dem Engländer Freddie
Wells, gelang es, seinen
hartnäckigen Gegner, den
Amerikaner Willie
Ritchie, zu bezwingen.
Das größte Interesse er-
regte jedoch der in London
ausgetragene Kampf zwi-
schen dem Franzosen
Carpentier und dem
Amerikaner Smith.
Eine gewaltige Menschen-
menge wohnte dem



Der berühmte Schauspieler Paul Wegener, der kürzlich mit großem Erfolg in Frankfurt gastierte, wurde in der Zeit
seiner Gastspiele von dem in Frankfurt lebenden Bildhauer Fritz Hof (Frankfurt) modelliert.

Kämpfe bei und zeigte
das lebhafteste Interesse.
Die Zuschauer waren mit
dem Ausgang nicht ganz
zufrieden, da es nicht
zum „Knock out“ kam.
Smith wurde nach eini-
gen Runden wegen un-
fairer Kampfweise
disqualifiziert.
Unser Bild zeigt eine
Szene im „Ring“ und
das große Interesse für
den Sieger.

Der Prozeß Caillaux.

Am Montag hat der Pro-
zeß gegen Frau Caillaux
begonnen, die den Che-
fredakteur des „Figaro“,
Calmette, erschoss. Der
Prozeß steht in Paris im
Vordergrund des Inte-
resses. Wir bringen, nach-
dem wir in der vorigen
Nummer das Bild der
Frau Caillaux, Calmettes
und des Gerichtssaales
veröffentlicht haben, Bilder
des Staatsanwalts und
des Verteidigers.

II. Jahrgang.
No. 31

30. Juli 1914.
Einzelpreis 10 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

Zum Kriege mit Serbien.



Der österreichische Generalstabschef Franz Baron Conrad von Hötzendorf.
(Weitere Bilder siehe Seite 5, 8, 9 und 16.)

Phot. Goldmann & Siegel, Berlin.

1. Der Sieger des französischen Grand Prix der Luftballons in Paris, der Ballon „La France“ mit seinem Führer Rempelmeyer.

2. In Hirtzfelden (Ober-Elsass) gingen zwei französische Militärsieger nieder.

Sie wurden nach einem Verhör freigelassen.

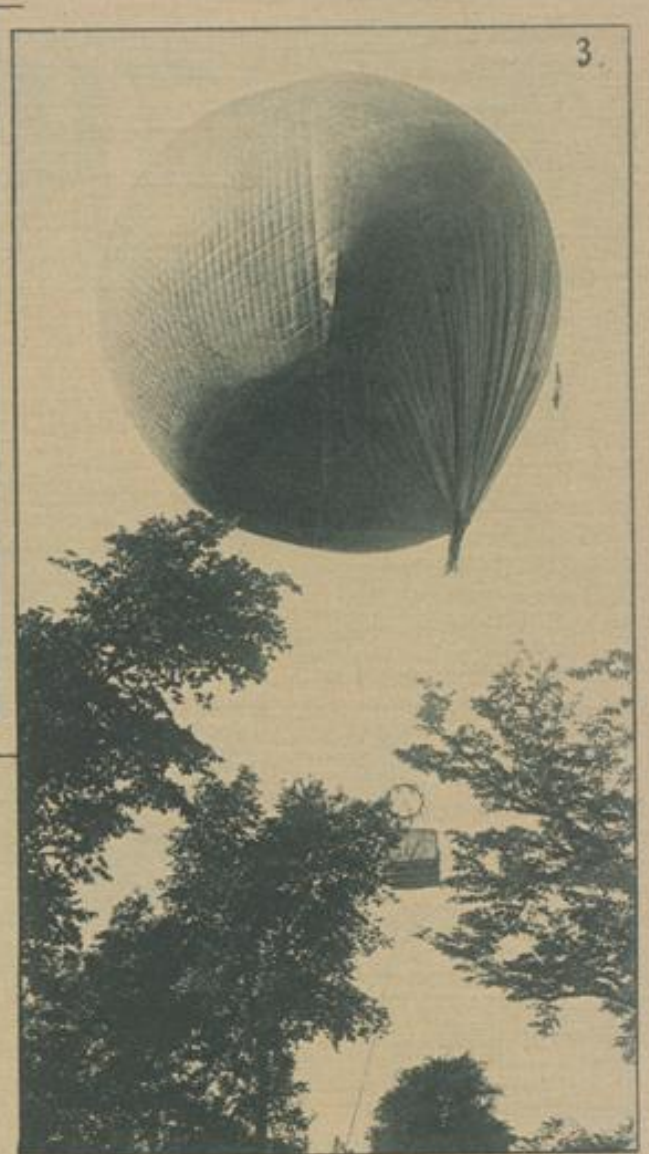
3. Der Unfall beim „Grand Prix“ der Luftballons in Paris. Die Gondel blieb an einem Baum hängen und fiel mit den Insassen, die schwer verletzt wurden, zu Boden.



Phot. Charles Tassin. Paris.

Wie schnell man vor 100 und vor 2000 Jahren reiste.

In unserer, nach Schnelligkeitsreformen jugendlichen Zeit, in der die menschliche Postkutsche sich bereits mit dem Gedanken an regelmäßige Luftverkehrsverbindungen vertraut gemacht hat, sind wir gewohnt, in dieser Hinsicht mit tiefer Geringschätzung auf vergangene Zeiten herabzublicken. Wir sind dazu wohl berechtigt, wenn wir an die geradezu unglaublichen Verkehrsstände denken, die vor einem Jahrhundert, ja noch vor 80 Jahren in Deutschland herrschten. Dauerte doch nach einem Bericht vom Jahre 1820 die Fahrt von Frankfurt a. M. nach Stuttgart sage und schreibe 40 Stunden, von denen 14½ Stunden auf Aufenthalte kamen. Von Berlin nach Leipzig fuhr man nach Kurzberichten vom Jahre 1810 1½ Tage, von Berlin nach Breslau 4 Tage, nach Königsberg gar eine Woche. Die wirklichen Gründe lagen vor allem in den schlechten Wegen. Gab es doch 1816 im ganzen Königreich Preußen ein wenig über 500 Meilen Chaussee gegenüber 10.000 Meilen beutunfähiger innerer Wege. Das übrige war Sand und Lehm! Daher unzählige Verichte von niedergehenden Wagen. Ja, es wurde sogar vielfach gesagt, daß man die Wege abtrottelte in so trostlosen Zuständen, daß man Gattin und Handwerker an den Posten und Kutschknechten nur so recht viel verdiente. Dazu nahmen noch die unausgelenkten Zoll- und Offizierspländereien unendliche Zeit in Anspruch. Wurden doch um 1780 herum z. B. auf der Strecke von Dresden nach Magdeburg noch 18, von Berlin bis Rastatt 7 Wochentage erhoben. Wer von Berlin nach der Schweiz reiste, hatte 10 fremde Staaten zu passieren. Wie viel besser als die Bewohner des heiligen



Das für die Expedition Sir Ernest Shackleton gebaute Schiff vor seiner Ausreise im West India-Dock in London.

römischen Reiterreitschreit der Nation war da der alte römische Bürger dran. Man wählte damals schneller zu reisen als zu Beginn des 19. Jahrhunderts. So legte man zur Zeit Christi mit der Staatspost die 150 geographischen Meilen von Antiochia bis Konstantinopel in sechs Tagen zurück, also pro Tag etwa 100 Kilometer. Cäsar reiste von Rom bis an die Rhone in nicht vollen acht Tagen, machte also 150 Kilometer pro Tag, was mit Recht, in Berücksichtigung der großen Entfernung, für sehr schnell galt. Geradezu verblüffend schnell ritt der Kurier, der die Nachricht von der Ermordung des Marimian — natürlich auf gewechselten Pferden — in knapp vier Tagen von Aquileja nach Rom brachte. Er legte also mindestens 200 Kilometer pro Tag zurück, eine Leistung, die jeder Novallist erstaunlich hoch finden wird, da sie weit die Durchschnittsleistungen unserer, allerdings mit einem Pferde besessenen Ritten um den Kaiserpreis übersteigt. Die schnellste bekannte Reise ist die des Tiberius zum erkrankten Drusus von Bonna nach Germanien. Durch das Land der eben besiegten Chatten ritt er mit nur einem Begleiter — natürlich mit Pferdewechsel — in 24 Stunden etwa 200 Kilometer!! Um ein schnelleres Fahren zu ermöglichen, war man schon im Altertum auf den Gedanken gekommen, Schienen anzulegen und zwar auch für gewöhnliches Fahrwerk auf hart befahrenen Straßen. Man stellte diese Geleise durch Einschnitte in den Boden her. Solche gab es z. B. an den Toren von Athen, auf dem Wege, der direkt von Piräus nach der Agora führte. Die Ähnlichkeit dieser in den steinernen Boden eingegrabenen Geleise mit unseren Schienen wird noch vervollständigt durch die Anlage von richtigen Ausweichkurven, die, im gebührenden Abstand angelegt, das Kreuzen zweier Wagen auf dem einzigen Geleise gestatteten.

Der Prozeß gegen

Frau Caillaux.

Man darf wohl sagen, daß der Prozeß gegen Frau Caillaux das Interesse der Pariser Blätter und der Pariser Bevölkerung derart in Anspruch nimmt, daß alle politischen Vorgänge in der übrigen Welt dagegen verbleiben. Die Pariser Zeitungen beschäftigen sich auf das eingehendste mit allem, was den Prozeß angeht. In ihren Stimmungsbildern wird sogar der Kaffeebeugen, den Frau Caillaux trinkt, bezw. heben läßt. Das große Interesse, das ganz Frankreich und alle Welt an diesem Prozeß nimmt, ist aber auch zu verstehen, denn nicht nur eine ungewöhnliche Tat hat zu ihm ge-



Phot. Neurille, Paris.

Frau Gueydan, die erste Frau Caillaux.

führt — auch die Gerichtsverhandlung selber ist ungewöhnlich. Sie hat Frau Caillaux bisher durchaus nicht als Gebrochene, Neumütige gezeigt, im Gegenteil, und die Art und Weise, wie sie sich verteidigt hat, hat ihr außerordentlich viel Sympathien eingetragen, sodaß ein großer Teil der Pariser Presse bereits von dem zu erwartenden Freispruch redet. Sehr interessant sind die politischen Erörterungen, die in den Prozeß hineinspielen. Die Verhandlungen lesen sich fast wie ein Roman von Zola und es wird jedenfalls auch nicht lange dauern, bis sich die französischen Romanschriftsteller dieses Stoffes bemächtigt haben werden, in dem alle menschlichen Leidenschaften eine Rolle spielen und

eine Intrige die andere abzulösen scheint. Eine große Rolle spielen augenblicklich die sogenannten „grünen Dokumente“, die der erschossene Calmette besaß, und die Caillaux angeblich auf das ärgste kompromittieren. Obwohl der Generalstaatsanwalt Herbeaux erklärte, daß die Schriftstücke, von denen Calmette Kopien besaß, nicht existieren, bleibt die Caillaux-feindliche Presse bei ihrer Behauptung. Die Dokumente sollen die Marokko- und Kongo-Affäre betreffen. Der Prozeß dürfte noch einige Zeit dauern und noch manches Streiflicht auf das politische Leben unserer westlichen Nachbarn werfen.



Phot. Neurille, Paris.

Herr Caillaux

verläßt mit seinem unzerstrennlichen Freunde, dem Abgeordneten Ceccaldi, das Gerichtsgebäude. Links Caillaux.



Phot. Charles Teissier, Paris.

Der Waffenladen.

In dem Frau Caillaux den Revolver kaufte und ausprobierte. Das Bild zeigt, wie der Käufer nach entfernten Figuren Schießübungen anstellt.



Phot. Neurille, Paris.

Ein Blick in den Gerichtssaal während der Zeugenvernehmung.

Rechts auf der Anklagebank Frau Caillaux, einen Ring liefert ihr Verteidiger Me. Cabori.

Gemälde des albanischen Fürstpaars von Prof. Alfred Schwarz, Berlin. Die Bilder werden nach Albanien gebracht und dort im Konat aufgehängt. Hoffentlich kommen sie nicht gerade im ungünstigsten Moment an. Der Fürst dürfte angeblich wenig Sinn für Gemälde haben.



Der Fürst von Albanien im Gemälde.



Glanztage von Lourdes.

Der Abgesandte des Papstes Kardinal Granito Pignatelli (rechts) wird von den Gläubigen bei seiner Ankunft begrüßt.



Die Fürstin.



Oesterreichische Offiziere in einem Refognoszierungsboot auf der Donau in der Nähe von Semlin.



Gen. Trautson, Wien.
Graf Berchtold.



Gen. v. Trenkowitz, Berlin-Weidenau.
Der serbische Ministerpräsident Pašić (links),
der die ungenügende Antwort erteilte, im Gespräch mit
einem Bruder des Königs.



Der greise Herrscher in Wien.



Phot. d. Reichs SW.
Fertig zum Abmarsch: Oesterreichische Motorfahrereabteilung an der Grenze.



Gen. v. Trenkowitz, Berlin-Weidenau.
Mannschaften des Belgrader freiwilligen Studentenkorps rücken aus.



Abfahrt eines Regiments in Wien nach der Grenze.

Der Herzog von Sorsona

Roman von Carl Graf Scapinelli

(21. Fortsetzung)

Hatte die Mutter bis jetzt fast den ganzen Tag an ihrem einsamen Fensterplatz gesessen und dem Hauskaplan ihr Leid und das Leid ihres einzigen Sohnes geklagt, ohne daß ihr dieser viel helfen konnte, so hatte sie jetzt die Prinzessin Gita rasch aus ihren traurigen Gedanken gerissen.

„Aber Mama, was ist denn geschehen? Gar nichts. Das Leberprünzlein wollte regieren! So läßt man die Sache auf. Man findet das sehr sympathisch von ihm. Ich aber deswegen auch gar nicht erstaunt, daß es ihm nicht gelang. Weil das eben keine Sache für einen so hübschen, netten Jungen ist!“

„Und das viele schöne Geld, fast sein ganzes Erbe ist draufgegangen, Gita!“

„Das ist wieder sympathisch. Er hat sich nicht bereichert an der Sache. Wie ein echter Kavaliere hat er gehandelt, sehr fein, sehr nobel!“

„Und ist wieder ein armes Prinzelein!“

„Mama, das macht nichts. Sein Titel, seine lustige Thronbesteigungsgeschichte ist an sich ein Kapital. Er wird eben reich heiraten!“

„Nein, nein, ein zweites Mal darf er nicht nach Geld streben, sonst geht es wieder schlecht aus!“

„Aber Mamaischert! Wer wird denn so pessimistisch sein! Paß auf, der macht noch seine Karriere!“

„Bis jetzt ist er krank, verwundet, Gita!“

„Ach so eine Armverletzung. Die hätte er sich beim Reiten oder Rechten genau so zuziehen können!“

„Er ist auch seelisch krank“, meinte die Herzogin — Tränen in den Augen, „er will von niemandem mehr etwas wissen. Nicht einmal herkommen will er!“

„Weil er sich ein wenig schämt, vielleicht. Das ist ein Zeichen seines Stolzes. Aber von Anfang an war ich gegen diese Präbendengeschichte, Mama! Der Petro ist ein viel zu lieber Kerl, der gehört in die Salons als flotter Courtschneider, auf die Turfplätze als Reiter — aber nicht auf den Thron!“

„Das kann ja alles sein, aber jetzt — jetzt ist er krank und menschenfeind!“

„Laß ihn nur Zeit, sollst sehen, wie der seinen richtigen Beruf auf einmal erkennt!“

Dann schwiegen sie, aber Herzogin Luise war doch ein wenig getrübt. Freilich hat sie, vor dem Vater möglichst wenig von Petro zu sprechen. Der denkt ganz anders, freute sich sogar seiner Niederlage.

Für Prinzessin Gita war es nicht schwer, das Gespräch bei den Mahlzeiten von diesem heißen Thema immer wieder auf die Photographie zu bringen. Höchstens, daß der Vater brummig sagte: „Einer Wissenschaft sollte er sich jetzt widmen, photographieren sollte er, das wäre geschickter, als Trübsal blasen.“

Aber in Prinz Petro war nichts, was ihn zu einer Wissenschaft trieb. Er kannte, wie ihm nun bewußt geworden, das Leben so wenig, daß er erst dieses gründlich studieren wollte. Er vertiefte sich in die Zeitungen, er sah den Schiffen am Strande zu, — er fuhr mit den Fischern aufs Meer.

Doch nichts, nichts konnte ihn ganz befriedigen, aus allem vertrieb ihn seine Unrast, seine Unlust, seine Unzufriedenheit mit sich selbst.

In den nächsten Tagen kam ein Brief von ihm an die Mutter, den diese ganz entsetzt gleich der Prinzessin brachte.

Petro schrieb:

„Liebe Mama!“

Die Einsamkeit hier kann mich aus den traurigen Gedanken nicht herausreißen. — So will ich jetzt nach Rizza oder Monte Carlo — irgendwohin an die Riviera, wo das wirkliche tolle Hausenzerleben gedeiht. Dortbin gehört ein unnützes Prinzelein. Vielleicht, daß ich mir, nachdem ich mit dem Titel eines Herzogs von Sorsona nachträglich nicht verdienen konnte, mit den des Leberprinzen nachträglich verdienen. Der Mensch — selbst ein Prinz — soll doch wenigstens etwas ganz sein. — So fahre ich mit dem nächsten Schiff — in mein neues Reich, laßt mir von München meine Garderobe nachkommen und mein Auto. Was ich in der Einsamkeit nicht vergessen konnte, will ich im Strudel der Lebenslust begraben, betäuben. Dann ein Prinz nicht handesgemäß arbeiten, dann muß er handesgemäß leben!

Euer Petro.“

„Ziehst Du — er wird schon gesund. Er findet schon seinen eigentlichen Beruf!“ rief Schwester Gita.

„Aber Kind, Schande wird er uns machen, ein schlechter Mensch werden, obendrein. Ich fahre hin, ich hole ihn zurück!“

„Nicht Mutter, nicht. Sonst machst Du ihn noch unglücklicher, als er ist. Laß ihn, — sein Instinkt treibt ihn den richtigen Weg!“

„Den Weg ins Verderben, Gita! Nein, nein, das verstehst Du nicht, das versteht nur eine Mutter!“

„Und doch, Mama, merkst Du es dem Tone des Briefes nicht an, daß er längst der Einsamkeit müde ist, daß er wieder unter Menschen will, daß er langsam den Weg zu uns allen einschlägt!“



Die Göttinger Professoren-Bilder L. E. Grimms (siehe unsere Nummern 17, 20, 23 und 26) haben alsbald auch den Beifall Goethes gefunden, dem das hier wiedergegebene Porträt des berühmten Naturforschers Joh. Friedr. Blumenbach das beste von allen zu sein schien.

„Glaubst Du, Gita? Ich fühle nur seinen beleidigten Stolz und eine arge Selbsttäuschung heraus!“

„Und ich merke die Umkehr. Man hat ihn viel zu sehr gegängelt und geführt. Naum daß er sein junges Herz an ein nettes, braves Ding verlor, hat man sie ihm mit Gewalt entzogen. Naum, daß er Rennen ritt, kaum daß er siegte, holte man ihn zum Regieren, und er unterlag. Laßt ihn, er ist aus den Kinderstuben heraus. Laßt ihn nach seiner Fassung selbst werden!“

„Du vergißt, daß das eine Fassung ist, die nicht für ihn paßt, — die ihn beschmutzt!“

„Er wird sich schon davon reinigen! Und noch eins, Mama. Petro und ich verstehen uns gut. Nach Wechnachten komme ich ja selbst an die Riviera, da schau ich schon nach dem Rechten!“

„Wenn's nicht zu spät ist!“

„Zu spät, wo er kaum noch unten ist! Laß ihn, schied ihm die feischen Kleider, sein Auto, alles, was er will. Er will bei der eleganten Welt, die ihn von Baden-Baden her kennt und ihn dort nett fand, diese Schwarte auswaschen. Laß ihn!“

Da gab die Mutter endlich schweren Herzens nach, ihre Tochter war ja viel mehr schon im Leben herumgekommen als sie und mußte es schließlich besser wissen. Aber bang, bang war ihr doch in der ganzen folgenden Zeit.

Im Innern Petros war tatsächlich eine Wandlung vorgegangen. Seine Jugend sträubte sich gegen diese

traurige Einsamkeit, er wollte kein Einsiedler, kein Wüßter sein. Sie hatte ihn längst innerlich freigesprochen von aller Schuld. Er war nur das Werkzeug der anderen gewesen. Von ihnen dirigiert, gehoben, gehandhabt. Wie sie einst seine Liebe dirigiert und gehandhabt hatten.

Frei wollte er sein, machen können, was ihm paßte. Leben, wie er wollte, lieben, wenn er mochte! Sein Herz war ja jung und frei. Konns Scherb hatte ihn ruhig — gehen lassen, damit er höheren Aufgaben diene, — die Margazzi war gottlob verheiratet und der Marottis Freunde und Genüßgenossen hatte er niedergeknallt. Was verband ihn da noch mit allen diesen.

Es gab bequemere Liebschaften, eines Leberprinzen würdige, bei denen man schneller vergessen konnte.

Nein, er wollte nicht mehr trauern, leben wollte er — genießen.

Seine ganze Jugendlichkeit erwachte wieder, als er in Rizza ankam. Er ließ sich kaum Zeit in seinem Hotel Toilette zu machen. Es trieb ihn gleich hinaus auf die prächtige „Promenade des Anglais“, — und obwohl er vom Süden kam, bewunderte er doch die Palmen, die üppige Vegetation, die hier trotz des Winters herrschte.

Ein eigenes, wohliges Behagen bemächtigte sich seiner, da ihm wieder aus Allem Luxus und Eleganz entgegenlachte. Vor den herrlichen Pariser Läden, vor den Juwelen wie vor den Modemagazins blieb er stehen. Seide, Samt, Spitzen, Goldstoffe, matte diskrete Farben, das alles hätte er am liebsten durch seine Finger gleiten lassen wollen.

Die warme Sonne des Nachmittags schien grell auf die weite Promenade, — dazu der Sang der Wellen vom Meere her, das alles lockte die elegante Welt hinaus zu kleinen Verdauungstouren. Da erging sich der Reichtum ganz Europas, behäbiger, fett gewordener, schlaftrüger Reichtum, geborener und erworbener, — dann der eingebildete Reichtum hübscher Eleganz: junge Dinger in wertvoller, schicker Toilette, Mädchen, die ihre Schönheit für Monate reich machte, ältere, erblühtere Kolleginnen erregte. Hochgewachsene Engländerinnen, blonde Amerikanerinnen — auf der Jagd nach einem Ehemann, und flatternde, tanzende Herren, die nicht recht wußten, wie sie die Langweile des Tages hinbringen sollten.

Er zögerte nicht lange, auch er schloß sich dem wogenden Zuge an. Den hellen Ueberrock weit offen, — eine Blume im Knopfloch, den verletzten Arm in der Binde, mit dem linken auf die goldene Krücke seines Stodes gestützt, den weichen, grauen Hut ein wenig in den Nacken gestülpt, — so ging auch er langsam dahin, ließ sich von der Glut der Sonne bescheinen, als müßte er erst auftauen, um richtig lebendig zu werden.

Er maß die Mädchen, sah ihnen kühn in die leuchtenden Augenlein, — merkwürdig, selbst Puder und Schminke gefielen ihm heute. Sie machten die Damen so grotesk schön, so unecht, wie er sie in seiner augenblicklichen Stimmung haben wollte.

Es dauerte nicht lange, da mußte ihn der oder jener erkannt haben. Sein Porträt war ja in allen illustrierten Blättern gewesen, dazu der Arm in der Binde, — er war nicht schwer zu erkennen.

Und auf einmal ärgerte ihn das gar nicht. Hier zwischen der Welt, die sich amüsiert, die sich langweilt — da machte ihm das alles Spaß. Hier war er mit seinem verunglückten Versuch — ein halber, ein ganzer Held. Er hörte deutlich, wie eine ältere Französin zu ihrem kleinen, biden Begleiter voll Bewunderung — ihn ansehend — sagte: „Le due de Sorson“, und andere wieder „Le petit Mandon“.

Nun trug er gleich seinen verwundeten Arm doppelt in Ehren, legte ihn vorichtig auf die stolze Männerbrust. O, er hatte in Kampf und Schlacht gestanden, — hatte um seiner Ueberzeugung willen Wunden davongetragen. Wer von den allen konnte dies sagen.

Besonders die Frauen und Mädchen haben ihn sehr süchtig, mitleidig, voll sensationellem Interesse an.

Nur, daß er gar so allein ging, paßte ihm gar nicht. Es schiedte sich direkt nicht für ihn. Er mußte sich nach einer Begleitung umsehen.

Als er eben wenden wollte, um wieder den Quai hinabzubummeln, sah er vor sich zwei kleine schide Dinaerchen, — angezogen wie Schweifern — aber zu schief, zu auffallend für Schweifern aus guter Familie, eine schwarz — eine blond — zu blond fast, juna, laun neuneun vielleicht. Nun fiel der einen ihr Spitzen-

lächeln just vor seinen Fuß. Er hob es auf, — es duftete nach einem starken, anisdringlich süßen Parfüm.

Mit der linken Hand reichte er es dem Mädchen voll Galanterie.

Aber schon hatten sie sich beide danach beugen wollen, schon bedauerten sie, den Verwundeten so angestrengt zu haben, und dann wiperten sie mit wissenden und doch halb geblendeten Augen:

„Merci, Monsieur le prince!“

„O, bitte!“ Er war vollständig Cavalier, schien hoch erfreut, daß sie ihn kannten, — plauderte ein wenig und machte, in ihrer Mitte gehend, lehrte.

Wie im Triumph führten sie ihn, den Herzog von Sorfona, den Prinzen von Maudon, über den Boulevard du Midi dahin, und er war stolz, zwischen ihnen schreiten zu können. Das hatten sie gut gemacht. Ihre Augenpaare zwinkerten sich belustigt über den „prince“ hinüber zu.

Dann hatten sie plötzlich Durst nach Kaffee, und freudestrahlend führte sie Prinz Petro in ein Lokal, das von elegantem Publikum gefüllt war.

Es wurde jetzt auch gleich etwas für den Abend verabredet, natürlich wollte man zusammenbleiben. Eigentlich waren die Damen zwar vergeben, aber ihm zuliebe machten sie sich gern frei.

O, auch Französinen wußten Mitglieder regierender Häuser zu schätzen. Selbstverständlich mußte er ihnen von seinen Kämpfen, von seiner Verwundung erzählen. Sie streichelten beide die arme, kranke Hand, sie hatten ja in ihrem Boulevardblättchen so viel von ihm gelesen. Heldenhaftes und Pisantes. O ja, man kannte den „petit Maudon“, von dem die Blätter anfänglich seiner Präbendentenkämpfe alle möglichen Romane zu erzählen wußten.

Er willfahrte gerne ihrem Wunsche, berichtete von dem Kampfe, und plötzlich kam ihm das alles, wie er es zwei hübschen, lustigen, neugierigen Dingen zu erzählen hatte, gar nicht so traurig vor, — nein, es gab ihm direkt eine gewisse Größe.

Nun plauderten auch sie von ihrem Leben. Natürlich hatten sie eine Stiefmutter daheim, waren in Paris Schneiderinnen gewesen, — dann aus der Stelle gekommen und wollten hier Arbeit finden. Aber — ihre Mittel waren erschöpft, sie mußten schon morgen zurück, noch dazu hatten sie Schulden, wo sie wohnten.

Nein, das duldete er nicht, — schob ihnen diskret eine Banknote zu, — um das alles zu begleichen, man wollte doch ein paar Tage wie gute Fremde sich gemeinsam Nizza und die herrliche Umgebung anschauen.

Sie meinten, man spräche wohl noch abends darüber. Ihr leichter Ton, ihr lustiges Gezwitscher, das nur dann und wann ein Einschlag Sentimentalität zu echt erscheinenden Tönen hob, behagte ihm, — entzückte ihn sogar.

Nur keine Tragik mehr, nur keine großen Gefühle. Die Menschen hier hatten sich das alles auch längst abgewöhnt.

Er maß sie unbemerkt. — Aber welche? dachte er. Welche? Die Wahl wurde ihm schwer. Beide bemühten sich um ihn, jede in ihrer Weise. Die schwarze mehr in Uebermut, die blonde mehr voll stillem Mitleid und Hochachtung. Und beides tat ihm wohl. Na, — sie würden aufeinander nicht zu arg eifersüchtig sein. Das war die Hauptsache, die Entscheidung wollte er — später — vielleicht von Fall zu Fall treffen.

Er schlug vor, noch eine Fahrt längs des Meeres zu machen. Beide klatschten in die Hände vor Freude. Er winkte, als sie aus dem Café getreten waren, einen Wagen heran, tröstete sie, daß morgen sein eigenes Auto da wäre, und sie fragten interessiert, ob er einen großen, goldenen Herzogshut trüge und ob der Chauffeur livriert wäre.

„Natürlich!“ Das alles konnte er ihnen bieten, und wenn sie wollten, engagierte er noch einen schwarzen Boy für den Bod.

„Nein, vor dem fürchteten sie sich, ihnen wäre ein blonder Prinz lieber.“

„Aber zu zweit — einen!“ meinte er lachend.

„Er wäre so schön und nett, daß man sich gerne in ihn teile!“

„Kon!“ sagte er, dann fuhrten sie am Meere dahin. — Die Sonne sank schon, und es wurde ein wenig kühl, aber das machte nichts. Man sah ja zu dritt im Fond, zwischen den ungleichen Schwestern, zwischen Ninette und Florence. Noch verwechselte er ihre Vornamen dann und wann. Und jede war enttäuscht, daß er nicht wenigstens sie kannte.

Als sie zurückfuhrten, flammten die ersten Lichter auf. Den Hut ein wenig im Nacken, den linken Arm um die Taille der schwarzen Ninette, sah er da und entschuldigte sich bei Florence, daß er sie mit dem verwundeten Arm nicht auch umfassen konnte. Aber sie hing sich ganz fachte in den Oberarm und meinte, seine Hand streichelnd, ihr, als der ernstere, sei dieser Heldenarm lieber, viel lieber, und sie küßte ganz leicht seine Hand.

Wie zwei Mädchen, die behaglich knurrend sich schmeicheln ließen und ihre Krallen hübsch eingezogen

hielten, kamen sie ihm vor, — so schmiegsam, so biegsam, so weich und lässig.

Und man nahm sie nicht ernst, man spielte mit ihnen, fühlte da drinnen im Herzen nicht mehr als Behagen, hatte gar keinen großen Plan und Gedanken, als sich einmal so recht prinzlich-oberflächlich zu amüsieren.

In wenigen Tagen waren die drei ein stadtbekanntes Aleeblatt. Wenn man vom Prinzen von Maudon sprach, hieß es nur: „Der Junge mit den zwei Mädchen!“ Und tatsächlich, die drei schienen nur für sich zu leben. Die Mädchen besonders sahen kaum einen anderen Herrn an, ganz arrogant und empört wie ihr Väter, wenn sie jemand musterte. Ja, so ein Prinz hatte seine Anziehungskraft und seine Kapitalien. Aber trotz seiner Lebemannsart gefiel Prinz Petro auch den seinen Damen, und sie bedauerten in endlosen Gesprächen, daß er andauernd mit zwei Grisetten herumzog, den ganzen Tag und die halbe Nacht. In der Nacht in den Bars und Varietés, da hätte man weniger dagegen gehabt, aber am helllichten Tage, da hätte er auch ihnen die Cour schneiden können. Daß er Geld genug hatte, hatte ja in den Augen der Nizzaer Gesellschaft sein verunglückter Feldzug gezeigt, und wer das nicht wußte, sah es an dem, was die Mädchen ihm kosteten.

Man selbst wußte es natürlich nicht genau, nur die Herren, die ihn abends da und dort sahen, erzählten davon. Er hielt darauf, daß sie immer gleich gelleidet gingen, und dreimal am Tag sah man sie in drei verschiedenen, aber stets zusammenpassenden Toiletten.

Wo er stand, ging oder saß, waren sie bei ihm. Er brauchte diese Sorgenbecher, um zu vergessen, wie er sagte. Nur, welche er bevorzugte, wußte niemand. Er selbst vielleicht nicht. Die Mädchen kämpften ganz heimlich um ihn. Und jede glaubte, seine Gunst mehr zu besitzen, und jede war doch auf die andere wahnsinnig eifersüchtig. Aber vor ihm hüteten sie sich, das merken zu lassen.

Prinz Petro kam durch all die folgenden Tage und Wochen nicht recht zum Bewußtsein seiner Selbst. Er fühlte sich wohl zwischen dem Geplauder und Gezwitscher der beiden Mädchen, und wenn er auch wirklich in irgend einer einsamen Minute sich der Hohlheit dieses Lebens, der Kosten dieser Wochen bewußt wurde, so half die nächste Minute in der Gesellschaft oder hinter dem hohen Büfett eine Bar ihm wieder darüber hinweg.

Ein Mißtrauen gegen die Welt, in die er eigentlich hineingehörte, gegen Adelige, Reiche, gegen die internationale gute Gesellschaft hatte ihn erfasst. Da nahm man ihn als den Herzog von Sorfona, wollte ihm raten, — da wurde eine Liebschaft, ein unbedachtes Wort zum Verhängnis, — kaum begann man zu flüstern, — so schob sich die Staatsraison, die Aussicht auf eine Heirat, die Möglichkeit verlobt zu werden — schon hinein.

Frei sein, mit Geld und Koblese sich frei halten, dachte er, und wußte nicht, wie abhängig er war, seit er hier lebte, — er konnte sich ohne die Mädchen kaum mehr zeigen. Gewisse Kreise waren ihm verschlossen, — wenn er sie auch gar nicht anstrebte — aber er mußte sie doch direkt meiden. Zu seinem ruhigen Gedanken kam er mehr, zu keinem Brief an seine Mutter. Was hätte er ihr auch schreiben sollen, was sie nicht getränkt, geschnitten hätte.

Plauderten die französischen Blätter nicht genug über ihn, und erzählten es die deutschen nicht willig nach? Längst würden die Eltern, die Schwester, die vornehme Welt und die Sorfonesen das alles wissen.

Sie sollten es wissen. Eine trohige Witte hatte ihn erfasst. Sie sollten es samt allen Uebertreibungen glauben. Er war lange genug der Bräutigam gewesen. Jetzt machte er, was er wollte. So glaubte er und tat doch nur, was Ninette und Florence wünschten.

Anfangs empfand er das gar nicht, — aber jetzt hatte er doch oft Stunden, wo er allein sein wollte. Dann fielen alle beide über ihn her, weinten und meinten, er sei ihnen nicht treu, er liebe sie nicht mehr — und wollte nur noch ihnen los — zu irrend einer anderen.

Solche Szenen schmeichelten ihm nur, ließen ihn desto lieber und freigebiger sein, nur ganz selten ging er doch allein fort: Das kam höchstens am Abend vor, dann schlüpfte er in eine der seinen Bars, ja, ja, die Mädchen hatten gar nicht so unrecht, da saßen andere, die ihn umflüsterten.

Mitten am Partisch hatte er schon seinen Stammplatz. „Seinen Thron“, wie scherzend eine der Damen gesagt hatte, „seinen Thron von Sorfona.“ Die Zigaretten zirkten auf ihren Füßeln die ganze Nacht, erprehten durch die alte Sorfonese Nationalhymne Banknoten von ihm — und er lächelte nur dazu. Jemand ein frecher Dachs ließ sogar ein anzügliches Couplet steigen und Prinz Petro applaudierte und trank Schnäpse, Champagner, so viel es ging.

Als er heute wieder seinen „Thron“ bestiegen und mitten im schönsten Flüstern war, — eine dunkelbläuliche Spanierin am Büfett gab vor, aus Sorfona zu stammen

— da klopfte ihm jemand auf die Schulter. Als er sich rasch umdrehte, stand — Herr Miarotti vor ihm, hielt ihm die behandschulte Rechte entgegen, sagte aber gleich: „Um Gottes willen, lassen Sie sich nicht stören. Ich sehe, Ihre Zeit ist kostbar!“

Ein wenig erschreckt hatte sich der Prinz erhoben. Er wußte nicht, sollte er sich zu ihm setzen. Dann blieb er doch. Aber alle Lust zum Flüstern war ihm vergangen. Ganz unsicher war er geworden. — „Nein, er mußte sich doch zu dem schwarzbärtigen Herrn setzen, einem früher flüchtigen Bekannten“, meinte er zur Büfettbabe.

„Ich habe Ihnen noch zu danken, Herr Miarotti“, sagte er in aufwallender Ehrlichkeit. „Sie waren mein Lebensretter!“

„O, bitte, ich freue mich doppelt, Sie jetzt so guter Dinge zu sehen. Eine Tat des Anstandes, der Menschlichkeit, nichts weiter. Es wäre jammerschade gewesen, Sie umkommen zu lassen. Alle Mädchen von Nizza hätten mich dafür verantwortlich machen können.“ Dann fuhr er fort: „Es freut mich aber, daß Sie mich endlich erkennen, Prinz Petro. Ich bin fast schon so lange in Nizza wie Sie und habe Sie schon oft gesehen, freilich noch nie allein!“

„Ja, ich hab' viel zu tun!“

Miarotti lächelte fein. Na, es war gut, daß seine Damen noch in St. Moritz weilten, die hätten Augen gemacht, wenn sie ihrem vergötterten Prinzen, dem er das Leben gerettet, hier immer mit Grisetten begegnet wären.

„Ja, ja, Sie sind äußerst beschäftigt. Aber natürlich nach den Strapazen des Krieges erholt man sich. Ihr Arm ist doch gut geheilt?“

„Leidlich, Herr Miarotti, er bleibt ein wenig steif!“

„O, wie schade! Da wird es mit dem Reiten nichts mehr sein?“

Daß er ihn gleich indirekt an den Baden-Badener Sieg und damit an seine Tochter Isabella erinnern mußte!

„Ich weiß nicht, man muß abwarten!“ sagte er schroff.

„Freilich, es gibt ja auch andere Sports! Zu den schönsten gehört: Das Flirten. Prinzlein, sagen Sie mir nur das eine, wie Sie das machen, daß alle Mädchen in Sie verschossen sind. Wo man hinkommt, in die pikantesten Lokale, die schönsten Dinger schwärmen nur von Ihnen! Die Gabe möchte ich alter Mann auch besitzen! Könnte sie gut gebrauchen, bis meine Frau kommt!“

„Erwarten Sie Ihre Damen, Herr Miarotti?“

„Ja, in nächster Zeit vielleicht schon! Diesmal bin ich auch mal aus meinem Kontor gekrochen, wir wollen uns in den nächsten Wochen hier treffen. Wissen Sie, Sorfona ist schön, — aber man wittert etwas, daß ich Sie fliehen ließ, und ist auf mich nicht mehr gut zu sprechen!“

„Das macht mich untröstlich — wirklich, Herr Miarotti! Ich weiß auch gar nicht, wie ich für alles danken soll.“ Prinz Petro redete sich ganz in Eifer. Plötzlich sagte er fast feierlich: „Herr Miarotti, darf ich Sie einladen, mit mir eine Flasche Champagner zu trinken, auf meine glückliche Flucht!“

Herr Miarotti strich sich mit der Hand den wohlgepflegten Spitzbart, um ein Lächeln zu verbergen. „Sie verführen einen Gegner, königliche Hoheit. — Meinetswegen, wenn ich die nächste einwillen kalt stellen lassen darf!“

Dieser junge Prinz amüsierte ihn. Er wollte ihn doch näher kennen lernen, was eigentlich an ihm sei.

Man brachte den Eisbübel, schüttete zwei Gläser voll, — Prinz Petro hob seinen Kelch zu Miarotti hin. Stumm tranken sie.

Nun kamen auch eine und die andere der Büfettmädchen heran. — Miarotti zog gleich eine neben sich auf den Stuhl. Aber er merkte, auch ihr Interesse galt dem Prinzen, trotzdem dieser sie kaum beachtete.

Auf einmal war er scheu und spröde geworden, vor dem Vater Isabellas verging ihm die Lust am Flirt.

Miarotti neckte das Mädchen, meinte: „Ihr seid ja alle in den Prinzen verliebt, Kinder! Sagt mir, warum? Seht Ihr denn nicht, daß er alle Tage gleich mit zweien im Auto fährt?“

Das Mädchen lächelte: „Die liebt er ja gar nicht!“

„Oho!“ sagte Petro.

„Wer liebt er denn?“ fragte Miarotti amüsiert, „doch nicht Dich, kleine Krabbel!“

„Nein, leider mich auch nicht!“ sagte das Ding mit einem Augenaufschlag.

„Ja, wen denn dann?“

„Ich glaube, irgend eine vornehme, ferne Dame.“ Herr Miarotti war diese Antwort selbst ein wenig unangenehm.

„Ach, Unsinn, Kind!“ meinte er untwirsch.

(Fortsetzung folgt.)



Das natürliche Mineralwasser für Gesunde und Kranke

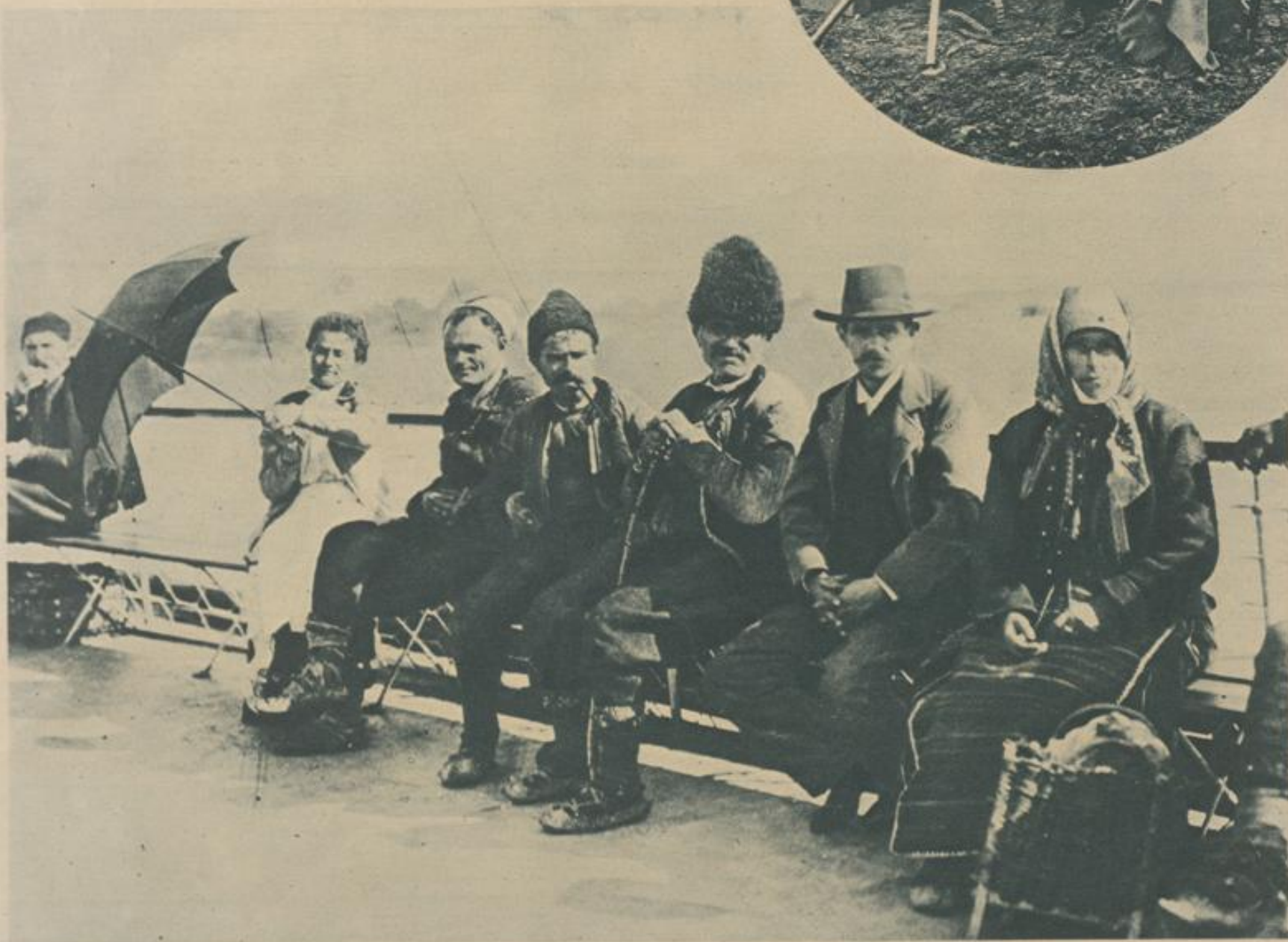
Der Krieg



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Serbische Reservisten an der Grenze beim Mittagsmahl.

Zum nebenstehenden Bild: Serbische Soldaten von einer Maschinengewehrabteilung.



Ein Bild von der Fähre, die den Uebergangsverkehr zwischen Oesterreich und Serbien bei Semlin vermittelt.

Phot. Berliner Ill.-Bör.

Am Samstag ist die Entscheidung gefallen. Sie lautet: Krieg. Die Note, die der serbische Ministerpräsident in Belgrad Baron Giehl überreicht hat, war ungenügend. Schon befinden sich die Truppen Oesterreichs auf dem Marsch in serbisches Gebiet. Was die Zukunft noch bringen wird, weiß augenblicklich niemand. Namentlich die Haltung Rußlands steht im Vordergrund des Interesses. Die Nachrichten lauten bisher zwar nicht gerade bedenklich, aber immerhin lassen sie doch auf eine große Bewegung in Petersburg schließen. Die Aufregtheit der französischen Presse trägt natürlich auch nicht zur Beruhigung bei. Augenblicklich steht in Deutschland noch alles unter dem Eindruck der ersten Nachrichten. Die Meldungen von der Mobilisierung sind in allen deutschen Städten mit großer Befriedigung aufgenommen worden. Es ist vielfach zu öffentlichen

mit Serbien.



Die 25 Kommandanten der serbischen Armee.

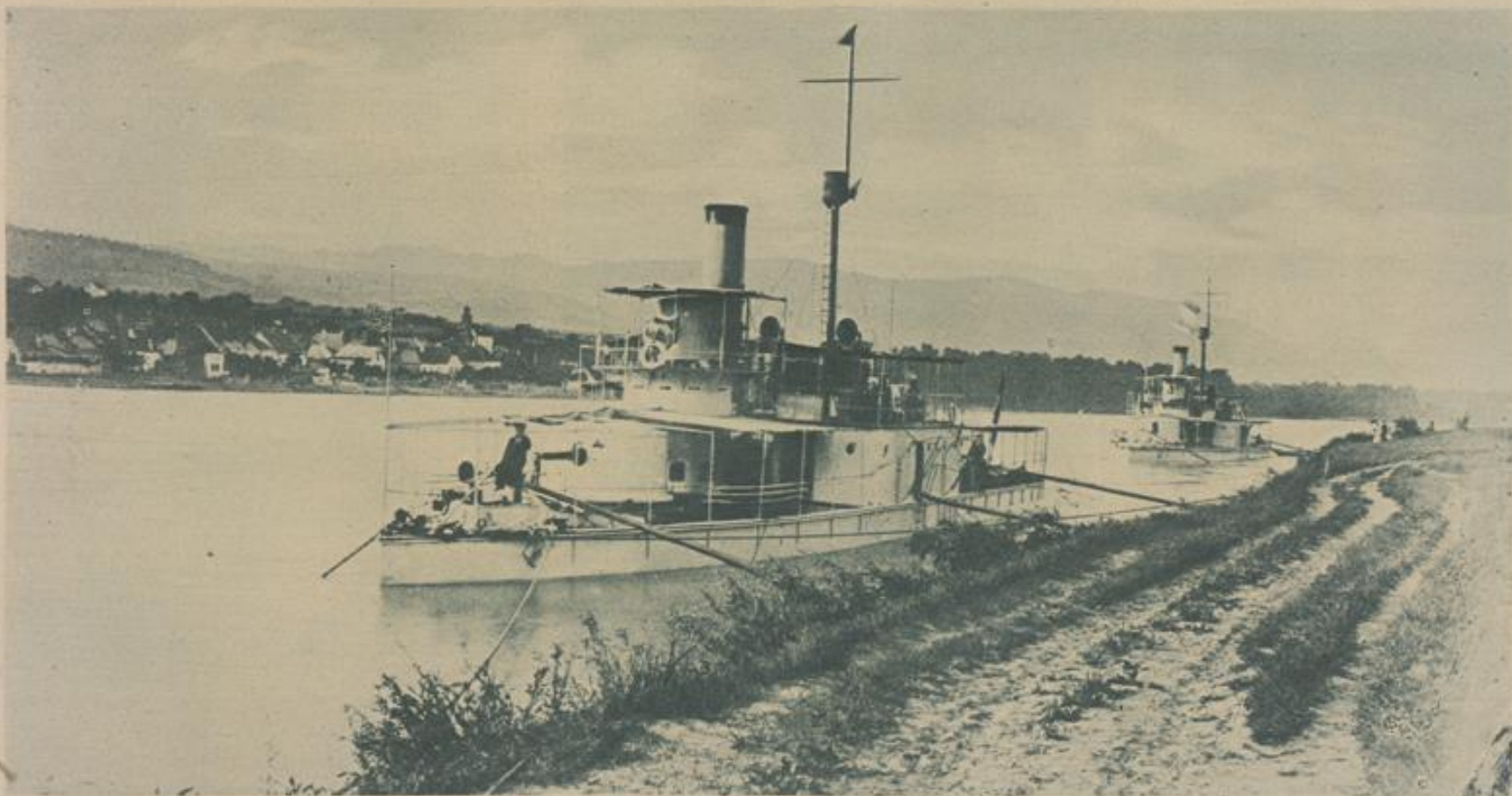


General Bozidar Pantkovič, Präsident des Vereins Narodna Obrana (Nationale Verteidigung), dessen Auflösung Oesterreich in seiner Note an die serbische Regierung gefordert hat.



Serbische Infanterie im Felde.

Vorbedingungen gekommen. In Berlin zogen Tausende vor die österreichisch-ungarische Botschaft, wo der Gesandte eine kurze Ansprache hielt. In Frankfurt wurde die erste Nachricht von der Ablehnung der serbischen Antwort und der Mobilisation Oesterreichs von einem Balkon des Gebäudes der „Frankfurter Zeitung“ verkündet und mit Hochrufen aufgenommen. Wir bringen in unseren Abbildungen Bilder von dem Grenzgebiet und hoffen, in den nächsten Nummern Aufnahmen direkt vom Kriegsschauplatz veröffentlichen zu können.



Donau-Monitore, die österreichischen Donau-Kriegsschiffe.

Ph.D. Oskar Kumbel, Berlin.

Leihbibliothek.

Von J. Leopold Schiener.

Auf seinem Sofa lag Herr Alfred Lindner bequem ausgestreckt und las gedankenvoll Jakob Wörbs Roman „Marich und Gothilde“, der ihm zufällig aus einer Leihbibliothek in die Hände gefallen war. Als er gähmend ein Blatt umwendete, fiel ein weißes Papier aus dem Buch auf den Fußboden. Was mochte das sein? Er bückte sich, um es aufzunehmen und gewahrte, daß es ein von Damenhand mit Blei geschriebenes, zierliches Billett war. Die ungewöhnlich feine Schrift und das Holzdunkel des Zimmers verhinderte ihn, auf seinem Platz den Inhalt zu lesen. Deswegen erhob er sich und trat schnell an das Fenster, wo es ihm glückte, folgendes zu entziffern:

Sollte zufällig ein junger Herr diesen Brief finden, so erhöhe er die Bitten eines unglücklichen Mädchens. Ich leide nämlich fürchterlich unter der Tyrannei eines Vormundes und weiß keinen anderen Ausweg, meinem Plagegeist zu entkommen, als daß ich möglichst schnell heirate. Sollte sich nun ein edler Mann finden, der die Rolle des Prinzen übernehmen und Dornröschen befreien will, so wird er dringend gebeten, sich nach der Klippenstraße Nummer 12 zu begeben und dort zwischen vier und sechs Uhr anzuklingeln. Zu dieser Zeit ist mein Vormund nämlich nicht zu Hause. Der die Tür öffnenden Magd sage der Besucher, daß er Fräulein Philomene Reuther zu sprechen wünsche. Er wird sofort empfangen werden. Hinzufügen möchte ich nur, daß ich ein Vermögen von sechzigtausend Mark besitze.

Ob der Prinz wohl kommen und sein Dornröschen befreien wird?

„Ja, ja, er wird kommen!“ rief der junge Mann erregt aus, „er kommt gleich! Sechzigtausend Mark sind

keine Kleinigkeit, die man so ohne weiteres fahren läßt. Ob mein Dornröschen auch wohl hübsch ist? Nun, wir werden ja sehen! Zwischen vier und sechs! Jetzt ist es zwölf! Inzwischen kann ich noch bequem zu Mittag essen und mir dazu eine gute Flasche leisten. Zu einem solchen Abenteuer muß man sich doch stärken.“

Die Uhr vom Frauenturme schlug gerade halb fünf, als Herr Alfred Lindner vor dem angegebenen Hause aus der Droschke stieg. Aus Rücksicht auf die sechzigtausend Mark hatte er es für passender gehalten, bei der Zukunftsigen vorzufahren. Hier oben auf der Höhe entwidelte sich dem Auge des verwöhnten Städters eine ganz neue Welt.

Gehörte dieser schöne, idyllische Stadtteil mit seinen altmodischen, von üppigen Schlinggewächsen umrankten Holzhäusern und seinen grasbewachsenen, krummen Straßen wirklich zu der vornehmen, modernen Hauptstadt? Und doch, dort unten erblickte er ja den Tiergarten — welch herrliche Aussicht!

Herr Lindner fand aber keine Zeit, dem Genuß des Panoramas sich hinzugeben. Er hatte etwas Wichtigeres zu tun. Klopfenden Herzens näherte er sich der Haustür von Nummer 12 und schellte. In Uebereinstimmung mit dem Schreiben öffnete ein Dienstmädchen.

„Entschuldigen Sie, ich möchte Fräulein Philomene Reuther sprechen.“

„Bitte, folgen Sie mir!“ entgegnete das Mädchen.

Ueber einen mit Blumenbeeten geschmückten, fast ländlichen Hofplatz führte sie ihn in einen langen, schmalen Gang, an dessen Ende das Mädchen auf eine Doppeltür wies und sagte:

„Dort treffen Sie Fräulein Reuther.“

Darauf ließ sie ihn stehen und entfernte sich leise.

Herr Lindner hörte sein Herz schlagen. Nichtsdestoweniger klopfte er an die Tür und betrat auf ein schwaches „Herein!“ ein großes Zimmer.

„Verzeihung, wenn ich störe,“ wendete er sich stammelnd an eine alte Dame, die sich in einem bequemen Lehnstuhl aufrechtete, „eine höchst eigenartige Angelegenheit führt mich hierher. Ich möchte Fräulein Philomene Reuther sprechen.“

„Ah,“ unterbrach ihn die alte Dame, eine stattliche Sechzigjährige. „Das bin ich. Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs?“

„Ah, Sie sind Fräulein Reuther?“

„Zarwohl!“

„Fräulein Phi-lo-me-ne Reuther?“ wiederholte er bestürzt.

„Ja, das bin ich. Ist das so wunderbar?“

„Verzeihung. Haben Sie wirklich diesen Brief geschrieben, den ich in des seligen Wörbs Roman „Marich und Gothilde“ fand?“ fragte er und überreichte ihr das Billett.

Die alte Dame setzte ihre Brille auf die Nase und las. Darauf sagte sie laut lachend: „Ja, das habe ich geschrieben. Nur schade, daß Sie den Brief nicht früher gefunden haben. Denn Sie scheinen wirklich der gesuchte Prinz zu sein. Ich bin aber zum Dornröschen inzwischen zu alt geworden. Diesen Brief schrieb ich vor vierzig Jahren.“ — Sie lachte, daß ihr die Tränen herunterrollten. Alfred Lindners Gesicht wurde davon nicht schlauer.

Bauernköpfe.

Merkwürdige Köpfe. Da ist keine einzige Linie, die nach Schönheit geizt, alles ist nur wahr und wie schön dadurch. „Das wirklich Menschliche ist das wirklich Schöne,“ an diesen Studentköpfen einer jungen Münchner Künstlerin wird man die Richtigkeit dieses Satzes inne, auf dem sich seit Jahrhunderten die Wirkung tiefer, im Innersten ergreifender Kunst aufgebaut hat. Mit Freude begrüßt man solche Leistungen, sind sie doch auch ein Ausdruck des künstlerischen Ernstes unserer Zeit, die vom Spielerischen nichts wissen will, sondern mit Inbrunst den Anschluß ans wahre Leben und die wahren, ehernen Gesetze der Natur und des Menschseins sucht.

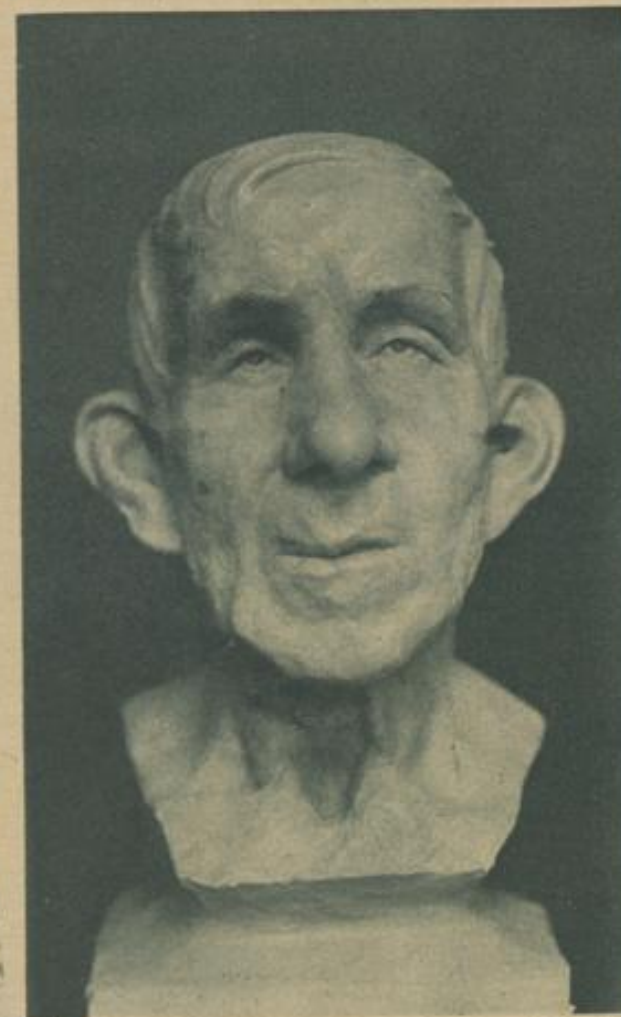
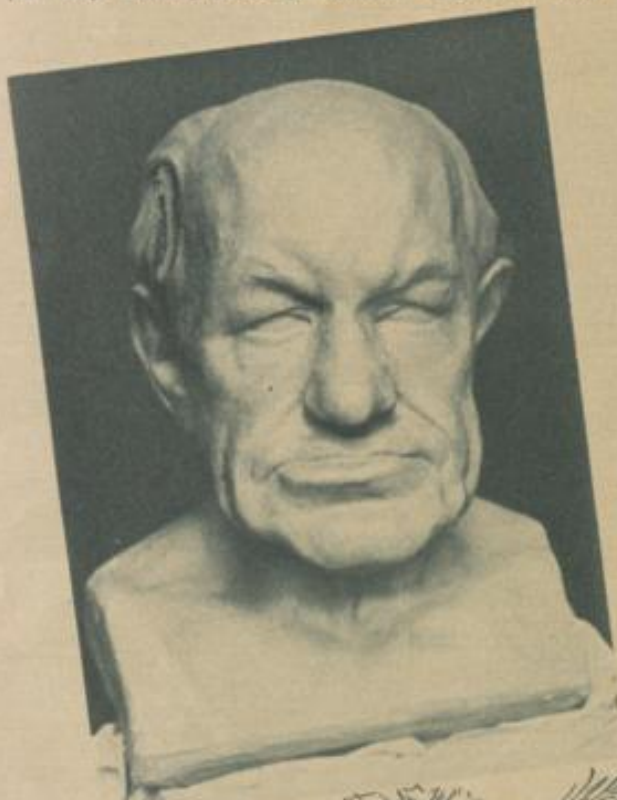
Bauernköpfe, Leute, die das Schicksal irgendwie und irgendwann in die Großstadt verschlagen hat. Wer in Gesichtern lesen kann, wird sich erfreuen an der feinen Wiedergabe des Wesentlichen. Welche verhaltene Schlauheit läßt der Kopf des Mittelbildes erraten, wie sprechend sind diese kleinen, etwas geknickten Augen, wie leicht

und düstlich ist das lose, liegende, spärliche Haar, wie lustig der zahnlose, etwas schiefe Mund. Unwillkürlich schleicht man aus diesem Kopf auf einen nicht wortfargen, lebendigen Charakter des Modells. Der Kopf der anderen Bilder (en face und in Profil) ist ein vollkommenes Gegenpiel zum Mittelbild. Hier ist die Idee von Körper- und Willenskraft, die Reste einstmaligen Troges, unvergleichlich wahr festgehalten. Der faltige Mund, der im Alter noch eine brutale Dickköpfigkeit seines Besitzers erraten läßt, der nur an den Seiten noch leicht behaarte Schädel, der merkwürdig nach innen

gerichtete Blick, alles ist der Natur mit großer Liebe nachgefühlt, nachgedacht und in treuer Wahrhaftigkeit nachgebildet. Besonders interessant ist der Vergleich von en face- und Profilbild, dessen anregende Ausführung wir dem Leser überlassen wollen. Noch einige Worte über die jugendliche Künstlerin. Fräulein Luz Weisenburger (München) ist eine Schwäbin aus Ulm. Die junge Bildhauerin hat sich erst ziemlich spät, vor nicht ganz zwei Jahren, entschlossen, ihrem inneren Drängen, das sie zu plastischem Gestalten hinzog, nachzugeben. Zuerst arbeitete sie in Frankfurt a. M., siedelte aber vergangenes Frühjahr nach München über. Die Künstlerin beschränkt sich bisher mehr in ihren Arbeiten auf die Porträtplastik, die ihr, wie unsere Bilder zeigen, es ermöglicht, scharfer Beobachtungsgabe adäquaten Ausdruck in ihren Arbeiten zu verleihen.

„Die höchste Liebe, wie die höchste Kunst, ist Andacht. Dem zerstreuten Gemüt erscheint die Wahrheit und die Schönheit nie.“

(Herder.)





Frau Dr. Lingner.

Porträt von Frau Dr. Lingner (Kunsthaus, A. 101)



Eine Seebadamazone.

Foto: Maxime Zeman, Prag.

„Vom Küssen.“

Was ist ein Kuß? Dumm! Frage! Alle kleinen und großen Damen lächeln; sie wissen es haargenau, und es ist weltbekannt, daß ein Kuß zwischen Liebenden als Segen gilt. Rechtwardig ist, daß bei allen Aufträgen das zarte Gesicht als allein gültiger Beurteiler angesehen und der männliche Jüngerchen-Stammpunkt von gänzlich ausgeschaltet wird. Das hat sich nun in neuerer Zeit sehr bitter geändert, denn eine Unzahl sehr gelehrter Vertreter des harten Geschlechts entspringen sich als große Küsserlinge. Im Kampf gegen diese Gänsebezugung haben sie sich auf die Bakteriologie, die unheilvertreibende Disziplin von den anstehenden Krankheiten.

Wenn auch überdies ein so voller Cerimonialität gegebener Kuß auf andere anstehend wirken kann, so glauben wir doch nicht an die verheerende Wirkung der Schweißchen unter Liebenden. Ja, wir sind der Ansicht, daß gerade der Liebeskuß nicht wie gewöhnlich wird — langes Stöhnen und Tod, sondern im Gegenteil neues Leben bedeutet; er bildet gewissermaßen die zarte Einleitung gegen das jetzt im Vordergrund des Interesses stehenden Geschlechterkämpfe. Schallen wir aber einmal die Weisheit als Richter über die Definition des Kusses aus, verstehen wir, was die Hygieniker über die „schmutzigen Finger“ sagen, und lassen wir zunächst den Juristen das Wort. Heute wird es den Vertretern der Rechtspflege keine Küsserlinge mehr bereiten, wenn sie entscheiden müßten, ob der Kuß der adeligen oder der bürgerlichen Frauen verschieden zu werten seien. In der klaren Zeit, Anfang des 19. Jahrhunderts, wo der Mensch erst mit dem Baron anfang, wählten indessen keine Zweifel darüber, daß die Kuße adeliger Damen viel höher zu veranschlagen seien als die der „einfachen“ bürgerlichen. Diese merkwürdige Auffassung vertrat auch die Kriminalrichter jener Zeit. Sie gingen gegen die Küsserlinge, die sich erdrehten, „unablässig“



Die Bagreuther Walfürer mit Kapellmeister Kettel.

Aufgenommen von Zeman J. Zoch (Prag).

Küssen zu verhindern, mit aller Strenge vor. Noch um das Jahr 1781 erblickt ein Prager, der dem Kränlein v. S. der Tochter eines hohen Adels, ein ganz kleines Häufchen ausdrückte, das geistliche Siegel und ebendies, 2 Jahre später justifiziert. In der Gegenwart ist der „Küsserling“ zwar weniger riskant und konspizuell, doch wird er zuweilen energisch verfolgt. So verurteilte das Schwurgericht in Putnam, im Staats Connecticut, am 19. Juli 1911 einen 27-jährigen Mann, der auf der Straße einer vorübergehenden Dame den Arm um die Hüfte gelegt und sie auf die Waage geküßt hatte, zu einem Jahr Gefängnis und 200 Dollar (1 Dollar gleich 125 Pf.) Geldbuße, eigentlich eine allzu gepreßte Carition, zumal wenn man bedenkt, daß der Kuß eigentlich sein Ziel verfehlt hatte.

Die Volkmeinung kennt eigentlich keine Küsserlinge; sie meint nämlich, der Kuß würde ja nichts abgenommen, im Gegenteil, sie belächelt etwas. Daher sei es nur recht und billig, daß die Gesetze die „Deliktäre“ wieder zurückgeben. Und das soll öfter vorkommen. Benignus wird so etwas Ähnliches aus einem Bezirk der rheinischen Gegend gemeldet. In dem Dorfe Oberkirchen im Kreis St. Wendel soll es was sein, daß jedes Mädchen, das von einem Putschen einen Kuß empfängt, ihn auch zurückgibt. Allerdings soll das nur beim sogenannten „Küsserling“ der Fall sein. In einer amtlichen Bekanntmachung vom Oktober 1910 heißt es: „In einigen Orten wird gelegentlich der Abhaltung von Tanz- und Karnevalsveranstaltungen der sogenannte Küsserling aufgeführt. Es ist dies ein Tanz, bei dem Frauen und Mädchen öffentlich abtauschen müssen. Da dies gegen die guten Sitten verstoßt, erlaube ich den Tanz nicht mehr zuzulassen. Die Ausführung wird polizeilich überwacht, ggf. Polizeiverwaltung. Oberkirchen-St. Wendel.“

Die Veröffentlichung der Obrigkeit ist ein interessantes Dokument. Nämlich erst wird die Küsserei verboten, dann wird die Ausführung polizeilich überwacht. Wie kommt das zustande?



Neues einfaches Gesellschaftsleid in Schwarz-Weiß.

Die große Pariser Wochenshow ist vorüber und man ist in den einzelnen Ateliers der bedeutenderen Pariser Modehäuser gerade dabei, die ersten eigentlichen Herbstmodelle zu entwerfen und das zu Ideen zu verwirklichen, was man durch die Vorläufer andeutungsweise ausgedrückt hat. In Bezug auf Toiletten hat es während der letzten Rennen keine allzu großen Überraschungen gegeben. Man hält immer noch an den herrschenden Stilen und Richtungen fest und die *Châque robe*, wie auch die gewinkelte *Tuniqueroche* hat nach wie vor unvermindert große Ausblicke. Weiß und weißschwarz sind dominierend, vorerst weiße Seiden, dunkle Spitzenstoffe und Lingerie in Verbindung mit den düsteren *Noires*, Taffeten und auch schon neuartigen Samtgeweben.

Auch die plötzlich stark auftretenden *Samthüte* sind nicht zu den eigentlichen Neuheiten zu rechnen, eher noch in der Norm als im Ausdruck. Es war schon seit Jahren modern, zu hellen leichten Toiletten Samthüte zu komponieren, und man war zum Voraus gewiß, daß sich auch die heutige Mode dieses ungemein schmeichelnden Effektes nicht enthalten würde. Die Mehrzahl der Formen sind mittlere und größte, vorwiegend Bretons oder leicht seitlich in die Höhe gebogen. Aber auch für die kleine *Coque* macht sich eine starke Vorliebe bemerkbar und in einzelnen Ateliers der mondainen Welt spricht man davon, überhaupt nur solche kleine Gebilde anzufertigen.

Die meisten der Samthüte haben leichte Füllvolants, die zum Überfließen und wohl auch des Kontrastes wegen mit Pelz verbrämt sind. Sehr oft wird der gerippte *Tailloir* oder auch Taffet und Atlas in weiß zur Anfertigung des Überstandes

MODE

verwandt und Bandeau aus Habnenfedern, aus Croffereibchen, aus Paradies oder aus Strauß dienen als Garnitur. Ueberhaupt verzieht man sich wieder ziemlich viel von den besetzten Paradies und einfachen Stangenreibern.

Sehr viel verarbeitet sieht man natürlicherweise auch Band, vom glatten gerippten Band bis zu gerippten Samtqualitäten und von Taffet, Moire und Atlas bis zu breiten, doppelseitigen Samtqualitäten. Es dient nicht nur als Material für die Garnitur, sondern wird nach wie vor über den Rand herabgeführt, Bindegarnituren oder lose flatternde Habnenenden bildend. Als Neuheit sieht man gegenwärtig wieder neben den Straußbüschen und den in den Modebüchern vielzulebenden Pelzfoliers solche aus Malines und Chiffon, schwarzweiß verarbeitet und passend zu den Hüten mit Bandbändern garniert. Harmonisch sind auch die Schirme gehalten. Füllvolants und Bandgarnituren gehören keineswegs zu den Zierarbeiten.

Evelyn, Paris.



Neues Nachmittags- und Abendleid.



Phot. Ketter u. Co., München.
Der Münchener Arzt und Schriftsteller Dr. A. Noder
(A. de Nora) feierte am 29. Juli seinen 50. Geburtstag.



Sophie Frank, Kürnberg.
Das Reliefbild des neuen Gustav Schwab - Denkmals
in Ulm (Württemberg).



Phot. Eandem, Berlin-Südende.
Willy Hoffstätter. Ein schweizerischer Eisenbahnkondukteur,
der als begabter Lyriker gilt.

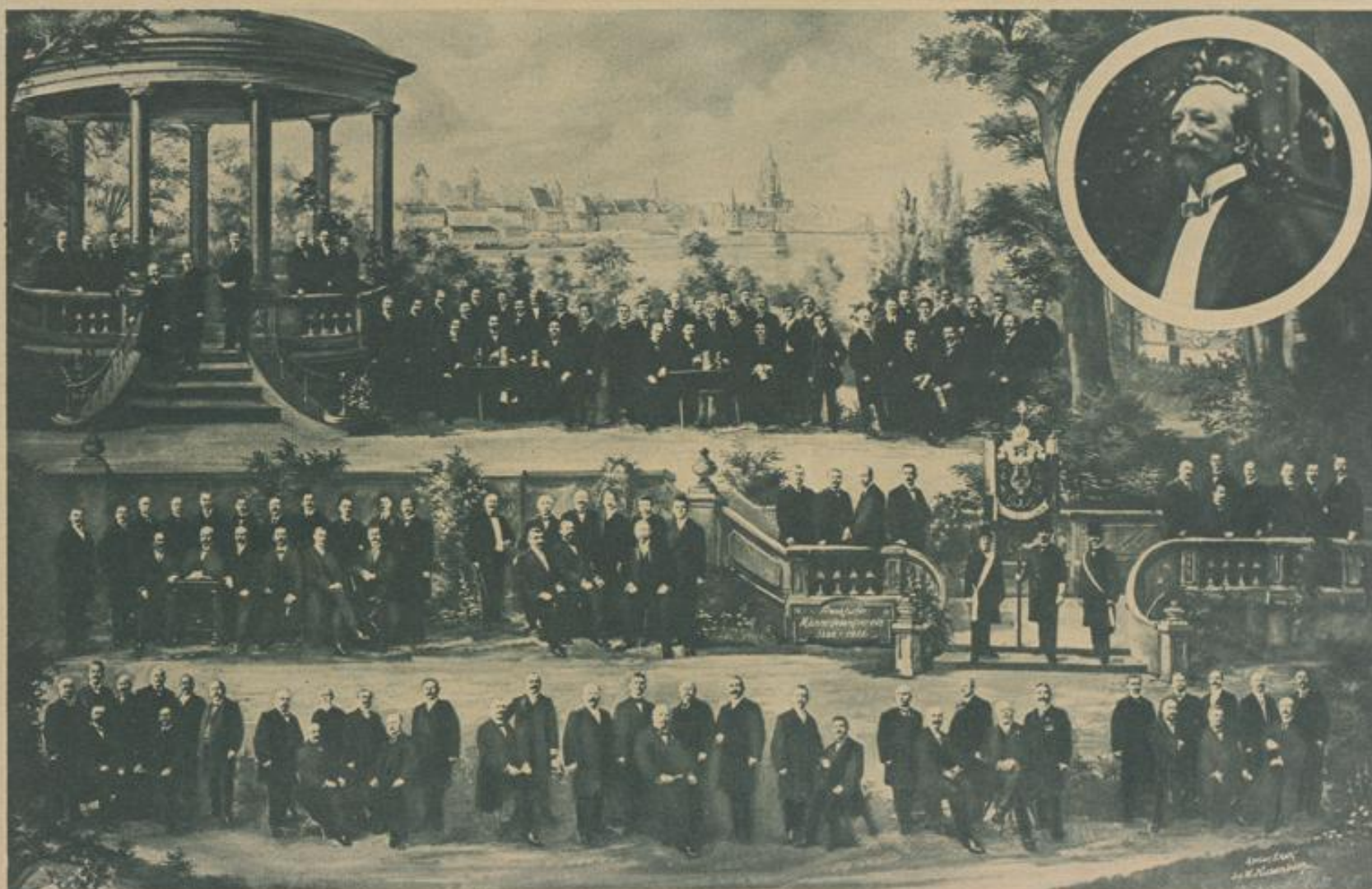
Die Eifersucht als Defektiv.

Weibliche Eifersucht sieht schärfer als der raffinierteste Detektiv, wie die Geschichte des Großkaufmanns Basil J. beweist. Diesem waren aus dem Sekretär seines Arbeitszimmers 23 000 Rubel in Banknoten auf ganz unerklärliche Weise gestohlen worden. Der Sekretär zeigte keine Spuren von Gewalt, und gar nichts deutete auf den Dieb. Die Gattin des Bestohlenen, eine wegen ihrer Energie gefürchtete Dame, kam am Tage des Diebstahls von ihrer Badereise zurück. Zwei Tage später meldete sie sich bei dem ihr bekannten Polizeidirektor. Hier entnahm sie einem mitgebrachten Paket ein dunkles Zofakissen, das leichte weiße Flecke aufwies, vier verschieden lange flossblonde Haare und drei an einer Gaumenplatte befestigte große Vorderzähne. „In Abwesenheit meines Mannes unterzog ich“, erklärte sie dem erstaunten Beamten, „sein Kabinett einer gründlichen Nachforschung. Das Resultat besteht hier in dem Zofakissen, in das, wie die Haare und die von Puder herrührenden weißen Flecken bezeugen, eine Frau ihren Kopf eingewühlt hat. Die drei Zähne lagen in



Ein jugendlicher Raucher im südlichen Mexiko,
wo die Mütter oft schon den Säuglingen eine Giftnudel in
den Mund stecken.
Aufgenommen von G. Landenberger.

einem Kästchen des Sekretärs und sind augenscheinlich von der — Dame verloren und von meinem sauberen Gemahl verwahrt worden. So, nun suchen Sie die Diebin.“ — Der Polizeigewaltige versprach, sein Bestes zu tun, und er hielt Wort. Die Haare entpuppten sich als sogenannte tote, d. h. abgestorbene Haare, sie waren aus einem falschen Zopf. Die Flecken des Zofakissens stammten faktisch von Schminke, wie die mikroskopisch-chemische Analyse ergab. Die wirklich prachtvollen Zähne paßten, so meinte ein Zahnkünstler, vortrefflich zu dem Gebiß einer Engländerin, die sich bekanntlich durch Größe und Schönheit ihrer Vorderzähne auszeichnen. Diese drei Indizien zusammen gaben ein Signalement, auf Grund dessen man sich die Damen der Demimonde von Petersburg näher ansah. Unter diesen war eine Engländerin, die sich schminkte, vier falsche Vorderzähne und einen falschen Zopf trug. Sie gestand alles ein. So konnte die wegen „ihrer Energie gefürchtete Dame“ ihrem verblüfften Gatten bis in die intimsten Details die Geschichte des Diebstahls erzählen.



Der Frankfurter Männergesangsverein hat kürzlich eine erfolgreiche Sängerfahrt nach Marburg-Kassel unternommen. Oben: Dirigent Königl. Musikdirektor Hans Rosenmeyer.

Der Krieg mit Serbien. — Die Kundgebungen des Publikums.



1. Der Demonstrationzug Unter den Linden.
2. Auf dem Weg zur Berliner österreichischen Botschaft.



Die ersten Extrablätter über den Konflikt werden von einem Balkon der „Frankfurter Zeitung“ unter die wartende Menge geworfen.

Bei der Lektüre der Extrablätter in der Kaiserstraße in Frankfurt a. M.



Vorm Schloß in Berlin.



Begrüßung der Schloßwache Unter den Linden.